

# Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?

Verfasser

Christian Huber

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. Phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl laut Studienblatt: A – 190 313 456

Studienrichtung laut Studienblatt: Lehramtstudium Geschichte und Geographie

Betreuer: Dr. Hans Safrian



## Danksagungen

*Hiermit danke ich meinem Freund Salah Hamad, der mich durch seine afrikanischen Wurzeln zu diesem Thema inspirierte. Ebenfalls danke ich meinem Betreuer Dr. Hans Safrian, der mich beim Verfassen dieser Arbeit stets unterstützte. Weiters bedanke ich mich bei meiner Mutter und all meinen Freunden und Freundinnen, die mir im Verlauf dieser Schöpfungsphase mit Rat und Tat zur Seite standen.*



## Inhalt

|   |    |
|---|----|
| Einleitung.....   | 9  |
| Das Bild des Schwarzafrikaner in der deutschen Kolonialpolitik.....             | 12 |
| Einleitung .....  | 12 |
| Aufklärung – aller Anfang.....  | 12 |
| Barbarentum als Vorstufe der edlen Wilden?.....                                 | 15 |
| Missing Link: .....   | 17 |
| „Edle Wilde“ oder „grausame Bestie“ ? .....                                     | 18 |
| Vom exotischen Paradies zum „dunklen Kontinent“ .....                           | 22 |
| Konzentration auf die Kolonialpolitik am Beispiel .....                         | 24 |
| Einleitung .....  | 24 |
| Grundzüge des Kolonialismus und Imperialismus – Motive einer Kolonisation.....  | 24 |
| Verwaltung der Kolonien.....  | 27 |
| Methoden und Beschlüsse zur Rassenhygiene .....                                 | 29 |
| Kontrollstaat und Arbeitszwang.....   | 36 |
| Steuersystem der Kolonien .....   | 37 |
| Gründe und Ursachen für den Aufstand.....                                       | 39 |
| Kriegsverlauf.....  | 43 |
| Pressestimme zum Hereroaufstand.....  | 47 |
| Langfristige Planung oder spontane Handlung? .....                              | 48 |
| Diskurs Genozid vs. Kolonialkrieg.....  | 51 |
| Aufgabe und kulturelles Erbe der christlichen Missionen .....                   | 57 |
| Exkurs zu „Kolonialschuldfrage“ .....   | 60 |
| Hilfe zur Selbsthilfe .....   | 64 |
| Kulturmissionarischer- versus Sozialdarwinistischer Ansatz.....                 | 66 |
| Kolonialtruppendiskussion vor Beginn des 1. Weltkriegs .....                    | 68 |
| Aufruf an die Kulturwelt.....   | 71 |
| Kolonialtruppendiskussion während des Kriegsverlaufes .....                     | 73 |
| Rheinlandbesetzung durch schwarze Kolonialsoldaten - Die Schwarze Schmach... 78 |    |
| Einleitung .....  | 78 |
| Diskussion über den Einsatz schwarzer Besatzungstruppen.....                    | 79 |
| Propagandamittel.....   | 84 |
| Gegenpropaganda .....   | 86 |
| Frau und Rasse als Bestandteil des „Schwarze Schmach – Konglomerats“ .....      | 88 |
| Gegenstimmen zur „Schwarzen Schmach am Rhein“ .....                             | 90 |
| Auswärtiges Amt als Initiator .....   | 92 |
| Extremfälle.....  | 94 |

|  |     |
|--|-----|
| Sexualität, Nation und Rasse als treibender Motor der Kampagne .....       | 98  |
| Verdrehung der Tatsachen .....   | 100 |
| Exkurs zur „La honte noire“ .....  | 103 |
| Die „Schwarze Schmach“ als Antwort auf den „Untergang des Abendlandes“ ... | 108 |
| Präventivmaßnahme gesucht.....   | 111 |
| Sterilisation als Präventivmaßnahme .....                                  | 112 |
| Die Olympischen Spiele 1936 in Berlin.....                                 | 119 |
| Einleitung .....   | 119 |
| Vergabe der Olympischen Spiele.....  | 120 |
| Interventionen der NSDAP und deren Anhänger .....                          | 121 |
| Zur Ehre und Ruhm der Jugend der Welt .....                                | 126 |
| Leni Riefenstahl und ihr Werdegang .....                                   | 126 |
| Berg film .....  | 127 |
| Das Riesenprojekt Olympia.....   | 129 |
| Filmfinanzierung .....   | 130 |
| Intensive Vorbereitungen.....  | 131 |
| Analyse „Fest der Völker“ und „Fest der Schönheit“ .....                   | 133 |
| Einleitung.....  | 133 |
| Olympische Idee der Verbrüderung? .....                                    | 133 |
| Nationale unter Tisch fallen lassen? .....                                 | 139 |
| Prolog.....  | 140 |
| Fackellauf .....   | 143 |
| Ablauf .....   | 144 |
| Einzug der Nationen .....  | 146 |
| Kunst oder Propaganda? .....   | 147 |
| Jesse Owens .....  | 151 |
| 100 Meter Lauf oder der schnellste Mann der Welt.....                      | 153 |
| Weitsprung der Herren .....  | 154 |
| 4x 100m Staffel der Herren .....   | 155 |
| Hand – shake Mythos.....   | 156 |
| Absteigender Ast versus „unbesiegbarer“ Newcomer .....                     | 159 |
| Max Schmeling .....  | 160 |
| Joe Louis.....   | 161 |
| „Jack Johnson Syndrom“ .....   | 162 |
| Vorbereitungen außerhalb des Rings – „I have seen something“ .....         | 163 |
| Der Kampf.....   | 166 |
| Arno Hellmis „die braune Stimme aus New York“ .....                        | 167 |
| Die Wogen nach dem ersten Kampf .....                                      | 170 |

|                                    |     |
|------------------------------------|-----|
| Der Titelkampf.....                | 171 |
| Zusammenfassung .....              | 175 |
| Quellenverzeichnis .....           | 181 |
| Primärliteraturverzeichnis.....    | 181 |
| Sekundärliteraturverzeichnis ..... | 181 |
| Internetverzeichnis.....           | 184 |
| Filmverzeichnis .....              | 185 |
| Abbildungsverzeichnis .....        | 185 |
| Anhang .....                       | 187 |
| Abstract.....                      | 187 |
| Lebenslauf .....                   | 189 |



# Einleitung

***Es genügt zu zeigen,  
was wir aus ihnen gemacht haben,  
um zu erkennen,  
was wir aus uns gemacht haben.***

Jean-Paul Sartre

Das europäische Bild des Afrikaners hat sich im Laufe der Jahrhunderte oft gewandelt. Dabei hat es tiefschneidende Kerben hinterlassen, die sich in der heutigen Gesellschaftsstruktur noch widerspiegeln. Obwohl unsere Gesellschaft mit dem heutigen Bildungsstandard als aufgeklärt gilt, sind dennoch zahlreiche Fragen bzgl. der schwarzafrikanischen Bevölkerung noch ungeklärt. Noch mehr rassistische Stereotypen haben sich über Jahrhunderte hinweg gebildet und sind uns bis in Gegenwart „erhalten“ geblieben und finden demnach noch immer Verwendung ohne dabei kritisch hinterfragt zu werden. Mit dieser Arbeit möchte ich meinen Beitrag zu diesem Diskurs leisten und einen Einblick in die Imagologie des Schwarzafrikaners ermöglichen.

Die folgende Arbeit beschäftigt sich primär mit zwei Zielen:

- Erstens möchte ich darlegen, dass ein gewisser deutscher Rassismus schon weit länger existiert als oft angenommen und sich über Jahrzehnte lang durch die deutsche Geschichte erstreckt.
- Und zweitens das Bild des Schwarzafrikaners auf standardisierte Klischees beruht, die in einem direkten Verhältnis mit Konflikten und Umbrüchen der deutschen Gesellschaft stehen.

Die Wurzeln dieses Rassismus liegen bereits in der Aufklärung und haben sich unter dem Gesichtspunkt einer anscheinend modernen aufgeklärten Gesellschaft in den verschiedensten Bereichen konstituiert. Antisemitismus gegenüber Juden ist ein vielfach diskutierter Begriff, doch wurde ungeachtet dessen, die „schwarze Rasse“ in ihren Grundzügen stigmatisiert und diskriminiert.

Nun stellt sich der Leser vermutlich die Frage, inwieweit Deutschland etwas mit Schwarzafrika zu tun hat. Man beachte aber, dass Deutschland wenn auch nur kurz

über Kolonien (Schutzgebiete) vor allem in Südwestafrika verfügte und sich aus Liaisons der Siedler mit einheimischen Frauen eine Minderheit schwarzer Deutscher<sup>1</sup> entwickelte. Diese angesprochene Minorität hatte sowohl in den Schutzgebieten als auch im Vaterland Deutschland mit rassistischen Vorurteilen zu kämpfen. Ihnen wurden Charakteristika von Wilden nachgesagt, die gänzlich an den Haaren herbei gezogen wurden. Bei dieser Pauschalisierung wurden Schwarze oft nur als Objekt und weniger als Subjekt angesehen. Die wirtschaftliche Gier der Kolonisten trübte den Sinn für eine „fremde“ Kultur. Ein dreister Raubbau des vorörtlichen Arbeitskräftepotentials prägte die koloniale Tagesordnung und verschuldete den kolonialen Blickwinkel gegenüber der „Eingeborenen“. Getrieben von Macht und der Aussicht auf raschen finanziellen Wohlstand verzichtete man auf humanitäre Behandlungen. Abgesehen davon wurden ihnen Charakterzüge zugeteilt die einerseits eine absolute Kontraststellung zu jenen der weißen Rasse bedeuteten und gleichfalls aber auch Wunschvorstellungen ausdrückten.

In dieser Arbeit wird nicht auf eine Auflistung von Charakteristika Wert gelegt, sondern sie beschäftigt sich ausschließlich mit dem kontinuierlichen Abwertungsprozess der „schwarzen Rasse“.

Mit dem Innovationsschub auf dem Gebiet der Naturwissenschaften belebte sich automatisch die Hierarchisierung der Rassen aufs Neue. Einen wesentlichen Beitrag dazu lieferte Charles Darwin der mit seinem Konzept „Survival of the Fittest“ einen Nährboden für rassistische Kategorisierungen schuf. Anhand dieser neuen wissenschaftlichen „Errungenschaft“ glaubten viele Wissenschaftler den legitimierten objektiven Zugang zur Charakterisierung Schwarzer gefunden zu haben. Weitere pseudowissenschaftliche Hypothesen wurden von Forschern in die Welt gesetzt, die sich oft auf rassistisch anthropologische Analysen stützten, jedoch hinsichtlich ihres Wahrheitsgehalts einer kritischen Hinterfragung nicht stand gehalten hätten.

Meine Arbeit lässt sich grob in drei Themenblöcke aufteilen. Der erste Themenkomplex widmet sich in erster Linie der Kolonialgeschichte Deutschlands in Süd – Westafrika und thematisiert die Konflikte sowie die daraus resultierenden Projektionen, die durch den unmenschlichen Umgang mit dem Volk der Herero entstanden. Der zweite Themenbereich wird sich mit der Rheinlandbesetzung durch zum Teil französische Kolonialsoldaten beschäftigen und sich im Detail mit den

---

<sup>1</sup> Informationen zu diesem Thema zu finden in: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001

Auswirkungen der daraus resultierenden „Schwarzen Schmach“ Kampagne auseinandersetzen. Schlussendlich folgt der dritte und letzte Abschnitt, der die Olympischen Spielen 1936 und ihren daraus hervorgegangen Star Jesse Owens und seine Erfahrungen mit Deutschland beleuchtet.

Meine Recherchen stützen sich hauptsächlich auf Primär – und Sekundärliteratur, wobei auch zeitgenössische Tagesmedien kritisch hinterfragt und durchleuchtet wurden.

Die chronologisch thematische Reihung der Themenblöcke erlaubt einen schematisierten Zugang zur Kontinuität rassistischer Konzeptionen und verfolgt somit einen roten Faden. Es handelt sich nicht um einen fortlaufenden historischen Verlauf. Ich verstand es als eine sinnvolle Vorgehensweise, symptomatische Abschnitte der deutschen Geschichte herauszupicken und sie stellvertretend für den rassistischen Prozess darzulegen. Es ist selbstverstehend, dass ein solcher Entwicklungsgang nicht im Sommer 1936 endet<sup>2</sup>. Im Gegenteil, es liegt auf der Hand, dass die olympischen Spiele in Berlin nur die Spitze des Eisberges waren während das grundlegende Fundament für die vernichtende Rassenverfolgung der Nazis im Dritten Reich schon weitaus früher zementiert wurde.

---

<sup>2</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.17

# **Das Bild des Schwarzafrikaner in der deutschen Kolonialpolitik**

## ***Einleitung***

Auf den folgenden Seiten, beschäftige ich mich mit dem Bild des Schwarzafrikaners vor Beginn der Kolonial – und Imperialzeit. Dies stellt für mich einen wichtigen Punkt dar, um zu verstehen, welcher Wandel sich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte vollzogen hat. Weiters soll begründet werden, wie es zu einem solchen Wechsel kam und was die Motive dabei waren.

## ***Aufklärung – aller Anfang***

Um das Bild des Schwarzafrikaners in seinen Grundzügen zu rekonstruieren, muss der Bogen meiner Untersuchungen etwas weiter gespannt werden. Die Zeit der Aufklärung war für mich der Moment mit meinen Recherchen über den Wandel des Bildes des Schwarzafrikaners zu beginnen. Denn der von der Aufklärung propagierte Übergang vom „Glauben zum Wissen“<sup>3</sup> brachte grundlegende Veränderungen für „schwarzhäutige“ Menschen mit sich. Obwohl sich meine Arbeit auf die Imagologie des Schwarzen in Deutschland bzw. in deutschen Kolonien bezieht, beschränkt sich die Recherche nicht nur auf deutschsprachige Literarten, sondern berücksichtigt auch Theorien anderssprachiger europäischer Philosophen, deren Ansichten ich in diesem Teil der Arbeit mit einwirken lasse, da diese den damaligen Diskurs der sich bis in die Gegenwart vollzog, deutlich mitprägten.

„Erst mit dem Zerfall der christlichen Autorität und im engen Zusammenhang mit dem sozialen Transformationsprozess, der den Aufstieg der bürgerlichen Klasse brachte, konnten sich im 17. Jahrhundert Klassifikationssysteme durchsetzen, die die verschiedenen menschlichen Gruppen und Individuen nicht länger nach spirituellen Qualitäten, sondern nach physischen Gesichtspunkten zu ordnen versuchten“<sup>4</sup>. Man kann also beobachten, dass die Einführung einer Rassezuordnung in erster Linie etwas mit einer simplen Hierarchie der Gesellschaft zu tun hat. Klassifizierungen solcher Art sind schon früher vorgenommen worden, doch erst die „Kinder der

---

<sup>3</sup> Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.11

<sup>4</sup> Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren; Hamburg; 1993; S.196

Aufklärung“, die vor allem im westlichen Europa angesiedelt waren, machten diese gesellschaftstauglich und vollzogen dadurch einen Perspektivenwechsel. So war es erstmals der vielgereiste Arzt Francois Bernier (1620 - 1688) ein Schüler des französischen Materialisten Pierre Gasendi (1592 – 1655), der sich erstmals das Wort „Rasse“ und die daraus entwickelte „Rassengliederung“ auf den Menschen anzuwenden wagte<sup>5</sup>.

Während die christliche Kirche den Wert eines Menschen anhand seiner „Gläubigkeit“ urteilte, beriefen sich die Lehren der Aufklärung nun mehr auf Wissen und nicht auf Glauben<sup>6</sup>. Dies hatte für die Schwarzen den Nachteil, dass ab sofort physiognomische Merkmale<sup>7</sup> für die Rassenerkennung herangezogen wurden. Bis zu diesem Zeitpunkt bestand für sie die Möglichkeit, durch eine Konvertierung zum Christentum, einen Sprung innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie vorzunehmen.<sup>8</sup>

Ausgehend von der Aufklärung in Europa, positionierte sich somit die Weiße Rasse an die Spitze der „great chain of being“<sup>9</sup> und erschuf dadurch ein Ranking, das auf der Abweichung, zur vollkommenen zentraleuropäischen Rasse basierte. Auch Michael Schubert ist in seinem Werk „Der schwarze Fremde“ der Meinung, dass „die Aufklärung den kolonialen Rassismus gebar oder zumindest diesen ankurbelte“<sup>10</sup>.

Dazu wurden moralische Tugenden, sowie intellektuelle und künstlerische Fähigkeiten herangezogen, die als Kategorisierungsmerkmale dienen sollten. Man begann somit den Gesellschaftsrahmen als diesen neu zu definieren und sich bzgl. der Schwarzafrikaner abzuheben.

Träger dieser Denkrichtung, waren vor allem philosophische Gelehrte Westeuropas. An französischen Vertretern wie Voltaire, Montesquieu und Rousseau orientierten sich die jungen deutschen Philosophen. Rousseau setzte sich stark für die Figur des

---

<sup>5</sup> Vgl.: Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren; Hamburg; 1993; S. 196

<sup>6</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.11

<sup>7</sup> Informationen zu physischen und psychischen Eigenschaften sind im Werk von Peter Scheulen: Die Eingeborenen Deutsch Südwestafrikas; Köln, 1998 S.67ff nachzuschlagen.

<sup>8</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.11

<sup>9</sup> Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.12

<sup>10</sup> Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.25

„edlen Wilden „ ein und machte dadurch die im Naturzustand lebenden Menschen zur Grundlage seiner kulturgeschichtlichen Kritik<sup>11</sup>. Aus diesem Grund gingen viele seiner Theorien nicht mit Vertretern der Kirche und anderen Philosophen der Aufklärung konform, da diese das Bild des Idealtypus eines von der Zivilisation unverdorbenen Naturmenschen nicht anerkennen wollten. Ganz anders als Christa Hagen in ihrer Diplomarbeit berichtet, war Voltaire ein Verfechter der Theorie des „edlen Wilden“ und einer der exponiertesten Gegner der Lex continui. So bereitete es ihm Genugtuung sich in seinen Satiren über seine geistigen Widersacher lustig zu machen. Seine Persiflagen waren mit einem plakativen Sarkasmus durchzogen der auf überspitzte Art und Weise die tierähnliche Anschauung spöttisch zum Ausdruck brachte. So handelt im Candide eine Episode von „zwei spliternackten Mädchen [...] die leichtfüßig am Rande der Wiese entlangliefen, während zwei Affen sie verfolgten und sie in die Hinterbacken bissen“. Als der Protagonist der Erzählung den vermeintlich arg bedrängten jungen Damen spontan zur Hilfe eilte und die beiden Tiere kurzerhand erschoss, musste freilich zu seinem großen Erstaunen erkennen, „wie die beiden Mädchen die beiden Affen zärtlichen umarmten, heiße Tränen über ihren Leichen vergossen und die Luft mit dem schmerzlichsten Wehgeschrei erfüllten“. Candide verstand – wieder einmal – die Welt nicht mehr. „Mein lieber Herr und Gebieter“, klärte ihn jedoch sein Diener auf: „Sie sind immer über alles erstaunt. Warum finden sie es absonderlich, dass in manchen Ländern Affen die Gunst der Damen genießen? Sie sind doch zu einem Viertel Menschen, so wie ich zu einem Viertel Spanier bin“. <sup>12</sup> Die oben genannten, und noch weitere vereinzelt Kritiker konnten jedoch die breite führende wissenschaftliche Basis nicht erschüttern.

Wie sollte es anders sein, verkörperten der schwarze Mann und die schwarze Frau als diametraler Gegensatz zur weißen Rasse, das unterste Glied dieser Seinkette. Denn wie schon etwas weiter oben erwähnt, bestimmten „gesellschaftlich nützlich Denken, Wollen und Handeln“<sup>13</sup> den Rang in dieser Kette. Daraus folgt selbstverständlich, je höher man in dieser Rangordnung angesiedelt ist, desto mehr ist man mit angesehenen Werten und Moralien ausgestattet. Dieses Denken beeinflusste die Vertreter der Polygenese, die im Gegensatz zu den Monogenesen nicht an einen gemeinsamen Ursprung der Rassen glaubten insofern, dass sie

---

<sup>11</sup> Vgl.: Christa Hager: Die Wahrnehmung der „Anderen“: das Stereotyp der „Edlen Wilden“ am Beispiel der Maasai; Wien; 1998; S.15

<sup>12</sup> Voltaire; Bd. 1; 1976; 326; zit. aus: Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren; Hamburg; 1993; S. 209

<sup>13</sup> Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren; Hamburg; 1993; S.201

infolgedessen die „schwarze Rasse“, als eine höher entwickelte Form des Tieres einstufen.

### ***Barbarentum als Vorstufe der edlen Wilden?***

Sowohl in der Antike als auch im Mittelalter nahm das Barbarentum eine durchaus negative Rolle in der Gesellschaft ein. Ihre Charakteristika beschränkten sich auf Eigenschaften wie, rau, grobschlächtig, dumpf und hinterhältig um nur ein paar zu nennen. Doch auch in der zeitgenössischen Literatur gab es Abweichungen. Demnach gingen Berichte aus Reisen in ihrer Auffassung über das Barbarentum auseinander. Demzufolge schreibt der römische Historiker und Geschichtsschreiber Seneca ausgerechnet über die Germanen, aus denen sich Jahrhunderte später die „Herrenrasse“ ableiten sollte,

„Sie streifen über vereiste Sümpfe und nähren sich von der Jagd auf wilde Tiere; aber erscheinen deshalb unglücklich?“

Und er antwortet sich selbst:

“ Niemand ist unglücklich, den seine Sitten auf dem Pfad der Natur wandeln lassen“<sup>14</sup>.

Auch in Caesars „De bello gallico“ wird die Primitivität barbarischer Daseinsbewältigung immer wieder ins Positive Licht gerückt:

„Die Einfachheit der Existenzform bei unzivilisierten Völkern erweist sich aus vorteilhaft zur Ertüchtigung des Körpers [...] das Fehlen von [...] persönlichen Besitz hat den Wegfall von Neid und Missgunst zur Folge“<sup>15</sup>.

---

<sup>14</sup> Seneca; De providentia; Kap. IV, 14-15; zit. aus: Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991; S.370f

<sup>15</sup> Caesar; De bello gallico; Kap. VI, 21-23; zit. aus: Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991; S.371

So kam es auch damals zu einem teilweisen Imagewandel des Barbaren, vergleichbar mit dem des „edlen Wilden“ zur „hinterlistigen Bestie“. Was ich hiermit andeuten will ist, dass die Urteilung wie so oft im Auge des Betrachters liegt. Die Bilder des Schwarzafrikaners in den Köpfen der europäischen Menschen stammen größtenteils aus Reiseliteratur, Romanen, Tagebucheinträgen, Erzählungen, etc. Diese sind zumeist, wenn sie nicht gerade einen wissenschaftlichen Background aufweisen, sehr subjektiv verfasst. Die Reisenden fühlten sich indem was sie von den „affenähnlichen“ Unbekannten wussten bestätigt und ließen sich nur selten von ihrer einseitigen im Vorfeld festgefahren Meinung abbringen. Nicht umsonst formten die unterschiedlichen Standpunkte der damaligen Zeit eine Tradition auf der man heute aufbauen kann. So üben die folgenden exakten aber simplifizierten Beschreibungen sowohl negative als auch positive Kritik am Farbigen aus. Das erste Urteil stammt von einem englischen Faktoreibeamten namens John Barbot, welches 1670 niedergeschrieben wurde:

„Die Schwarzen sind äußerst sinnlich, spitzbübisch, rachsüchtig, unverschämt, lügnerisch, impertinent, gefräßig und zügellos in ihrem Reden; sie fluchen, leben maßlos und verschwenderisch, trinken Schnaps, als ob es sich um Wasser handle; [...] sie sind nicht vertrauenswürdig und gehen soweit, sich bei Gelegenheit gegenseitig als Sklaven zu verkaufen; zudem sind sie [...] dermaßen faul, dass sie, statt für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, eher in die Wälder, Wüsten und auf den Straßen auf Raub und Totschlag ausgehen...“<sup>16</sup>.

Dem gegenüber behauptet der französische Geistliche Dermant in seiner „Nouvelle histoire de l’Afrique francaise“ aus dem Jahre 1767:

„Dieses Volk das keinerlei Reichtümer erstrebt, sich mit wenig zufrieden gibt und keinerlei Auskünfte für seine Bekleidung und Unterkünfte hat, arbeitet nur soweit dies nötig ist, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten; dieses Volk [...] lässt die Erde

---

<sup>16</sup> John Barbot: A Description of the Coasts of Nigritia Vulgarly Called North Guinea; In: A. Churchill: Collections of Voyages; Bd. V. S.34 zit. aus: Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991;.: S.371

ungenutzt, ahnt nichts von deren Fruchtbarkeit oder verachtet diese und kennt die übrigen Bequemlichkeiten des Lebens nicht [...] fremd sind ihm die Verleumdungen, Lästerungen, Prozesse, Verschlagenheit, Betrügereien [...] deren man sich anderswo bedient, um Reichtümer anzuhäufen [...] und es hat keinerlei [sic.] Ursache, die Ruhe des Nachbarn zu stören“<sup>17</sup>.

Anhand dieser Beispiele zeigt sich, wie eng die Klischees des Barbaren mit denen der „edlen Wilden“ die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts herauskristallisierten, verknüpft sind. Was vorerst noch als edle Tugend angesehen wurde, transformiert im Laufe des Prozesses zu Primitivität, Unvernunft, Unbeholfenheit, Faulheit und dergleichen. Es vollzog sich somit eine radikale „Umformung der Wertvorstellungen“ im Sinne der europäischen Kulturgesellschaft.

Trotz empirischer Bedenken dieses Kontinuitätsgesetzes, konnte es sich angesichts der breiten Befürworterschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durchsetzen. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts wurde sie durch die Evolutionstheorie ersetzt, die von ihrem berühmtesten Vertreter Charles Darwin getragen wurde.

### ***Missing Link:***

Die Schwierigkeit bei der Suche nach missing links der Evolution trieb die Forscher des Öfteren zu voreiligen Schlüssen. Nach langer Suche glaubten sie, das fehlende Stück der Evolution in Form des Schwarzafrikaners gefunden zu haben. Der englische Afrikareisende Andrew Battel erzählte von gesehenen Menschenaffen, die von der Größe dem Menschen ähneln, sich von Wilden Früchten ernähren und nachts auf Bäumen schlafen<sup>18</sup>. Für Vertreter der Missing Links drängte sich eine nahe Verwandtschaft zwischen dem „unterstem Glied der Menschenkette“ und obersten der Tiere auf.

Einige der Entdecker konzentrierten sich im 17. und 18. Jahrhundert vermehrt auf die „Pygmäen“ und die „Hottentotten“, die sie als erste Vertreter des

---

<sup>17</sup> Abbé Demanet: Nouvelle histoire de l’Afrique française; Bd. I; S.226 aus : Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991; S.371

<sup>18</sup> Vgl.: Münster, 1628, Das achte Buch, S. 1674; zit. aus: Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren; Hamburg; 1993; S.205f

Menschengeschlechtes ansahen<sup>19</sup>. Zahlreiche Vergleiche wurden angestellt, bzgl. ihres „körperlichen Aufbaus“, sowie ihres „halb tierischen Verhaltens“. Anhand dieser sehr subjektiven und unprofessionellen Beobachtungen glaubten Befürworter fest an die Affinität der beiden Spezies.

### **„Edle Wilde“ oder „grausame Bestie“ ?**

Aber gab es auch Gegner dieses zum Teil umstrittenen Lex continui (Kontinuitätsgesetzes). Durch das Wiederaufkommen der von Aristoteles gepredigten Rückbesinnung auf humanistische Werte und Vorstellungen im Sinne eines Naturkonzeptes im 18. Jahrhundert wurde Kritik an den moralischen und politischen Zuständen der damaligen Zeit hörbar. Man erkannte die Eigenschaften des Afrikaners als edel an, der im Einklang mit der Natur lebte. Am Beispiel von Christoph Martin Wieland kann man zeigen, dass infolge des Einflusses der rousseauistischen Auffassung vom Naturmenschen und vom „edlen Wilden“ auch im Deutschland der präkolonialen Zeit das Bild des „Negro-Afrikaners“ als positiver Naturmensch und „edler Wilder“ durchaus existierte<sup>20</sup>. Wieland legt in seinen Schriften besonderes Augenmerk auf die Gegenüberstellung zwischen den Schwarzafrikanern und der europäischen Zivilisation. Dabei stellt er die gepriesene materielle Daseinsform der Europäer jener aufrichtigen „Wildheit“ der Naturvölker gegenüber und kommt zu dem Schluss, dass Stämme wie die Hottentotten, ein unschuldiges und zufriedenes Leben in Harmonie führen. Gleichmaßen konnte man auch in Rousseaus Schriften nachlesen, dass die Natur so viel für die „Eingeborenen“ zur Verfügung stelle, dass jene fast gar nicht zu arbeiten bräuchten um zu überleben. Das mit der Natur einträchtige Leben der archaischen Menschen wurde von Andersdenkenden aber auch scharf kritisiert. Jene argumentierten, dass auch Tiere im Einklang mit der Natur leben und diese sich kaum von den Schwarzafrikanern unterscheiden ließen. Weiters plädierte man auf ihre „Faulheit, Hässlichkeit und Grausamkeit“, die im Vergleich zu anderen Völkern stärker ausgeprägt sei. Man begründete, sie arbeiten nur das Nötigste und würden die Ressourcen der Natur nicht im Geringsten ausschöpfen. Stattdessen „lägen sie nur

---

<sup>19</sup> Vgl.: Ibid S.221; zit. aus: Christa Hager: Die Wahrnehmung der „Anderen“: das Stereotyp der „Edlen Wilden“ am Beispiel der Maasai; Wien; 1998; S.34

<sup>20</sup> Vgl.: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S. 67

auf der faulen Haut und vegetieren vor sich hin“. Während andere Ethnien außerhalb Europas, wie zum Beispiel Türken oder Chinesen bemüht waren, den wissenschaftlichen und technischen Rückstand möglichst rasch wettzumachen, hatte man das Gefühl, dass sich die „Neger“ abgrenzten und gar nicht erst versuchten ein technisches Know How zu erlangen.

Diese Anschauungen stammten größtenteils aus Reiseberichten von Handelsleuten, Seefahrern und Reisenden. In diesen wurden die „Eingeborenen“ nach Strich und Faden verspottet. Grund dafür war, die mangelnde Bildung europäischer Seeleute und Kolonisten, die in ihrem Heimatland oft eine an den Rand gedrängte Rolle in ihrer Gesellschaft einnahmen und sich durch Auswanderung und Hilfe militärischer und ihrer Ansicht nach intellektuellen Überlegenheit im fremden Lande, Reichtum und Macht erhofften. Bedauernswerterweise neigte dieser primitive Teil der europäischen Bevölkerung oftmals zur Ausnützung ihrer Vollmachten.

Weiters rühmten sich die europäischen Kolonialisten mit hinterlistigen Handelsstrategien und höheren kaufmännischen Geschick; sie ließen dabei aber außer Acht, dass es unterschiedliche Wertvorstellungen in unterschiedlichen Kulturen gibt. Die Unterstellung es handle sich um „primitive Wilde“, gab ihnen eine Legitimation für ihre eigene Unredlichkeit. Jedoch erkannten sie in ihrem Machtrausch oft nicht, dass der Schwarze die kaufmännische Hinterlist des Weißen relativ rasch durchschaute und dies seine ohnehin geringschätzige Meinung nur noch mehr bestätigte<sup>21</sup>. Im Endeffekt war das anfangs gegenseitige Abtasten ein Teufelskreislauf, der auf voreiligen Klischees und Schlüssen beruhte. So Urs Bitterli:

„Die Regel blieb, dass man von leichtfertigen Vorurteilen ausging, dadurch negative Erfahrungen provozierte, und sich schließlich in der vor gefassten Meinung bestätigt fand“<sup>22</sup>.

Der europäische Kaufmann wollte oder konnte nicht den bedeutungsschweren Zusammenstoß der Kulturen erkennen und vermochte ihn auch nicht in Form eines menschlichen Dialogs zu lösen. „Stattdessen ignorierte er die Kräfte der Anziehung

---

<sup>21</sup> Vgl.: Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991; S.85f

<sup>22</sup> Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991;.: S.86

und der Abstoßung, die seine Präsenz auslöste, und war, mit einem Wort, Handelnder in einem Prozess, denn er nicht begriff“<sup>23</sup>.

Prinzipiell beschränkte sich der Kontakt auf zwei Erscheinungsformen. Erstens die Handelsbeziehungen, die wie weiter oben erwähnt, in einer sehr einseitigen Form stattfanden und zumeist mit Sklavenhandel gekoppelt waren und zweitens das Missionswesen, welches zwar nicht so tief greifende Furchen in die Kulturgeschichte der Afrikaner brannte, da die Missionare bzw. Geistlichen in erster Linie nicht an der Ausbeutung der „Eingeborenen“ sondern an der Konversion zur eigenen Religion interessiert waren.

Ersteres war verantwortlich für den plötzlichen Wandel des Bildes vom „edlen Wilden“ zur „primitiven Bestie“. Wieland schildert in seinen Werken vor allem die enorme Profitgier der europäischen Siedler, die in Kombination mit deren kolonialen und wirtschaftlichen Ausbeutung Schuld am Zusammenbrechen der moralischen Sitten der Stämme sei<sup>24</sup>.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu einem Sinneswandel. Während man zuerst die typischen Charaktereigenschaften des „wilden Naturmenschen“ als edel ansah und sich viele auch nach dieser sexuellen Freizügigkeit dieser Völker und Stämme sehnten, waren nun diese positiven Qualitäten verpönt. Die so geschätzte Natürlichkeit des „Buschmannes“ und die Liebe zur Natur verloren ihre positiven Assoziationen. Der hoch entwickelte Europäer sah diesen Status als minderwertig an und fühlte sich in seiner evolutionären Auffassung überlegen und bestätigt.

Grund dieses plötzlichen Wandels, demnach ist sich das zeitgenössisch historisch – wissenschaftlich europäische Gremium einer Meinung, war die Suche nach einer Legitimation für den „europäischen Eroberungswahn“<sup>25</sup>. So schreibt zum Beispiel Sadjı in seinem Werk, dass gerade „eine solche Sympathie für die „Negro-Afrikaner“, die Ideologen des Sklavenhandels bei der europäischen Bevölkerung beseitigen mussten“<sup>26</sup>. Einige Zeilen weiter erläutert er, dass Gegner des Sklavenhandels bemüht waren, den Mythos des „edlen Wilden“ mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten.

---

<sup>23</sup> Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991;.: S.86

<sup>24</sup> Vgl.: Amadou Booker Sadjı: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945), Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.70

<sup>25</sup> Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.32

<sup>26</sup> Amadou Booker Sadjı: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945), Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.73

Sie propagierten, der Naturmensch sei an seine Freiheit gebunden, die ihm die liebste Eigenschaft wäre und durch die Sklaverei, die in widerruflich einsperre, könne er die Liebe zur Natur nicht auskosten<sup>27</sup>. Gleichfalls bedient sich Fink-Eitel dieser Argumentation und meint dazu folgendes:

„Die „neue Welt“ konfrontierte die Europäer mit fremden, archaischen Kulturen, die eine schockierende, beängstigende, abstoßend – faszinierende Alternative zu der ihrigen verkörperte. Sah man diese „Wilden“ indes als „primitive“, tierische und/oder böse Untermenschen, dann konnte man sich die Herausforderung durch sie mit dumpfer Schlichtheit erleichtern, indem man sie zum Objekt eines kaum noch zu irritierenden Vernichtungswillen machte“<sup>28</sup>.

Diese Abolitionsforderungen mündeten in der Antisklavereibewegung im Jahr 1888. Geistiger Kopf dieser von der evangelisch - lutherisch Rheinischen Mission getragenen Wende war der ehemalige Missionsdirektor Friedrich Fabri, der durch sein 1886 verfasstes Memorandum erste Schritte Richtung Sklavenbefreiung einleitete.

Doch auch andere Schriftsteller nützen die Mythen um den „edlen Wilden“, um aus ihren Geschichten Bestseller zumachen. Es kam vor, dass in Romanen der Afrikaner sich plötzlich in Europa wieder fand, um dadurch Kritik an der gegenwärtigen europäischen Gesellschaft auszuüben. Besonders in der Literatur der Romantik hatte das unschuldige, zugleich heldenhafte Bild des „Negers“ einen sehr positiven Eindruck. Diese Begeisterung überdauerte auch den Imperialismus und selbst den Lesern der Bücher von Karl May gefiel die Vorstellung eines „edlen Wilden“. Vermutlich war dieses Phänomen auf das seltene Erscheinungsbild eines Schwarzafrikaners in Deutschland im 18. Jahrhundert zurückzuführen und weil man das Gefühl hatte, über eine aussterbende Rasse zu berichten.

Auch auf den europäischen Höfen des 18. Jahrhunderts waren die Prunksäle mit Büsten und Porträts von Afrikanern geschmückt. Gemäß der klassizistischen Ästhetik

---

<sup>27</sup> Vgl.: Ebd.: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945), Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.74

<sup>28</sup> Heinrich Fink-Eitel: Die Philosophie und die Wilden; Über die Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte; Hamburg; 1994; S.9; zit. Aus: Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.32

war man bemüht bei Malerei und plastischer Kunst das idealisierte Bild des „Negers“ auszuarbeiten<sup>29</sup>.

### ***Vom exotischen Paradies zum „dunklen Kontinent“***

Schon seit dem Mittelalter glaubten die Menschen an Paradiese, wo Vegetation, Gold und Silber in Hülle und Fülle vorhanden seien. Diese Vorstellungen kamen speziell in der Zeit des Kolonialismus wieder verstärkt auf, weil man sich als Siedler das Paradies auf Erden in Form des neuen unbekanntes Kontinents erwartete. So beschreiben Reiseberichte aus dem 18. Jahrhundert Westafrika als einen Ort des großen Viehweidens, ertragreicher Ackerböden und fischreichen Seen. Jedoch mussten die Kolonisten rasch zur Kenntnis nehmen, dass dies bloß Projektionen waren, die all ihre Erwartungen und Sehnsüchte, wie Ballons zerplatzen ließen. Stattdessen waren die westafrikanischen klimatischen Bedingungen für europäische Einwanderer schwer erträglich und auch die erhofften natürlichen Ressourcen waren nicht in den Maßen vorhanden, wie ursprünglich erhofft. Die anfangs gastfreundschaftliche Haltung der „Eingeborenen“ wandelte sich durch hemmungslose Ausbeutung und Raffgier der Kolonisten, in eine konfliktbetonte. Unter diesen Umständen musste man sich ziemlich bald eingestehen, dass die Traum- und Phantasievorstellungen doch nur Hirngespinnste waren. Aufgrund der maßlosen Enttäuschungen, sowie aus der Tatsache des Sklavenhandels, folgerte Winthrop D. Jordan, dass „die Europäer berechtigt seien, den Afrikanern jegliche Art der Menschlichkeit abzuspochen“<sup>30</sup>. In den Augen der Europäer kam es somit zu einem Aufeinandertreffen des „Natur- und Kulturmenschen“: Zwei Typen, die in ihren sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, ethnischen Leitbildern kaum unterschiedlicher sein konnten. Der Kulturmensch nahm sich das Privileg heraus, über die Natur zu herrschen und dementsprechend auch über ihr „primitives“ Produkt, den „Naturmenschen“. Damit wird der „Neger“ zum Objekt der Natur degradiert und verliert automatisch sein Recht auf Würde und freies Handeln und untersteht somit dem Weißen Mann. „Denn der Europäer leitet sein Recht, über die Natur und damit auch über den Afrikaner zu herrschen und sie / ihn für seine Zwecke auszubeuten,

---

<sup>29</sup> Christa Hager: Die Wahrnehmung der „Anderen“: das Stereotyp der „Edlen Wilden“ am Beispiel der Maasai; Wien; 1998; S.27

<sup>30</sup> Christa Hager: Die Wahrnehmung der „Anderen“: das Stereotyp der „Edlen Wilden“ am Beispiel der Maasai; Wien; 1998; S.33

davon ab, dass er durch seine Erziehung und Begabung weit über der Natur, weit über den Trieben, weit über seinen eigenen kindlichen, unzivilisierten Wünschen stehe<sup>31</sup>. Trotz dieser „Kulturarroganz“<sup>32</sup> der Europäer, herrschte doch ein gewisser Neid. Selbst das Volk der Industrieländer hegte Triebe, Wünsche und sinnliche Sehnsüchte in sich, die durch strenge Erziehung und dem harten Konkurrenzkampf der kapitalistischen Märkte in den Untergrund der Seele verdrängt wurden. Hinsichtlich dieser Zwiespältigkeit wird der Afrikaner gleichzeitig verachtet und beneidet weil sich in ihm Freiheiten und Freuden vereinen ließen, die man gezwungen war einzudämmen<sup>33</sup>. Auf den „Naturmensch“ projizierte man die verbotenen Triebe, Wünsche, Sehnsüchte, sowie die sexuelle Freizügigkeit, die man insgeheim ebenfalls ausleben wollte, aber aufgrund der moralischen Normen und Werte nicht durfte. Diese Gegebenheiten wurden oftmals über Werbung, Völkerkundemuseen, den Zirkus, Jahrmärkte, Bilderbücher und Kolonialromane verbreitet und hatten ihren Ursprung, wie könnte es anders sein, in Afrika. Dies war unter anderem ein bedeutendes Motiv, für die Intoleranz des Schwarzafrikaners in mitteleuropäischen Breiten.

---

<sup>31</sup> <http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Buecher/Herrenvolk/K8.htm> - Gottfried Mergner: "Unser Nationales Erbe" des deutschen Kolonialismus; Stand 27.02.2009

<sup>32</sup> Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991; S.368

<sup>33</sup> Vgl.: <sup>33</sup> <http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Buecher/Herrenvolk/K8.htm> - Gottfried Mergner: "Unser Nationales Erbe" des deutschen Kolonialismus; Stand 27.02.2009

# **Konzentration auf die Kolonialpolitik am Beispiel der deutschen Kolonien in Südwestafrika**

## ***Einleitung***

Anhand der zahlreich vorhandenen Literatur über den Hereroaufstand habe ich mir die Aufgabe gestellt, das alltägliche Leben Südwestafrikas zwischen Siedlern und „Eingeborenen“ anhand überlieferter Tagebucheinträge, Briefe, Fachliteratur etc. genauer zu schildern. Dabei ist es nicht primär mein Ziel, auf den in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgekommenen Diskurs des Genozids versus „normalen“ Kolonialkrieg einzugehen, sondern primär die von der kaiserlich deutschen Regierung erlassenen Beschränkungen für Afrikaner und im Allgemeinen die Kolonialstruktur mit all ihren Protagonisten zu veranschaulichen. Bzgl. der verordneten Einschränkungen sind für mich besonders jene interessant, die zum Aufkommen des Konzepts der „Rassenhygiene“, die „Blutschande“ beigetragen haben. In diesem Zusammenhang soll dargelegt werden, wie es zu dem Herero- und Namaaufstand kam und was die Beweggründe des überfallsartigen Angriffes waren.

## ***Grundzüge des Kolonialismus und Imperialismus – Motive einer Kolonisation***

Eine kurze Definition des Begriffes soll den Einstieg in die Materie erleichtern. Das „Große Moderne Bertelsmann Lexikon“ versteht unter einer Kolonie im geschichtlichen Sinne, ein unselbständiges, meist überseeisches Gebiet, in dem eine fremde Kolonialmacht die direkte Herrschaft über die einheimische Bevölkerung ausübt. Kolonien waren eine vielfältige Erscheinungsform der wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Expansion der ökonomisch entwickelten Staaten<sup>34</sup>. Das heißt, beim Kolonialismus handelt es sich um die militärische Besitznahme eines Gebietes außerhalb der eignen Landesgrenzen um sich wirtschaftliche Vorteile und Macht zu sichern. Dabei kommt es oft zu einer zwanghaften Assimilierung der ansässigen Kultur. Die entstandene Kolonie ist der Gesetzgebung des Vaterlandes verpflichtet und steht zudem in engem unterwürfigem Kontakt.

---

<sup>34</sup> Großes Modernes Lexikon: Gütersloh; 1985; S.447

Nach der Auffassung von Sergej Tjulpanow, der sich als bekennender Verfechter Lenins Ansichten äußert, ist das Kolonialsystem des Imperialismus sehr stark mit dem Kapitalismus verknüpft. Die Habgier der Kapitalisten führte dazu, dass sie „vermeintliche“ herrenlose Gebiete an sich rissen, um ihren Wohlstand auf Kosten vieler aufzubauen. Oder in den Worten Lenins: „Der Kapitalismus ist zu einem Weltsystem kolonialer Unterdrückung und finanzieller Abwürgung der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung der Erde durch eine Handvoll „fortgeschrittener“ Länder geworden“<sup>35</sup>. Folgedessen hielt die wirtschaftliche Versklavung kolonialer Völker Einkehr und eine Knechtung der ausgebeuteten Länder war die Folge. Es kam zu einem internationalen Wettkampf, um die Rekrutierung von Kolonien und deren Ausplünderung. Dieser Prozess löste einerseits einen Wettlauf um „unbesetzte“ Gebiete aus und andererseits zog man sich dadurch den „Unmut“ besetzter Völker zu.

Doch als sich die Zeiten änderten und Stimmen nach Gleichberechtigung und kolonialer Ausgliederung immer lauter wurden und man eine geistig – politische Krise wahrnahm die nach wirtschaftlicher Neugestaltung roch, entwickelte sich der Begriff eines kolonialen Liberalismus. Diese Welle hatte vor allem zwei stark befürwortende Wissenschaften hinter sich. Zu einem die humanitäre philosophische Bewegung mit Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, etc., die Kolonisation in ihren Ursprüngen hinterfragten und ihre Legitimation verurteilten. Und zum anderen die Physiokraten die diesen Prozess aus ökonomischer Sicht kritisierten. Jene vertraten die Ansicht der „natürlichen Ordnung“ durch die wirtschaftliche Kräfte im Standen seien sich selbst zu regulieren und dadurch der Freiheit des Handels den Weg ebneten<sup>36</sup>. Als starker Wortführer kristallisierte sich der Brite Adam Smith heraus, der mit seinem grundlegenden Werk *„An Inquiry into the Nature and Causes off the Wealth of Nations“*, diesen ökonomischen Prozess untermauerte. Allerdings konnte er der Kolonialisierung auch nicht positive Wirkungen absprechen. Da die Weltwirtschaft ja im Grunde nur eine Erweiterung der einzelnen Binnenmärkte sei, könne man, den damit resultierenden Fortschritt auf alle Völker der Welt übertragen. Denn aufgrund dieser Lehren, werden Kolonien für ihre Mächte unbedeutend. Wenn man den Schritt zum freien Wettbewerb wagt, wird der Besitz von Kolonien belanglos, da das Kapital

---

<sup>35</sup> Wladimir Iljitsch Lenin: Ausgewählte Werke in zwei Bänden; Bd.1; Berlin; 1955; S.771; zit. Aus: Sergej Tjulpanow: Das Kolonialsystem des Imperialismus und sein Zerfall; Moskau; 1958; S.13

<sup>36</sup> Vgl.: Matthias Schmitt: Die befreite Welt; Vom Kolonialsystem zur Partnerschaft; Baden – Baden; 1962; S.178

dorthin wandert, wo man am günstigsten kaufen und am teuersten wieder verkaufen kann.

Getragen von dieser Gesinnung entwickelte sich, der für das 19. Jahrhundert charakteristische Nationalismus, der die Ansichten gegenüber Kolonien abermals änderte. Getragen von den Thesen und Theorien Charles Darwins (survival of the fittest), entwickelte sich in Deutschland ein „Konkurrenzmotiv“, welches sich insofern äußerte, dass das Deutsche Reich sich als „Herrenvolk“ in einem organischen Überlebungskampf gegen andere Nationen wieder fand.<sup>37</sup> Angesichts dieser fortschreitenden politischen Tendenz gekoppelt mit dem Technisierungsgrad kam es zu den Annahmen einer wachsenden internationalen Konkurrenz und einer daraus resultierenden ökonomischen Abhängigkeit. In diesem Sinne drang man nach politischer Selbständigkeit, die mit dem Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit verbunden war. „Diese erneut aufkommende Tendenz ähnelte dem alten System so sehr, dass man vom „Neomerkantilismus“ spricht“<sup>38</sup>. In Anbetracht dieser Tatsachen, entsprang der Kapitalismus dem Liberalismus und dieser war wiederum der Motivator für den modernen Imperialismus. Der Imperialismus ist somit ein auf kapitalistischer Basis aufgebauter hegemonischer Prozess, der vom führenden wirtschaftlich erstarkten Bürgertum getragen wird.

Es war äußerst schwer für deutsche Händler bis zum Ende des 18. Jahrhundert im mittlerweile weltumgreifenden Handel Fuß zu fassen. Sie blieben Großteils vom überseeischen Geschäft ausgeschlossen. Deutsche Projekte blieben – im Schatten der mächtigen britischen Handelsflotte, die sich seit dem 17. Jahrhundert eine Monopolstellung auf den Weltmeeren erobert hatte – episodenhaft.<sup>39</sup> Doch in Zeiten der hochkapitalistischen Epoche war man speziell an den Rohstoffen, wie Kohle, Eisen, Flach und Hanf interessiert, da durch den Technisierungsgrad schneller und kostengünstiger produziert werden konnte und dadurch der Verbrauch an Materialien stieg. Im Falle des deutschen Reichs war das Interesse an diesen Rohstoffen aber nur peripher, da man mit dem Ruhrgebiet über eine „Ressourcenmine“ verfügte. Somit war die Gebietsausweitung im Sinne des Kolonialismus nicht nur auf den Ressourcenabbau und Handel begrenzt, sondern man suchte aufgrund der Überproduktionen im industriellen Europa Absatzmärkte. Demzufolge wurde die

---

<sup>37</sup> Vgl.: Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.45

<sup>38</sup> Matthias Schmitt: Die befreite Welt; Vom Kolonialsystem zur Partnerschaft; Baden – Baden; 1962; S.252

<sup>39</sup> Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.37

damals stark wachsende europäische Bevölkerung in Überseegebiete verschifft, um ihnen dort eine Beschäftigung zukommen zu lassen. Im Angesicht der Öffnung neuer Absatzmärkte und neuer Produktionsstandorte, handelte es sich beim Kolonialismus um internationalen Handel und Arbeitsbeschaffung. Als dritter zu beachtender Aspekt ist die Lebensraumausweitung zu verstehen. Da durch die Bevölkerungsexplosion der industriellen Phase, Europa sich mit dem Problem der natürlichen Überbevölkerung konfrontiert sah, glaubte man durch überseeische Kolonialisierung eine Lösung gefunden zu haben.

Eine Wende in dieser Chronologie ist mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs verknüpft. Das Vertrauen in den Kapitalismus schwand und die europäischen Staaten verloren stark an Macht. Nach dem grausamen Krieg wollte man der Welt mittels Völkerbund ihren „Normalstatus“ zurückgeben und „revolutionierte“ in Folge auch das Kolonialwesen. Das neugeschaffene Mandatssystem sollte den Eindruck einer kontrollierten Neuordnung erwecken, die schlussendlich nur zu einer Umverteilung der Besitztümer führte. Die Imperialisten bedienten sich der Mandate, um ihre Herrschaft in der kolonialen Welt zu stützen, zu stabilisieren und zu erweitern (in einigen Fällen betrachteten sie es sogar als Vorstufe zur völligen Annexion des Mandatsgebietes)<sup>40</sup>. Obwohl die Mandatsgebiete stets um die Unabhängigkeit bemüht waren, gelang es ihnen nicht sich vollständig dem Würgegriff der Mächtigen zu entziehen. Die koloniale Abhängigkeit trug vehement ihren Teil dazu bei. Als das Mandatssystem nach dem zweiten Weltkrieg ebenfalls passe war, übernahmen die Vereinten Nationen das Treuehänderschaftssystem. Erst in dieser Etappe des imperialistischen Treibens erlangten viele „versklavte“ Staaten ihre Unabhängigkeit und wurden in die Souveränität entlassen, jedoch ohne jegliche Hilfestellungen. Das jahrelang verfolgte Ziel wurde umgesetzt, doch zu welchem Preis?

## ***Verwaltung der Kolonien***

Auch das koloniale „Weltmachstreben“ Deutschlands, das erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzte, begann nicht unvermittelt, sondern stand in einer langen Tradition von Forschungs- und Handelsreisen. Es ist „eingebettet in einen beinahe fünf Jahrhundert währenden komplexen Prozess frühneuzeitlicher Expansion, der die Kontinuität sowie die Einheit der westlichen Kolonialgeschichte

---

<sup>40</sup> Sergej Tjulpanow: Das Kolonialsystem des Imperialismus und sein Zerfall; Moskau; 1958; S.17

unterstreicht“. Denn obwohl es im wesentlichen spanische, portugiesische und später englische Schiffe waren, die auf Reisen in die „Neue Welt“ und andere überseeische Regionen aufbrachen, so leisteten doch viele deutsche Wissenschaftler, Forscher, Missionare und Händler im Gefolge anderer Nationen ihren Beitrag zum Gelingen der einzelnen Unternehmungen.<sup>41</sup>

Schon im 17. Jahrhundert musste Deutschland zusehen, wie mehrere Tausend Staatsbürger jährlich das Vaterland verließen und über die Staatsgrenzen hinweg ein neues zu Hause in Übersee suchten. Anfangs war man lediglich bemüht den Auswanderern die finanziellen Mittel zukommen zu lassen, die sie für einen Neuanfang im Ausland brauchten. Erst nach dem Deutsch – Französischen Krieg 1870/71, konnte Deutschland seine volle Macht entfalten und fasste den Entschluss, den aufkommenden Aussiedlungsprozess nicht nur durch staatliche Fürsorge zu unterstützen, sondern gezielt in eine gewünschte Richtung zu lenken, Demnach begann man Kolonialvereine zu gründen, die bewusst eine Kolonisationsstrategie verfolgten. Durch die Ausgliederung von sozial schwachen Bevölkerungsgruppen verfolgte man primär zwei Ziele: Erstens ein gemeinnütziges Auffangbecken für Arme und Arbeitslose einzurichten und zweitens eine systematische Machtausweitung. Man wollte jenen arbeitseifrigen deutschen Charakter in überseeische Gebiete hinaustragen um auf fremden Kontinenten Fuß zu fassen. Während die anfangs gegründeten Vereine zur Gänze aus privaten Mittel finanziert wurden und deswegen die Umsetzung noch Mängel aufwies, entschloss man sich in Berlin Anfang 1884 die Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu gründen. Mit einer gründlich agierenden staatlichen Politik im Hintergrund konnte erstmals „professionelle“ Kolonisation betrieben werden. Ein Jahr zuvor erwarb Heinrich Vogelsang im Namen des Bremer Kaufmanns Adolf Lüderitz ein respektables Gebiet im heutigen Namibia, das er durch „geschickte“ Verhandlungsstrategie in den folgenden Wochen und Monaten noch auf 580.000 km<sup>2</sup><sup>42</sup> ausweiten konnte. Bereits ein Jahr später kam es zur deutschen Flaggenhissung um das erworbene Gebiet unanfechtbar gegenüber britischen Ansprüchen zu machen. Mit der vorsätzlichen Eingliederung der Kolonien in die deutsche Reichregierung wollte man eine ganzheitliche Einheit schaffen, die erstens die Interessen und Mentalität in Übersee vertritt und zweitens die Errichtung einen Handelsstützpunkt ermöglicht.

---

<sup>41</sup> Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.33

<sup>42</sup> Johannes Seybold: Der Hererokrieg in Deutsch – Südwestafrika; Wien; 1991; S.11

Insofern sind Kolonien als fremdbesetzte Areale zu verstehen, denen zwanghaft jegliche politische Freiheit und Autonomie entzogen wurde und die unter der Befehlsgewalt eines fremden Staats stehen, der im Sinne eines finanziellen Ausbeuters, durch seine Kolonisten agiert. Die kolonialen Gebiete sind somit der Schwanz des Mutterstaates und sind dafür verantwortlich die Gesetzgebung umzusetzen. Dazu wird ein festgelegtes Regime erkoren, das die Gesetzeslage gewährleisten soll. Ein Protektor ist für die außenpolitischen Angelegenheiten eines Schutzgebiets verantwortlich und unter dem Deckmantel eines Protektorats wurden die Kolonien verwaltet. Die deutsche Verwaltung sah in der Rechtsprechung der Kolonien keinen Unterschied zu jener im Kaiserreich. Nach dem deutschen Reichsgesetz vom 17. April 1886, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, übt der Kaiser in den letzteren die Schutzgewalt im Namen des Reichs aus. Kolonialminister ist der Reichskanzler. „Nach dem angezogenen Gesetz sollen sich das für die deutschen Kolonien maßgebende bürgerliche Recht, Strafrecht, Gerichtsverfahren und Gerichtsverfassung nach dem Reichsgesetz vom 10. Juli 1879 über die Konsulargerichtsbarkeit bestimmen“<sup>43</sup>.

### ***Methoden und Beschlüsse zur Rassenhygiene***

Die deutsche Kolonialverwaltung hatte sehr mit der Reinhaltung ihrer Rasse zu kämpfen, da zahlreiche deutsche Männer aufgrund des weißen Frauenmangels, sich zu schwarzen Frauen hingezogen fühlten. Obwohl den Männern bewusst war, dass sie sich mit Frauen einer „niedrigeren Rasse“ liierten, nahmen sie diesen Zustand in Kauf, da die Ehe mit Frauen aus vornehmen Familienständen, wirtschaftliche Vorteile mit sich brachte. Man bekam oft nicht nur eine ansehnliche Mitgift mit, sondern auch wirtschaftliche Unterstützung seiner neuen Familienangehörigen.

Doch dies wäre nicht das Hauptproblem gewesen, wenn das Gesetz über die Erwerbung und den Verlust von der Bundes- Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 besagte, dass eheliche Kinder und auch die eheliche Frau des deutschen Mannes, selbst wenn Eheschließung und Geburt im Ausland stattfanden, automatisch die Staatsangehörigkeit des Vaters erlangten, auch wenn die Mutter eine „Eingeborene“ war<sup>44</sup>.

---

<sup>43</sup> <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=109548>; Autorenkollektiv; Stand: 14.12.2009

<sup>44</sup> Vgl.: Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.26

Auf Anfrage der südwestafrikanischen Kolonialverwaltung hin, ob dieses Gesetz keiner Neubestimmung verlange, wies die Kolonialabteilung in Berlin dieses Ansuchen zurück und somit kam es bis zum 1. Januar 1903 zu insgesamt 42 Trauungen. Tecklenburg der unter Gouverneur Leutwein den stellvertretenden Gouverneur mimte, war mit dieser Weisung jedoch nicht zufrieden, sondern wollte klare Schranken zwischen „Eingeborenen“ und „Nichteingeborenen“ aufstellen, auch wenn dies auf Kosten der verheirateten Ehepaar geschehe.

So kam ihm der Aufstand der Herero genau Recht um einen erneuten Anlauf seiner Ansichten im Sinne der „Mischehenfrage“ zu starten. Er plädierte deshalb dafür, eine Verordnung zu verabschieden, die die Abkömmlinge aus „Mischehen“ oder unehelichen Beziehungen rechtlich den „Eingeborenen“ gleichstelle<sup>45</sup>. Dementsprechend argumentierte Tecklenburg in seinem 23. Oktober 1905 verfassten Bericht an die in Deutschland sitzende Kolonialabteilung, dass wenn Kinder dieser „Mischehen“ wie bisher die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten, zwei massive Probleme die Folge seien. In erster Linie bestehe weiterhin die Gefahr der „Verunreinigung der deutschen Rasse“ durch derartige „Mulatten“ und zweitens kommen jene früher oder später in ein wahlfähiges Alter und werden somit auch befähigt öffentliche Ämter zu bekleiden und dadurch sei wiederum die Vormachtstellung des weißen Mannes gefährdet. Demzufolge erben Abkömmlinge solcher „Mischehen“ nur die negativen Eigenschaften der Mutter und sind demnach in der Regel auch physisch und sittlich schwach.<sup>46</sup> Weiters führt das Zusammenleben dieser „Mischpärchen“ zwangsweise zu einer „Verkafferung“, wie es in den Kolonien genannt wurde, des Ehemannes und nicht zu einer Aufwertung der Ehefrau. Demzufolge müsse die Regierung das Gesetz nochmals überdenken, um die genannten Folgen abzuwehren und die Kolonien „rein“ zuhalten. Selbstverständlich könne man den sexuellen Kontakt zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen nicht 100 prozentig verhindern, jedoch sollen jene Geschlechtsverbindungen nicht außerhalb des Gesetzes stehen und somit die Nachkommenschaft mit den Rechten eines Staatsbürgers ausstatten. Mittels dieser

---

<sup>45</sup> Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.27

<sup>46</sup> Vgl.: Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.26ff

Sanktion könne man auch einen erheblichen Druck auf das moralische Gewissen deutscher Kolonisten ausüben“<sup>47</sup>.

Bei der genaueren Datierung der Verordnung, des Eheverbots gibt es Unstimmigkeiten. So schreibt Jürgen Zimmerer in seinem Beitrag, dass dies im September 1907 geschah während sich Fatima El-Tayeb auf das Jahr 1908 beruft. Auch bei der dafür verantwortlichen Person gibt es Abweichungen. Während Zimmerer sich wie oben zitiert auf Tecklenburg bezieht, macht El-Tayeb den Gouverneur Lindequist, Nachfolger von Gouverneur von Trotha dafür verantwortlich. Unterschiede kann ich nur in der Quellenangabe ausmachen. Während Tecklenburg wie erwähnt, der in Deutschland stationierten Kolonialabteilung berichtet, schreibt der damalige Gouverneur Lindequist dem Auswärtigen Amt in Deutschland, welches in der Weimarer Republik zahlreiche Versuche startete die Schwarzen Deutschlands zurück in ihre ursprüngliche Heimat zuschicken. Die Zeitpunkte der beiden Berichte sind jedoch ident. Ich lasse es nun dahingestellt, welcher Historiker mit seinen Angaben falsch oder richtig liegt.

Ein weiterer wichtiger Erlass der den Weg für die Änderung des § 17 f ebnete, war das 1906 erlassene Einwanderungsverbot für „Farbige“ in die Kolonien Deutsch-Südwestafrikas. Mit der folgenden Abwandlung des § 17 f, die zwischen 1907 und 1908 stattgefunden haben muss, wurde nicht nur das Verbot der Eheschließung zwischen weißen und schwarzen Eingeborenen ausgesprochen, es wurden auch die vor 1905 geschlossenen Ehen zwischen deutschen Siedlern und einheimischen Frauen als nichtig erklärt. Darüber hinaus verloren deutsche Männer, die mit einer afrikanischen Frau verheiratet waren oder offen mit ihr zusammenlebten, ihre bürgerlichen Ehrenrechte, waren also nicht mehr wahlberechtigt, konnten keinen Grundbesitz erwerben oder staatliche Hilfen in Anspruche nehmen. Durch die Annullierung legal geschlossener Ehen sollten Paare davon abgehalten werden, in der benachbarten britischen Kolonie, die keine Eheverbote kannten, zu heiraten, wie nach 1905 häufig geschehen war<sup>48</sup>. „Ein derartiges System existierte in keinem anderen Land der Welt und den Deutschen gelang es, sogar ob ihres

---

<sup>47</sup> Vgl.: Tecklenburg an Kolonialabteilung; 23.10.05; In: Tecklenburgs Bericht: 24..9.03; NAN ZBU F.IV. R.1.; Bl. 24a-34a zit. aus: Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.28

<sup>48</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.92ff

„Rassenbewusstseins“ viel bewunderten BurlInnen und den US-AmerikanerInnen zu übertreffen“<sup>49</sup>.

Als Begründung für den Erlass äußerte sich das Bezirksgericht Windhoek mit folgenden Worten:

„[...] Eingeborene sind sämtliche Blutsangehörige eines Naturvolkes, auch die Abkömmlinge von eingeborenen Frauen, die sie von Männern der weißen Rasse empfangen haben, selbst wenn mehrere Geschlechter hindurch eine Mischung mit weißen Männern stattgefunden haben sollt. Solange sich noch die Abstammung von einem Zugehörigen eines Naturvolkes nachweisen lässt, ist der Abkömmling infolge seines Blutes ein Eingeborener“<sup>50</sup>.

Exakt diese Definition stellte eine weitgehende Änderung in der Betrachtungsweise der Schwarzafrikaner dar. Während sie anfangs kulturell definiert wurden, begann der Umschwung der biologistisch- rassistischen Auslegung, die eine elementarste Unterscheidung der Rassen und Völker auf das Blut reduzierte. Somit war auch die Möglichkeit, wie anfangs in meiner Arbeit erwähnt, das Aufsteigen innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchien für „Neger“ zu einem Ding der Unmöglichkeit geworden. Interessanterweise hatte genau diese Rassenlehre beim Bevölkerungsteil mit höheren Bildungsniveau, eine breite Anhängerschaft.

Entscheidungsträger dieses Beschlusses waren in erster Linie das Reichskolonialamt, aber in zweiter Linie SiedlerInnen selbst und die christlichen Missionen, in denen eine rassistische Ideologie virulent war.

Der nächste geplante Schritt der Kolonialverwaltung war, den sexuellen Kontakt zwischen Weißen und Schwarzen zu Gänze zu unterbinden. Jedoch sah man relativ rasch ein, diesem „Problem“ nicht Herr zu werden. Zwar beklagte man sich über Vergewaltigungen und Prostitution, die ein Anwachsen der Mischlingsbevölkerung verursachten, jedoch drückte man ein Auge zu, solange die Distanz zur weißen Volksgemeinschaft aufrecht blieb. Kam es jedoch zu einem öffentlichen Outing eines weißen Siedlers zu einer schwarzen Eingeborenen wurden ihm Sanktionen, wie z.B.:

---

<sup>49</sup> Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.94f

<sup>50</sup> Urteil Bezirksgericht Windhoek; 26.9.07; In: Tecklenburgs Bericht: 24..9.03; NAN ZBU F.IV. R.1.; Bl. 24a-34a zit. aus: Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.29

die Aberkennung des Wahlrechts für den Landesrat aufgezwungen, die seinen Lebensalltag maßgeblich erschwerten. Zu diesem Thema äußerte sich Lindequist erstaunlich offen:

„Und leider ist oft die Art des Verhältnisses des Weißen zur Eingeborenenfrau ein anderes als früher [...] so sehen sie auch vielfach in dem Eingeborenenweibe nicht lediglich das Mittel geschlechtlicher Befriedigung, sondern sie machen ihr den Hof wie ihrer Berliner Köchin oder deutschen Bauerntochter“<sup>51</sup>.

Als es jedoch weiterhin zu öffentlich bekannten Lebensgemeinschaften kam, entschloss man sich auf Seiten der Kolonialverwaltung, die „Eingeborenenfrau“ selbst als Zielscheibe der Rassentrennungspolitik zu machen. So befahl man der Mutter, ihre „Mischlingskinder“ auf demütige Art und Weise, bei der Polizei zu melden, um ihr auf aufdringliche und unangenehme Methode, den Fehltritt, sich mit einem weißen Mann einzulassen, verständlich zu machen. Trotzdem war man noch weiterhin bemüht die Prostitution mit allen Mitteln zu bekämpfen. So hatte man in Planung, weiße Männer mittels Geheimpolizei zu kontrollieren und die schwarzen Frauen in ihren Stämmen durch afrikanische Spitzel auszuspionieren. Einzelne radikale Befürworter dieser polizeistaatlichen Überwachungsmethode, wie der rheinische Missionar Präses Wandres waren sogar, für die Einführung der Prügelstrafe bei der Frau, als Züchtigungsmittel. Dementsprechend meinte Wandres:

„Die Mischehen sind nicht nur unerwünscht, sondern geradezu unmoralisch und geben dem Deutschtum einen Schlag ins Gesicht. [...] Mischehen sind stets eine Versündigung an dem Rassenbewusstsein. Ein Volk, das gegen diese Ehre sündigt, sinkt unbedingt auf eine niedrige Stufe und ist, wie die romanischen Völker zeigen, nicht fähig, gründliche Kolonisation zu betreiben. Was die Mischlinge betrifft, so müssen wir nach reichlicher Erfahrung sagen, dass die Mischlinge ein Unglück für unsere Kolonie sind. Diese bedauernswerten Geschöpfe sind fast alle sehr stark erblich belastet. [...] Es kann dies auch gar nicht anders sein, denn der Vater taugt nicht viel und die

---

<sup>51</sup> Gouverneur SWA an Kolonialabteilung; 23.10.1905; 71 zit. aus: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.95

Mutter erst recht nichts“<sup>52</sup>.

In Folge dieser Anschauungsweise hatten auch die Mischlingsnachkommen sehr unter den Anschuldigungen zu leiden. So warf man ihnen, aufgrund ihres „nichts taugenden“ Vaters und ihrer „minderwertigen“ Mutter Charaktereigenschaften vor wie, Lug und Trug, Sinnlichkeit und dummen Stolz sowie Neigung zur Unehrlichkeit, da sie entweder in unehelichen oder rechtlich nicht konformen Verhältnissen gezeugt wurden. Als „Schutzmaßnahme“ vor diesen „unwürdigen Geschöpfen“ sanktionierte man sie mit sozialer Abgrenzung. Aus diesem Grund initiierte die evangelische Kirchengemeinde Windhuks ein Besuchsverbot „halbweißer“ Kinder in Kindergärten und Schulen der Stadt. Auch aus dem damals so sozial wichtigen Vereinsleben, wie Turn- und Farmervereinen, wurden Mischehepaare und ihre Kinder ausgeschlossen. Um dies zu umgehen, sahen sich viele Eltern gezwungen, ihre Kinder, im speziellen ihre Söhne, zur Erziehung nach Deutschland zu schicken, um ihnen dort die versagte Bildungschance zu gewährleisten<sup>53</sup>.

Obwohl der rassistische Gedanke in vielen Köpfen der SiedlerInnen hauste, sahen selbst sie, die Auswirkungen des § 17 f als zu folgeschwer und ungerecht. So sei es rechtswidrig, den sowohl kirchlich als auch standesamtlich getrauten Paaren vor 1905, nachträglich den Schutz zu untersagen, berichtete die Deutsch- Südwestafrika-Zeitung am 18.3.1913, im Streitfall des Herrn Baumann<sup>54</sup>.

Es folgten noch zahlreiche andere Anfragen und Beschwerden der Volksvertreter der SiedlerInnen, die sich gegen Mischeheverbot aussprachen. Da sich das Reichskolonialamt in Folge dessen, jedoch immer wieder mit Fragen zur Rechtslage konfrontiert sah, versuchte man in diesem Fall eine eindeutige Regelung zu finden, ohne das eine kaiserliche Verordnung, die Gesetze außer Kraft setzen müsse<sup>55</sup>. Trotz mehrerer Entwürfe konnte der Antrag nicht durchgesetzt werden und deshalb ergänzte man das bestehende Gesetz mit einer Gouverneursverordnung. Insofern

---

<sup>52</sup> Bemerkung über Mischehen und Mischlinge aus der Praxis für die Praxis; Missionar Wandres [Abschrift; o.D.]; In: Ausdruck für afrikanische Siedlung; Bl. 143b-145b; zit. Aus: Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.30

<sup>53</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.96

<sup>54</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.97

<sup>55</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.99

war die koloniale Rechtsprechung stark subjektiv geprägt und der Gouverneur selbst war in der Lage bei Grenzfällen zu entscheiden.

Das Verfahren des „one drop rule“<sup>56</sup> sollte auch Definitionsunklarheiten in Punkto Erkennung und Begriffsbestimmung von andersrassischen Gruppen erleichtern und vereinheitlichen. Sobald im Stammbaum eines Menschen, ein nicht arischer Verwandter oder ein „Eingeborener“ auszumachen ist und somit „schwarzes Blut“ in seinen Adern fließt, egal in welchem Grad der Blutsverwandtschaft, wird diese Person unabhängig davon wie integriert sie auch ist, als Nichtweißer angesehen. Somit ergab sich folgende Problematik: Kinder die aus Ehen vor 1906 hervorgingen, hatten laut deutschem Gesetz, automatisch die Staatsbürgerschaft ihres Vaters erhalten. Doch widersprach sich dies mit der Interpretation des Schutzgebietgesetzes („one drop rule“) wo es hieß, dass ein Eingeborener kein deutscher Reichsangehöriger sein könne. Folglich kam es zu Unklarheiten und Widersprüchen. Gerichte und Verwaltung lösten die Kontroversen so, indem sie als „Eingeborene“ klassifizierte Bewohner einfach kurzerhand die Staatsbürgerschaft entzogen. Jedoch bedachten, die Behörden der Kolonien Südwestafrikas dabei nicht, dass sie erstmals im direkten Konflikt mit der deutschen Rechtslage standen<sup>57</sup>.

Um das Konzept der Apartheid in den Kolonien besser zu verwirklichen, entwarf die Reichsleitung das „*Kolonialblutschutzgesetz*“. In erster Linie wollte man damit den Reinheitsgehalt des deutschen Blutes bewahren. Es herrschten rassistische Definitionen von „Art“ und „Rasse“ der Menschen über „Eheschließungen“ und „außerehelicher Geschlechtsverkehr“ zwischen „Deutschen“, „Eingeborenen“ und „Mischlingen mit Eingeborenenbluteinschlag“. Mit diesen Regelungen war der „Grundsatz der Scheidung der Rassen“ auf seinen biologisch elementarsten Ausdruck konzentriert.<sup>58</sup>

In diesem Sinne verfolgte die deutsche Herrschaftsutopie, aus deren Sicht, die idealtypische Vorstellung, wie ein „kolonialer Musterstaat“<sup>59</sup> und seine Gesellschaft auszusehen hat, den Aufbau einer ständischen Gesellschaftsordnung, in der

---

<sup>56</sup> Vgl.: Ebd.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.101

<sup>57</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.103

<sup>58</sup> Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.372

<sup>59</sup> Jürgen Zimmerer: Der koloniale Musterstaat?; Rassentrennung, Arbeitszwang und die totale Kontrolle in Deutsch – Südwestafrika; In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.31

Beamte, Siedler und ihre afrikanische „Eingeborenenbevölkerung“ ihren festen Platz haben sollten.

### ***Kontrollstaat und Arbeitszwang***

Um eine absolute Kontrolle der „Eingeborenen“ im Schutzgebiet zu gewährleisten, musste das Gouvernement bei Gesetzen und Verordnung hart durchgreifen. Eine bürokratisch, zentralistisch geführte Verwaltung, sollte die Registrierung und Überwachung der Schwarzafrikaner regeln. Kernstück dieses kolonialen „Eingeborenenrechts“ bildeten die drei „Eingeborenenverordnungen“ von 1907: die Kontroll-, die Pass- und die so genannte Gesindeverordnung.<sup>60</sup> Zusätzlich wurden alle schwarzen Bewohner in ein „Eingeborenenregister“ eingetragen, das der Lokalisation und Kontrolle dienen sollte. Die Schwarzafrikaner waren einer ständigen Ausweisungspflicht unterworfen, die sogar von weißen Nicht – Exekutive beamten veranlasst werden konnte. Gegenüber der „Stammesführer“ argumentierte man, dass dieses „feinsäuberlich“ durchdachte Überwachungssystem, lediglich einen Schutz vor Ausbeutung darstelle.

Für die deutschen Beamten, waren diese bürokratischen Maßregeln, reine Routine, da diese lediglich den rechtlichen Umgang mit den „Eingeborenen“ regelten und absicherten. Bedacht wurde jedoch nicht, dass viele dieser Maßnahmen einen tiefen Eingriff in die Privatsphäre der Stammesmitglieder bedeuteten und gleichzeitig ihnen die Existenz raubten. Mit einer restriktiven, Politik verfolgte die Kolonialverwaltung eine soziale Disziplinierung ihrer „Untertanen“. Eine kontinuierliche „Umerziehung“ sollte das zukünftige Leben der Nicht-Weißen Bevölkerung in einem rationellen Verordnungssystem garantieren.

Trotz der unerbittlichen Verfügungen wollte man langfristig keine Zwangsarbeit legitimieren. Mit Hilfe der europäischen „Züchtigung“ erhoffte man sich, aus dem „nichtsnutzigen Neger“ einen arbeitenden „Untertanen“ mit deutscher Arbeitsmoral zu formen, der sich über seine Stellung als Arbeiter definiert und dadurch kompromisslos in das System einfügen lässt. Dieses Vorhaben scheiterte aber nur zu oft an den widrigen Arbeitsverhältnissen. Aufgrund der rassistischen Einstellung der Farmer und Vorarbeiter gegenüber ihren Arbeitnehmern entwickelte sich

---

<sup>60</sup> Jürgen Zimmerer: Der koloniale Musterstaat?; Rassentrennung, Arbeitszwang und die totale Kontrolle in Deutsch – Südwestafrika; In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.34

regelrecht eine Unkultur heraus, die sich auf das „väterliche Züchtigungsrecht“ berief.

<sup>61</sup> Eine faire Kontrolle der Arbeitsverhältnisse war für die Kolonialverwaltung ein Ding der Unmöglichkeit, da viele Beamte über Prügelstrafen hinweg sahen, bzw. die Anklagen vor Gericht nur minder ernst genommen wurden, da die Glaubwürdigkeit schwarzen Kolonialbürgern prinzipiell abgesprochen wurde.

Folglich kam es aufgrund der widrigen Arbeitsverhältnisse zu „Deserteuren“, die vor ihren Arbeitgebern flohen. Die Ausreißer konnten nur in den seltensten Fällen wieder gefunden werden, da die Weitflächigkeit der Landschaft genügend Unterschlupf bot. Anstatt an den Arbeitsverhältnissen zu feilen, forderten die Arbeitgeber lautstark strengere staatliche Repressalien.

Die deutsche Kolonialpolitik war durch eine erhebliche Diskrepanz von theoretischer Planung und praktischer Umsetzung gekennzeichnet. Der Überwachungsstaat scheiterte an der Weite und Unkontrollierbarkeit des Landes, an logistischen Problemen, an der unzureichenden personellen Ausstattung der Verwaltung, Polizei und des Militärs, am eigenmächtigen Verhalten der Beamten, an der mangelhaften Kooperation der weißen Bevölkerung und an der Widersetzlichkeit der Afrikaner. Die Überzeugung von der Überlegenheit der eigenen Kultur, der eigenen Verwaltungstradition – das Bewusstsein, sich mit der Errichtung eines modernen Staates im Einklang mit den Gesetzen der Geschichte zu wissen – führte dazu, diese Verwaltung über die indigene Bevölkerung auszuweiten, ohne Rücksicht auf die daraus resultierenden Konsequenzen für Letztere.<sup>62</sup>

## **Steuersystem der Kolonien**

Aufgrund der Vormachtstellung der Kolonialherren kam es zu einer heterogenen Umverteilung der Böden. Während sich die Großgrundbesitzer die fruchtbaren Äcker aneigneten, musste sich die einheimische Bevölkerung mit den brachgelegenen Böden zufrieden geben. Durch den flächendeckenden Landverlust wurden die einheimischen Bauern in Reservate zurückgedrängt, deren Boden nicht mal mehr ertragreich genug war, um den Eigenbedarf zu stillen.

---

<sup>61</sup> Vgl.: Jürgen Zimmerer: Der koloniale Musterstaat?; Rassentrennung, Arbeitszwang und die totale Kontrolle in Deutsch – Südwestafrika; In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.38

<sup>62</sup> Jürgen Zimmerer: Der koloniale Musterstaat?; Rassentrennung, Arbeitszwang und die totale Kontrolle in Deutsch – Südwestafrika; In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.40f

Zusätzlich war die schwarzafrikanische Bevölkerung dazu angehalten Steuern zu zahlen, da die Kolonialherrschaft sich einen Gewinn aus den Schutzgebieten errechnete. Das Steuersystem war in seinem Grundgedanken sehr einfach aufgebaut. Jeder Arbeiter musste seinen finanziellen Anteil leisten. Wie und woher er die Mittel nahm spielte keine Rolle. Da die Kolonialherren wiederum die Steuerlast von sich abwälzten und direkt auf die Bauernschaft übertrugen, gerieten jene mehr und mehr in finanzielle Verschuldung. Falls sich ein landloser Afrikaner „gesetzeswidrig“ am Grund eines Kolonialsiedlers befand, hatte dieser das Recht, ihn zur Zwangsarbeit einzusetzen. Unter Zwangsarbeit fiel unter anderem die „Schuldsklaverei“, bei der die Betroffenen eine „Kopfsteuer“ zu zahlen hatten. Diese wurde in den seltensten Fällen finanziell abgeglichen. Die Einnahmen die dadurch dem Kolonialherren zu Gute kamen, mussten zu 50% an die Kolonialbehörde weitergeleitet werden. Um die Legitimation der Zwangsarbeit zu gewährleisten und dafür einen rechtlichen Rahmen zu formen, wurde ein Arbeitsvertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufgesetzt, von dessen Zwangsklauseln, die ansässigen Bewohner oft nichts wussten. Bei Nichteinhaltung der Vertragsauflagen, drohten den Betroffenen weitere Geldstrafen bis hin zu Gefängnisaufenthalten. Es kam zu zahlreichen Anfechtungen dieser zwielichtigen Kontrakte, doch ohne zwingenden Erfolg.

Primäre Funktion des Steuersatzes war es, das Arbeitskräftepotential aufs Maximum auszuschöpfen und dadurch reichlich Arbeitskräfte zu rekrutieren. Denn obwohl die Technik schon weit fortgeschritten war, verfolgte man den Grundsatz, „Menschen sind billiger als Maschinen“. Zu diesem Schluss kam auch der französische Schriftsteller Londre der dazu schrieb:

„In den Kolonien [...] gibt es 50 000 km Straßen. Das gesamte für den Bau dieser Straße benötigte Material ist auf den Köpfen der Neger herangeschleppt worden. Mit den Negern geht man um wie mit Ochsen. Das Lastentragen ist eine Geisel Afrikas. Es ruiniert die Kinder, untergräbt die Kräfte der Jugendlichen und gibt den Erwachsenen den Rest. Es würdigt die Frauen und Männer zum Vieh herab. Im Zeitalter des Automobils lichtet sich die Bevölkerung des Kontinents, weil

Menschen billiger als Maschinen sind.<sup>63</sup>

## **Gründe und Ursachen für den Aufstand**

Das Volk der Herero hatte mit zahlreichen Ungerechtigkeiten in ihrem Land zu kämpfen. Durch die koloniale Besitznahme durch das Deutsche Reich wurden die Herero ihrer Freiheiten beraubt und geknechtet. Eine der Ursachen für den Aufstand war die fast völlige Abhängigkeit des Nomadenstammes von ihren Kolonialherren in wirtschaftlicher Hinsicht. Sie wurden ihres Besitzes enteignet und verloren dadurch die besten Weidegründe rund um Windhoek. Während sich die weißen Siedler immer weiter ausbreiteten wurden die Einheimischen Schritt für Schritt in die weniger fruchtbaren Weidelandschaften im Kerngebiet um Okahandja zurückgetrieben. Selbst diese wurden im Laufe der Zeit durch Besitzungen der Weißen unterbrochen und so mehr oder weniger wertlos, da der freie Durchzug des Viehs zu den Wasserlöchern und das freie Weiden nicht mehr gegeben war. Der Bezirksamtman von Swakopmund Fuchs sah zumindest in dieser „Einengung der Herero durch den Weißen“, der aus dem Landverlust resultierte, die Hauptursache für den Aufstand. So ist in einem von ihm verfassten Bericht im Deutschen Kolonialblatt vom 23. März 1904 zu lesen:

„Ursache, dürfte der allgemeine Hass der Herero gegen den Weißen sein. [...] Dieser Hass beruht meines Erachtens, von Rassenantipathien abgesehen, auf der Einengung der Hereros durch den Weißen [...]. Der Stamm und seine Angehörigen [...] sind gewohnt, ihr Vieh [...] frei und ungehindert durch das Land zu treiben, zu weiden wo Weide, zu tränken, wo Wasser ist. Plötzlich begegnen sie auf ihren Zügen weißen Farmern, deren Eigentümer ihnen wegen unberechtigter Weide ihre besten Stücke Vieh wegpfänden, die Wasserstellen ihnen verbieten oder nur gegen Viehzahlung gestatten usw.“<sup>64</sup>.

---

<sup>63</sup> B. Smulewitsch: „Die bürgerlichen Bevölkerungstheorien in Lichte der marxistisch-leninistischen Kritik“, Moskau; 1936; S.214 – 215; zit. Aus: Sergej Tjulpanow: Das Kolonialsystem des Imperialismus und sein Zerfall; Moskau; 1958; S.66

<sup>64</sup> Deutsches Kolonialblatt (DKB) 15.Jg.; Nr.7; vom 23.3.1904; Bericht des Bezirksamtmanns Fuchs von Swakopmund; S.220 zit. aus: Andreas Bühler: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913; Frankfurt am Main, London; 2003; S.102f

Eine weitere treibende Ursache war der Ausbruch der Rinderpest im Jahre 1897, der die Herero um einen Großteil ihres Viehs brachte und somit auch um ihre finanzielle Absicherung. Somit konnten sie aufgrund der erzwungen Abgaben an den Kolonialherrn, ihren „Subsistenzbedarf“ nicht mehr decken und waren genötigt ihre Grundnahrungsmittel zu Wucherpreisen bei den deutschen Händlern zu kaufen. In Folge dessen geriet das Hererovolk immer mehr und mehr in die Schuldenabhängigkeit der geldgierigen Händler, da sie für sämtliche Güter horrenden Summen in Form von Ochsen verlangten. So musste ein Herero laut Frey<sup>65</sup> für ein „Gewehr zu dieser Zeit 10 Ochsen tauschen“, während Büttner<sup>66</sup> berichtete, dass „ein Gewehr um 1884 lediglich 7-8 Ochsen kostete“. Die Händler rühmten sich zwar ihrer cleveren Verkaufsstrategien, doch durchschauten die „Eingeborenen“ sehr rasch den Betrug.

Die zunehmende unaufhaltsame Verschuldung des Hererovolkes wurde auch von der Kolonialverwaltung unter der Leitung des Gouverneur Leutwein als ernstes Problem wahrgenommen. So versuchte man die schwarzen „Eingeborenen“ durch eine Änderung der Kreditverordnung, in Form eines Ratenkredites zu entlasten. Diese besagte, dass die von den Händlern vergebenen Kredite innerhalb eines Jahres zu begleichen seien, da sie sonst nach Ablauf der Zeit ungültig werden und die Händler dementsprechend um ihr Geld kommen. Leutwein, der durchgehend ein Konzept der Verhandlung und Deeskalation verfolgte und damit sich auch den Frust und Ärger der SiedlerbewohnerInnen einhandelte, verfolgte zwar mit diesem Erlass einen positiven Hintergedanken, jedoch die Detailplanung lief auf einen kommenden Konflikt hinaus. Dementsprechend gingen die Kreditgeber mit brutaler Härte vor um ihr Geld innerhalb der Zeit einzutreiben. So erinnert sich Else Sonnenberg, eine Händlergattin an einen Fall:

„[...] Dies Gesetz machte es notwendig, dass die Händler und Gläubiger der Eingeborenen die Schulden schnell einzuziehen suchten, da sie Gefahr liefen, dass dieselben verjährten. Man hörte hier und da auch von rücksichtslosem Eintreiben von Forderungen. Ich erinnere mich, dass ein Händler kam, welcher

---

<sup>65</sup> Frey: Besiedlung; S.92 zit. aus: Andreas Bühler: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913; Frankfurt am Main, London; 2003; S.103

<sup>66</sup> C.G. Büttner: Vom Handel mit den „Eingeborenen“ im alten Südwestafrika, Bericht aus dem Jahre 1884; in: Afrikanischer Heimatkalender 1954; S.62 zit. aus: Andreas Bühler: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913; Frankfurt am Main, London; 2003; S.103

von einem Herero 5 Mark zu fordern hatte. Der Herero bat seinen Gläubiger, ein bis zwei Tage zu warten, damit er sein Vieh holen lassen könnte vom Viehposten. Für das Warten berechnete ihm aber der Händler 100 Mark [...]“<sup>67</sup>.

Als Hauptgrund wird jedoch unter Historikern die Planung der Schaffung von „Eingeborenenreservaten“ und der Bau der Otavibahn, der einen enormen Landverlust bedeutet hätte, angesehen. Die Abneigung gegenüber der Reservatsbildung war auf Seiten des Hererovolkes deswegen so groß, weil sie die Intention dahinter so verstanden, dass die weißen Siedler auf Kosten ihrer ertragsärmeren Weidegründe erhielten. Gesine Krüger meint in ihrem Buch „Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein“, dass Herero Frauen im Krieg das Lied „Omutango“ gesungen haben, was so viel bedeutet wie: „Wem gehört Herero – Land? Uns gehört Herero – Land!“ und damit der Anspruch auf die Landfrage das Hauptmotiv der für den Kriegsentschluss gewesen sei<sup>68</sup>. Wer letztendlich den Entschluss gegen die deutsche Herrschaft mit Waffengewalt vorzugehen, durchgesetzt hat, lässt sich nicht eindeutig belegen. Es scheint eher unwahrscheinlich zu sein, dass Samuel Maharero, Kapitän des Herero Volkes selbst die Initiative ergriff, profitierte er doch viel zu sehr vom Handel mit den Deutschen. Naheliegender ist, dass er von einigen jungen Unterhäuptlingen unter starken Druck gesetzt wurde, um – wie Sollars meinte – „den letzten Rest der Ehre der Herero zu retten.“ „Die Verlagerung des überwiegenden Teils der deutschen Truppen in den Süden des Schutzgebietes zwecks Niederschlagung des Bodelswartsaufstandes, sowie verschiedene Gerüchte über eine vernichtenden Niederlage der Kompanien und den Tod Gouverneur Leutweins, der als Major die militärischen Operationen leitete, gaben den Ausschlag, die Revolte zu beginnen“.<sup>69</sup>

General Samuel Maherero fasste in einem Antwortschreiben an Leutwein, die Gründe für den Krieg aus seiner Sicht der Dinge, nochmals schön zusammen:

„[...] Der Anfang des Krieges ist nicht angefangen worden durch

---

<sup>67</sup> Else Sonnenberg: Wie es am Waterberg zugeht, Ein Beitrag zur Geschichte des Hereroaufstandes; Braunschweig, Leipzig; 1906; S.52f; zit. aus: Andreas Bühler: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913; Frankfurt am Main, London; 2003; S.104

<sup>68</sup> Vgl.: Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.45

<sup>69</sup> Johannes Seybold: Der Hererokrieg in Deutsch – Südwestafrika; Wien; 1991; S.26

mich [...], sondern er ist begonnen worden durch die Weißen, wie Du [Leutwein Anm. d. Verf.] weißt, dass die Weißen und besonders die Händler, wie viele Herero haben sie getötet, sowohl durch Gewehre wie durch Einsperren in die Gefängnisse... Und die Händler [...] fingen an meine Leute bezahlen zu lassen und das Vieh wegzutreiben... Diese Dinge haben den Krieg in diesem Land entstehen lassen“<sup>70</sup>.

Es handelt sich bei diesem Schreiben zwar um eine verkürzte Version des Originals. Jedoch wird im angesprochenen Schriftstück nicht einmal die umstrittene Reservatsfrage angesprochen. Vielmehr beruft sich Maherero auf die ungerechte und grausame Behandlung seines Volkes durch die Wanderhändler. Dieser Vorwurf wirkt deswegen glaubwürdig, da besonders Händler beim Aufstand nicht verschont wurden, während Missionare, Kinder zur Gänze und Frauen größtenteils am Leben gelassen wurden. Das „Abzockergeschäft“ an den Hereros, wurde selbst von der Kolonialleitung als negativ empfunden, was anhand eines Berichts verdeutlicht wird.

„Wenn nicht zu leugnen ist, dass sich das Schuldenmachen der Eingeborenen wenig, wenn auch sehr wenig, gebessert hat, so ist das Vorgehen der Händler im Eintreiben der Schulden ein immer rücksichtsloseres, stellenweise ein direkt gesetzwidriges geworden.“<sup>71</sup>

In diesem Falle wäre vermutlich ein vehementeres Durchgreifen durch die deutschen Behörden von Nöten gewesen. Hätte man die Absicht Leutweins verfolgt und das Handelsgeschäft zwischen Hereros und Handelsmänner auf der Basis der Barzahlung reduziert, wäre es vorstellbar nicht zu einer kriegerischen Konfrontation gekommen.

Neben dem Händlergeschäftswesen war bekanntlich auch die obskure Rechtsprechung ein Mitmotiv für den Angriff. So wurden Weiße in legistischen Verfahren oft weit milder beurteilt als ihre schwarzen Kläger. Zusätzlich wurden schwarze Gefangene zur Zwangsarbeit verurteilt, während weiße Inhaftierte ihren

---

<sup>70</sup> Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.55

<sup>71</sup> AW 149 ZB A VI a 3 Bd. 7; J.B. Distrikt Okahandja 1901/02; 03.05.1902; zit. Aus: Gerd Sudholt: Die deutsche Eingeborenenpolitik in Südwestafrika; Hildesheim, New York; 1975; S.172

Arrest im Gefängnis abbüßten. Weiters wurden Gerüchte bestätigt, die besagten, dass es zu Ermordungen und Vergewaltigungen schwarzer Frauen durch weiße Siedler kam.

Laut Gerd Sudholt liegt aber das wichtigste Motiv des Aufstandes, im verletzten Stolz und den daraus resultierenden Hass der Herero gegen ihre Kolonialherren, begraben. Bevor die weißen Siedler Land erschlossen, konnten die afrikanischen Völker Deutsch - Südwestafrika ihr Vieh ungehindert durch das Land treiben und weiden lassen. Die unachtsame Durchsetzung deutscher Gesetze und Vorschriften griffen rücksichtslos in das Stammesleben der Afrikaner ein und schürten dadurch unbewusst den Hass gegen ihre Peiniger.

Obwohl das Herero- und Namavolk als aufsässige Kriegerstämme galten, wurden sie aufgrund des deutschen Hochmuts unterschätzt. Eine derart militärisch taktisch synchronisierte Operation wurde ihnen gegen den dominierenden deutschen Militarismus zu diesem Zeitpunkt nicht zugetraut<sup>72</sup>.

## **Kriegsverlauf**

Im kommenden Kurzkapitel will ich einen kurzen Einblick in den Kriegsverlauf geben. Die Frage die sich bei mit dem Thema beschäftigten Historikern stellt ist, ob der Angriff das Produkt einer ausführlichen langzeitlichen Planung war, oder ob es sich um einen spontanen Aufstand handelte.

„Die Ereignisse der Jahre 1904/05 in Südwestafrika zeigen ein komplexes Bild unterschiedlicher Gewaltstrukturen auf“<sup>73</sup>. Auf der einen Seite ergab sich in Folge der angesprochenen Grausamkeiten gegenüber den Völkern Zentralnamibias (siehe Kapitel Gründe und Ursachen) der Angriff auf deutsche Kolonisten. Auf der anderen Seite schlug die deutsche militärische Macht mit einem gezielten Ausrottungsplan gegen das schwarzafrikanische Volk zurück. Beide Perspektiven und Gewaltstrukturen sowie Motive sollen auf den folgenden Seiten beleuchtet werden.

Der Hereroaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft nahm seinen Anfang in der Nacht von 11. auf 12. Januar 1904. Der Angriff richtete sich konzentriert gegen die Eisenbahnlinie Swakopmund – Windhuk, die Telegraphenleitungen in diesem

---

<sup>72</sup> Vgl.: Gerd Sudholt: Die deutsche „Eingeborenen“politik in Südwestafrika; Hildesheim, New York; 1975; S.177

<sup>73</sup> Medardus Brehl: Vernichtung der Herero; Diskurs der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2007; S.96

Gebiet und gegen deutsche männliche Farmer. Frauen, Kinder und Missionare sowie englische und burische Farmer wurden in diesem Gewaltakt verschont<sup>74</sup>. Anhand der Verteilung der Opfer kann man nicht von einem willkürlichen Angriff reden, da es nicht zu einem blinden Gemetzel kam, sondern gezielt spezielle Bevölkerungsgruppen ermordet wurden. In Summe fielen 123 Deutsche diesem Feldzug zum Opfer.

Der Zeitpunkt des überraschenden Angriffes war insofern taktisch „intelligent“ gewählt, da im Oktober 1903 eine Auseinandersetzung mit den Bondelswarts im Süden des Landes voran ging und Theodor Leutwein gezwungen war mit einem Großteil seiner Schutztruppen, dort zur Stelle zu sein, um für Ordnung zu sorgen. Ob tatsächlich von einem Überraschungsangriff die Rede sein kann sei dahin gestellt, da in mehreren Überlieferungen von Warnungen und Kauf von Proviant und Ausrüstungen durch Hereros die Rede ist. So hörte man auch von Vorwarnungen des Hauspersonals gegenüber ihren gutgesinnten deutschen Arbeitgebern, die diese Warnzeichen zur Gänze, aufgrund ihrer Überheblichkeit nicht ernst nahmen. Umso mehr saß den Siedlern nach dem Angriff der Schock in den Gliedern.

In Folge des Aufstandes kam es zur Belagerung der wichtigsten Ortschaften des Territoriums, darunter auch die Hauptstadt Windhuk und die weiteren Städte Okahandja, Omaruru, Otjimbingue. „Zu Beginn der kriegerischen Auseinandersetzung standen geschätzte 8.000 Herero – Soldaten mit einer Bewaffnung von 4.000 Gewehren 2.000 Schutztruppensoldaten und Reservisten gegenüber“<sup>75</sup>. Gouverneur Leutwein, der stets eine gemäßigte und diplomatische Position gegenüber dem Hererovolk einnahm, verfolgte am Anfang des Aufstandes eine gezügelte Deeskalationstaktik und wollte dadurch rasch einen Verhandlungsfrieden erreichen, der die Zahl der Opfer minimieren sollte. Doch die aufgebrachten Siedler wollten Vergeltung und teilten in diesem Falle nicht die Meinung ihres Vorgesetzten. Radikalere Siedler wie der Missionar Elger, der an die Rheinische Mission am 10. Februar 1904 wie folgt schrieb:

„Man werde aufräumen, aufhängen, niederknallen bis auf den

---

<sup>74</sup> Im Werk von Andreas Bühler „Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904 – 1913 lässt sich in der Fußnote 513 auf der Seite 108f eine genaue Auflistung der Opferzahlen finden. In Summe kommt man ebenfalls auf die Zahl von 123 Opfern auf deutscher Seite. Auffällig an dieser Statistik ist, dass vor allem Farmer und Händler den Tod fanden, während Missionare und Kinder zur Gänze und Frauen beinahe verschont wurden.

<sup>75</sup> Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.47

letzten Mann, kein Pardon geben“<sup>76</sup>.

So kam es, dass Leutwein am 9. Februar vom Großen Generalstab in Berlin informiert wurde, dass ab sofort für weitere militärische Operationen sein Nachfolger Lothar von Trotha, verantwortlich sei. Dieser hatte sich schon im Wahahe – Aufstand von 1894 bis 1897 und in den Boxeraufständen in China um 1900, durch militärische Unnachgiebigkeit und Brutalität einen Namen gemacht. „Trotha war von Anfang an der Überzeugung, dass diese Kämpfe in Deutsch – Südwestafrika nur der „Anfang eines Rassenkampfes“ seien, der nur mit „Strömen von Blut und Strömen von Geld“ entschieden werde könne“<sup>77</sup>. Nach mehreren kleineren Kämpfen gelang es den deutschen Schutztruppen, Schritt für Schritt die verlorenen Ortschaften zurück zu erobern und ungefähr 80.000 Herero, darunter auch Frauen und Kinder, bis zum Waterberg zurück zu drängen und sie in einer finalen Schlacht, nach Osten in die Wasserarme Omahekesteppe zu jagen.

Trotha, der den Gedanken der absoluten Ausrottung der Herero verfolgte, veröffentlichte am 2. Oktober eine an das „Eingeborenenvolk“ gerichtete Proklamation, die besagte, dass sie nun nicht mehr unter dem Schutz des deutschen Kaiser stehen und ihnen in Folge dessen eine Rückkehr aus dem Sandfeld unter dem Gebrauch von Waffen ausdrücklich verwehrt wird. Dies beziehe sich auf jeden Herero, egal welchen Alters und welchen Geschlechts, bewaffnet oder nicht. Daraufhin wurden die wenigen Wasserstellen am Rande des Sandfelds von deutschen Soldaten bewacht und bei Eindringen Fremder gewaltsam verteidigt. Nur wenigen Hereros gelang es, den Fußmarsch durch das Sandfeld in benachbarte britische Kolonie anzutreten, um dort Verpflegung zu erhalten.

Erst aufgrund der grausamen militärischen Maßnahme Trothas, die selbst bei deutschen Siedlern moralische Bedenken auslöste, wurden die Nama im Süden des Landes unter der Führung von General Witbooi aus Solidarität ihrer „Rassenkollegen“ im Oktober 1904 kriegerisch aktiv. Wegen der Ausweitung des Kriegsgeschehens war die deutsche Regierung gezwungen, zwischen November

---

<sup>76</sup> Missionar Elger an Rheinische Missionsgesellschaft; 10. 2. 1904; zit. nach: Drechsler: Südwestafrika; S.146f; zit. aus: Jürgen Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika; Der erste deutsche Genozid In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.

<sup>77</sup> Medardus Brehl: Vernichtung der Herero; Diskurs der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2007; S.97

und Januar 1905 weitere 4.300 deutsche Soldaten als Nachschub nach Deutsch – Südwestafrika zu entsenden.

Als im Oktober 1905 der Drahtzieher hinter den Guerillakämpfen Hendrik Witbooi lebensgefährlich verletzt wurde und in Folge an seinen Verletzungen starb, war der größte Widerstand des Namavolkes gebrochen. Diese Gelegenheit nützte Trotha um in seine Heimat zurückzukehren, da er sich in den zahlreichen Kleinkriegen als inkompetent erwies und dementsprechend vom Generalstab in Berlin abgezogen wurde.

Als mit dem neuen Gouverneur Lindequist erstmals die Trennung zwischen militärischer und ziviler Zuständigkeit unternommen wurde, kam es zu einer Erholungsphase. Angesichts des beklagten schwarzen Arbeitsmangels in den Siedlergemeinden, und dem schlechten Image des Deutschen Reiches im Ausland, sah sich die Kolonialregierung gezwungen einen Weg der politischen Umorientierung einzuleiten. So wollte man das Arbeitspotential rasch steigern, indem man von Gefangenpolitik auf Arbeitspolitik umschaltete. Dies geschah unter der Anordnung von Lindequist erstmals in den von der Militäradministration errichteten Konzentrationslagern, wo neben kampffähigen Männern auch Frauen, Kinder und Greise inhaftiert wurden. Die Arbeitsverhältnisse in diesen Lagern waren jedoch so menschenunwürdig, dass beinahe die Hälfte der Inhaftierten den Tod fand.

„Mit der Aufhebung des Kriegszustandes in dem Schutzgebiet Südwestafrika am 31. März 1907 war der Aufstand offiziell beendet. Nach Kriegsbeendigung stand die deutsche Herrschaft im gesamten Territorium, abgesehen von der Grenzregion zum portugiesischen Angola, außer Frage. Doch zu welchem Preis? Die Bilanz der deutschen kolonialen Vernichtungspolitik war für die Völker der Herero und Nama verheerend gewesen. So war vor Beginn der Gefechte die Zahl der in den deutschen Schutzgebieten lebenden Herero auf 80- bis 100.000 geschätzt worden; im Jahr 1911 wurden noch 15.130 Herero gezählt. Von den etwa 20.000 Nama, die vor 1904 in der Kolonie gelebt hatten, hatten nur weniger als 10.000 den Krieg überlebt. Mehr als 25 Prozent der Überlebenden waren inhaftiert und in fremde Landesteile verschleppt worden. Von den auf deutscher Seite circa eingesetzten 14.000 Soldaten waren 1.500 durch Kampfhandlungen oder Krankheiten zu Tode gekommen“<sup>78</sup>.

Von nun an, war das Leben der „Eingeborenen“ von staatlicher Kontrolle und Arbeitszwang bestimmt. Der Besitz von Land, Vieh und Feuerwaffen war ihnen nun

---

<sup>78</sup> Gründer: Geschichte der deutschen Kolonie; a. a. O. ; S.121; zit. aus: Medardus Brehl: Vernichtung der Herero; Diskurs der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2007; S.99

untersagt und sie unterstanden einer permanenten Ausweispflicht in Form einer metallenen Plakette, die sie immer um den Hals tragen mussten.

### ***Pressestimme zum Hereroaufstand***

Dieser Aufstand ging nicht spurlos an der übrigen Welt vorbei. Zahlreiche Tageszeitungen berichteten über den Kriegsausbruch und beschäftigten sich mit der Thematik. Unter anderem auch das „Neue Wiener Tagesblatt“, das am 24. Januar 1904, genauer über den „revoltierenden Negerstamm“<sup>79</sup> berichtete. Im Text wird ein ambivalentes „Negerbild“ vermittelt. Zuerst widmet man sich dem körperlichen Erscheinungsbild und seinen Proportionen. Es wird angemerkt, dass sich der Herero „in ihrem Typus kaum von anderen Banutvölkern“ unterscheiden. Sie seien zwar groß und kräftig gebaut, jedoch sei ihr Körper von dichtem Flaumhaar besetzt und ihre proportionswidrig langen Vorderarme, seien ein Zeichen, dass sie erst vor kurzem die Evolutionsleiter hinaufgeklettert seien, da sie zuvor auf allen „Vieren“ gingen. Weiters wurde die mangelnde Körperpflege und der damit verbundene „Negergeruch“ bemängelt und auf das Unzivilisierte zurückgeführt. Anschließend widmet sich der Verfasser der Hautfarbe der Schwarzen, die er als „kakaobraun“ abstempelt. In dieser Metapher versteckt sich bereits ein koloniales Machtverhältnis, das auf die ökonomische Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung durch die Plantagenwirtschaft, verweist. Im selben Atemzug kommt er auf die sexuelle Wirkung der afrikanischen Frauen zu sprechen, denen er in jungen Jahren noch durchaus feine Züge zusagt, jedoch im reiferen Alter mit runzeligen Hexen vergleicht.

Als es zur Beschreibung des Charakterbildes kommt, wird einem klar das es voll mit rassistischen Stereotypen gespickt ist. So werden die Herero als „unerträglich anmaßend und habgierig, sobald sie sich einem Schwächeren gegenüber befinden“ beschrieben. Diese Charakteristika führten aus der Sicht des Autors dazu, dass europäische Händler diskreditiert wurden.

Sehr viel Positives verliert der Urheber des Artikels über den Anführer der Herero Samuel Maharo. Er beschreibt ihn als charismatischen, starken und großen Mann, mit einer Vorliebe für gute Kleidung, welches ihn in den Rang eines Anführers aufsteigen lässt. Dieses Nacheifern wird definitiv gut geheißen.

---

<sup>79</sup> Neues Wiener Tagesblatt: 24.01.1904; S.7

Doch das sind schon die einzigen „lobenden“ Worte die der Autor für das Hererovolk übrig hat. Ihr größtes Laster ist der importierte Alkohol, dessen Genuss sie nicht frönen. Die gehegte Vorliebe für das Rauschmittel, ist für den Urheber des Textes wiederum ein Anzeichen dafür, den Grad der Zivilisation dieser Rasse herabzusetzen.

Generell betrachtet der Autor die Sitten und Traditionen des Hererostammes sehr oberflächlich und wertet vermutlich aus diesem Grund negativ.

Zu guter letzt sieht der Verfasser das Ziel des Kolonialprojektes darin, die unzivilisierten Volksstämme Afrikas zu disziplinieren und abzurichten und in ein Staatensystem einzugliedern. In Folge dessen betont der Autor die Gefährdung, die von diesen „Wilden“ ausgeht, da selbst sie, sich langsam aber doch mit dem Technisierungsprozess vertraut machen und dadurch eine Gefahr, siehe Hereroaufstand, darstellen<sup>80</sup>.

### ***Langfristige Planung oder spontane Handlung?***

Die Frage die sich nun stellt ist, ob der Aufstand der Herero langfristig oder ein im Affekt geplanter Angriff war? Dieser Exkurs trägt insofern zu meinen Forschungsfragen bei, da anhand der Ergebnisse auf die klischeehaften Charaktereigenschaften rückgeschlossen werden kann. Mit dieser Fragestellung hat sich speziell Gesine Krüger auseinandergesetzt. In diesem Punkt gehen die Stimmen massiv auseinander. Zeitgenössische Beobachter und auch Teile der modernen Geschichtsschreibung sind aufgrund der akribischen Vorbereitungen, der zeitgleichen Angriffe und der Einheitlichkeit des Aufstandes der Herero der Meinung, dass es sich um einen langfristigen Planungsprozess handle. Andererseits schreibt Zimmerer, dass die Herero innerhalb weniger Tage bereits ganz Zentralnamibia mit Ausnahme der Militärstationen besetzt und Farmen und Siedlungen geplündert haben. „Jedoch nutzten sie diesen Erfolg zu einem raschen Sieg über die in den befestigten Plätzen verschanzten Deutschen nicht, sondern ermöglichten diesen, ihre Kräfte zu sammeln und durch zusätzliche Soldaten aus dem Reich zu verstärken“<sup>81</sup>. Doch diese Faktoren werden in der modernen Geschichtsschreibung

---

<sup>80</sup> Vgl.: Alexander Schober: Der „Hererokrieg“ im Spiegel der zeitgenössischen Wiener Tagespresse, 1904 – 1907, Zum diskursiven Rahmen eines Kolonialkriegs; Wien; 2004; S.108ff

<sup>81</sup> Jürgen Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika; Der erste deutsche Genozid; In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.47

entweder der „Unfähigkeit der Eingeborenen“ oder in der Tatsache ihres „mangelnden Bewusstsein“ zugeschrieben. Drechsler ist der Auffassung welcher auch ich mich anschließe, dass es sich im Endeffekt um eine langfristige Planung gehandelt habe. Dies bestätigen auch zeitgenössische Berichte, welche festhielten, wie sich schwarze Einwohner verstärkt mit Proviant und Gewehren eindeckten. Der Entschluss des „Losschlagens“ scheint jedoch kurzfristig geplant gewesen zu sein, da man sich um den weiteren Verlauf des Krieges zu wenig Gedanken machte<sup>82</sup>.

Ein weiterer wichtiger Aspekt, auf den sich auch der Historiker Gerd Sudholt beruft, ist der Briefverkehr zwischen dem Anführer der Herero Samuel Maharero, dem Befehlshaber der Nama Hendrik Witbooi und Hermanus von Wyk aus Rehoboth, in denen der Hereroführer um deren Unterstützung bat. So soll nach einem Bericht in den Akten, Samuel Maharero bereits im Januar 1904 an den Kapitän der Bastards, Hermanus van Wyk, folgendes Schreiben gerichtet haben:

„[...] Weiter will ich Sie, Kapitän wissen lassen, dass ich mit meinen anderen Kapitänen dem Traktat zwischen mir und den Deutschen gebrochen habe. Hier auf Okahandja haben wir dreimal gefochten und mit Maschinen. Ich habe gewonnen. Weiter will ich Sie Kapitän, benachrichtigen, dass mein Wunsch der ist, das wir schwache Nationen in ganz Afrika aufstehen gegen die Deutschen, dass sie uns lieber aufreiben. [...] Weiter seien Sie so gut und lassen Sie vier Ratsmänner von Ihnen zu mir kommen, dass wir zusammen sprechen von Mund zu Mund und mach Sie auf schnellste Weise, dass wir Windhoek in die Hände bekommen, wo genug Munition ist ...“<sup>83</sup>

Allein die Existenz dieser Briefe lässt auf eine groß angelegte Strategie schließen und würde auch die simultanen Angriffe der einzelnen Stämme erklären. Trotz dieser geheimen Absprachen kam es jedoch dazu, dass anfangs die Herero alleine den Kampf gegen deutsche Schutztruppen aufnahmen; erst als das Hererovolk

---

<sup>82</sup> Vgl.: H. Drechsler: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft; Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus; Berlin; 1966; S.143; zit. aus: Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.57

<sup>83</sup> Denkschrift über Eingeborenenpolitik und Hereroaufstand in DSWA; In: H. Drechsler: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft; Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus; Berlin; 1966; S.170; zit. Aus: Gerd Sudholt: Die deutsche Eingeborenenpolitik in Südwestafrika; Hildesheim, New York; 1975; 164f

geschlagen schien, kam es zur Unterstützung durch die Nama. Meines Erachtens verfolgten die Herero keinen rassistischen Vernichtungskrieg, sondern eine Art Befreiungskrieg, indem sie für Freiheiten und Rechte ihres Volkes eintraten. Angesichts des Briefverkehrs zwischen Leutwein und Maharero wären die Herero bereit gewesen einzulenken und eine Verhandlungsposition einzunehmen. Nur waren die kolonialen deutschen Schutztruppen zu diesem Zeitpunkt der Gefechte unter Führung von Trotha nicht mehr gewillt zu verhandeln. Sich wirklich auf eine Deutung einigen zu können, fällt in diesem Fall durchaus schwer, da keine konkreten Kriegsziele der Herero definiert waren und man deshalb nicht schließen konnte, ob es sich nun um einen langfristig geplanten Aufstand handelte. Dem Großteil der modernen Historiker ist klar, dass das Herervolk in den Krieg getrieben wurde. Ihre fortwährende Unterdrückung war auf Dauer keine Lösung für die „Eingeborenen“ und deshalb wollten sie durch den Aufstand ihre politische, soziale und wirtschaftliche Lage verbessern. Zu guter Letzt sollte angemerkt werden, dass ein gewöhnlicher Brauch der Herero besagt, dass wenn ein Stamm einen anderen gänzlich zugrunde gerichtet hat, man ihm dann als eine Handlung der Gnade etwas von dem wieder zurückgibt, was man ihm genommen hat, wodurch man gegen Wiedervergeltung gesichert wird<sup>84</sup>. Diesen Brauch nahm sich die militärisch deutsche Kolonialverwaltung jedoch nicht zu Herzen und so kam es zu dem ersten Völkermord des Deutschen Reiches. Anhand der Ergebnisse lässt sich erkennen, dass die schwarzen „Eingeborenen“, trotz Unterschätzung durch die weißen Siedler im Stande waren sich zu organisieren und um ihre Freiheit zu kämpfen. Ob eine unerbittlichere Durchführung des Aufstandes aufgrund unorganisierter Planung oder Gnadengesuchen nicht durchgesetzt wurde, sei dahingestellt. Tatsache ist, dass „Eingeborene“ sehr wohl um die Schwächen ihrer Peiniger Bescheid wussten und auch in der Lage waren sich kriegerisch zu formieren. Im nächsten Kapitel habe ich mir die Aufgabe gestellt, diesen Diskurs „Genozid versus normalen Kolonialkrieg“ anzuschneiden.

---

<sup>84</sup> Vedder: Vom alten Kahitjene; S.245; zit. aus: Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.61

## ***Diskurs Genozid vs. Kolonialkrieg***

Im Endeffekt war sich die deutsche Kolonialherrschaft bewusst, dass es früher oder später zu einem Aufstand der „Eingeborenen“ kommen musste. „Leutwein war der Auffassung, dass so ein Krieg nur möglichst lange hinausgezögert oder in kleinen Etappen gegen aufständische Gruppen geführt werden sollte“<sup>85</sup>. Dies sei der einzige Weg, die Schwarzafrikaner zu knechten und sie kontrolliert sozial und wirtschaftlich abhängig zu machen. Man müsse bereit sein, sie ihrer gewohnten Existenz zu berauben und ihnen die Unterwerfung aufzuzwingen.

Wenn man die literarischen Abhandlungen von 1904 bis in die Gegenwart analysiert, so kommt man zu dem Schluss, dass der Großteil der Texte über den Aufstand der Herero und Nama in den Jahren 1904 bis 1915 verfasst wurden. In diesem Zeitabschnitt, aber meist aus einer subjektiven deutschen Sicht. Nach dem 1. Weltkrieg erreichte die Kolonialliteratur eine Hochkonjunktur, da man dadurch glaubte einen Weg zur Verarbeitung der verlorenen Schutzgebiete gefunden zu haben. Dennoch trat dieser grausame Vorfall mehr und mehr in den Hintergrund. In diese Zeit fällt auch das Buch von Heinrich Schnee, in dem der Aufstand der Herero nur ein einziges Mal auf kurze prägnante Art und Weise, genannt wird. Wenn es überhaupt zu einer literarisch kritischen Auseinandersetzung mit dem Thema gekommen ist, dann nur nach 1945. Zu beobachten ist, je weiter man von 1945 in die Gegenwart reist, desto kritischer und offener sind die Historiker einem Genozid versuch gegenüber eingestellt.

Andreas Eckl unterscheidet in seinem 2005 erschienen Werk „S’ist ein übles Land hier – Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkriegs“ zwei verschiedene Lager. „Einerseits die rechts – konservativen Traditionalisten, die mit Leugnungen von Gräueltaten bemüht sind, das Ansehen der ehemaligen deutschen Schutztruppen zu pflegen. Auf der anderen Seite gibt es die akademische Historiographie, die seit dem Werk Drechslers die kriegerische Antwort auf den Aufstand in Namibia als einen Genozid klassifizieren“<sup>86</sup>. Insofern kommt es nicht auf die erfolgreiche Durchführung eines Völkermordes an, sondern allein auf die

---

<sup>85</sup> Gesine Krüger: *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*; Göttingen; 1999; S.56

<sup>86</sup> Andreas Eckl: „S’ ist ein übles Land hier“; *Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkriegs; Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero – Krieg in Deutsch – Südwestafrika 1904* von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp; Köln; 2005; S.13ff

Intention zum Verüben eines solchen. So gibt der „Schießbefehl“ Lothar von Trothas genügend Aufschluss zu sagen, dass es sich hier vermutlich um einen Völkermord gehandelt hat. Auch wenn wahrscheinlich nur ein gewisser Teil der Herero durch die Gewehre deutscher Kolonialtruppen gestorben ist, so war das Zurückdrängen der Eingeborenen in die wasserarme Halbwüste Omaheke mit der Intention einer Ausrottung des westlichen afrikanischen Volkes gekoppelt. Auch wenn der Befehl relativ rasch vom Großen Generalstab in Berlin wieder aufgehoben wurde, hatte das keine humanitären Gründe, sondern es hatte viel mehr mit den Bedenken einer negativen Nachrede des deutschen Reiches im Ausland zutun und dass man jene als Propagandamittel gegen sie verwenden könne. Eckl sind die Grausamkeiten, die an den Hereros ausgeübt wurden bewusst, nur stellt sich für ihn die Frage, inwieweit diese Verbrechen systematisch, planmäßig und ausnahmslos erfolgten bzw. ob man sie als Regel oder als Ausnahme auffassen sollte<sup>87</sup>. Weiters beruft sich Eckl auf die Proklamation Trothas vom 2. Oktober 1904. Infolgedessen führt er an, dass diese als solche kein Befehl an die deutschen Schutztruppen war, sondern vielmehr eine Verlautbarung an das Volk der Herero. Für mich ist diese Argumentation jedoch nicht nachvollziehbar, da gerade diese Proklamation einen Einblick in die militärische Absicht der deutschen Kolonialherrschaft gibt. Schließlich hieß es aus den Reihen der Deutschen: „Es werden keine Gefangenen gemacht“. Der Zeitpunkt der Proklamation ist definitiv zu beachten. Denn schließlich wurde sie erst zwei Wochen nach der Entscheidungsschlacht am Waterberg verlautbart, wo die Hereros zu diesem Zeitpunkt militärisch keine Gefahr mehr darstellten.

Eine weitere Argumentation, die gegen einen Völkermord spricht, ist die Falschinterpretation des Begriffes Vernichtung, wie ihn auch Zimmerer in seiner Einleitung beschreibt. So berufen sich einige Autorinnen und Autoren darauf, dass der Begriff Vernichtung zur damaligen Zeit im Sinne der vollständigen Niederlage des Gegners zu sehen ist und nicht als Auslöschung eines Volkes. Jedoch sah Trotha in diesem Kolonialkrieg einen Rassenkampf, der nicht den Gesetzen der Genfer Konvention unterlag und dementsprechend hart und grausam geführt werden musste<sup>88</sup>. Er war es auch der sich Jahre später in einem Zeitungsartikel zur

---

<sup>87</sup> Vgl.: Andreas Eckl: „S’ ist ein übles Land hier“; Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkrieges; Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero – Krieg in Deutsch – Südwestafrika 1904 von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp; Köln; 2005; S.29

<sup>88</sup> Vgl.: Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkrieges in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.65

„Überschätzung der Eingeborenen als Wirtschaftsgut“ äußerte. In diesem Artikel schrieb er:

„Wir können sie namentlich anfangs nicht entbehren, aber schließlich müssen sie weichen. Wo die Arbeit des weißen Mannes klimatisch möglich ist ... wird die philanthropische Gesinnung nicht das erwähnte Gesetz Darwins „Survival of the Fittest“ aus der Welt schaffen“<sup>89</sup>.

Mit dieser Ansicht, der Vernichtung von Menschen, eine wissenschaftliche Begründung zu verleihen, rückte Trothas Politik mehr und mehr in Richtung Nationalsozialismus.

Selbstverständlich ist die Auslegung eines Genozids auch von der Definition abhängig. Wenn man wie Lau, Sudholt, Spraul oder Poewe Genozid als die buchstäbliche Vernichtung aller Menschen einer Gruppe definiert, was in den seltensten Fällen der Fall ist, so kann man nicht von einem Völkermord sprechen, wenn es Überlebende gibt.

Zimmerer beruft sich hingegen in seinem Werk, auf die von den Vereinten Nationen am 9. Dezember 1948 festgelegte Definition von Genozid. In dieser Konvention bedeutet Völkermord eine der folgenden Handlungen, die in der Absicht begangen wird, eine nationale, ethnische rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören:

- a) „Tötung von Mitgliedern der Gruppe;
- b) verursachen von schwerem körperlichen oder seelischem Schaden an den Mitgliedern der Gruppe;
- c) vorsätzliche Auferlegung von Lebensbedingungen für die Gruppe, die geeignet sind, ihre körperliche Zerstörung ganz oder teilweise herbeizuführen;
- d) Verhängung von Maßnahmen, die auf die Geburtenverhinderung innerhalb der Gruppe gerichtet sind;
- e) gewaltsame Überführung von Kindern der Gruppe in eine andere Gruppe“<sup>90</sup>.

---

<sup>89</sup> Lothar von Trotha: In: Windhuker Nachrichten; 13. 3. 1909 zit. aus: Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999; S.66

<sup>90</sup> Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika; Der erste deutsche Genozid; In: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.52

Ich teile die Meinung Jürgen Zimmerers, wenn er davon ausgeht, dass im Falle des Kolonialkrieges 1904 bis 1908 die Punkte a) und c) zutreffen. Es begann mit der ausnahmslosen Tötung von Mitgliedern des Hererovolkes und nach der Schlacht am Waterberg setzte Punkt c) ein, als man sie in die Halbwüste hetzte und sie von Wasserlöchern kriegerisch fernhielt.

Weiterführend bedient sich Zimmerer dieser Definition, weil es seiner Meinung nach Parallelen zum Holocaust gab und schließlich in diesem Fall von derselben Auslegung ausging. Zimmerer zieht den Schluss, dass Begriffe wie Konzentrationslager und Völkermord sehr eng mit dem Holocaust des Dritten Reiches in Verbindung gebracht werden können. Insofern sind Drechsler und Zimmerer einer Ansicht, dass der Kolonialkrieg deshalb als Genozid geahndet werden muss, da er schon als solches auf späteres verweist<sup>91</sup>.

Nur am Rande sei erwähnt, dass auch Punkt c) im Falle der Rheinlandbasterde, im Zuge der „Schwarzen Schmach“ in der Weimarer Republik zutrifft, da dieser nach dem 1. Weltkrieg bis in die Anfänge der 1920er Jahre als Diskussionspunkt an der Tagesordnung stand. Insofern gebe ich Zimmerer und Drechsler Recht, wenn sie den Rassenhass im Nationalsozialismus als Kontinuität des Kolonialkrieges 1904 ansehen, da er auch in der Weimarer Republik zu finden war.

Eckl hingegen hinterfragt die Sinnhaftigkeit der Übertragung der juristischen Kategorie von 1948 auf den Kolonialkrieg von 1904, da es diese Kategorie zu dieser Zeit nicht gab und auch eine Handlungsverpflichtung der internationalen Völkergemeinschaft nicht zwanghaft war. Somit bleibt es seiner Meinung nach dahingestellt, „diese Definition im Falle des Ereignisses in Namibia anzuwenden, da es in keinster Art und Weise zum Verständnis beiträgt“<sup>92</sup>.

Weiters diskutiert Eckl den unkritischen Umgang mit den Quelltexten, auf die sich die akademische Historiographie beruft. So sind seines Erachtens sowohl das Generalstabswerk als auch das so genannte Blaubuch mit Vorsicht zu genießen. Ersteres wurde noch vor dem offiziellen Kriegsende von der kriegsgeschichtlichen Abteilung 1 des Großen Generalstabs in Berlin verfasst und beschreibt umfassend die Kriegshandlungen. Da sich das Werk rein auf amtliches Material beruft und

---

<sup>91</sup> Vgl.: Jürgen Zimmerer; Joachim Zeller: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika; Der erste deutsche Genozid; In: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika, Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003; S.53ff

<sup>92</sup> Andreas Eckl: „S’ ist ein übles Land hier“; a. a. O.; S.15f

persönliche Illustrationen der Soldaten außer Acht gelassen werden, ist es laut Eckl nur minder verwertbar. Weiters darf seiner Auffassung nach nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich im Endeffekt um die Verherrlichung militärischer Kriegsstrategien handelt, da es in Realität nicht zu den erwünschten Erfolgen kam. So zitiert er das Vorwort des Band 1 des Generalstabswerks und lässt erkennen, dass es sich im Falle dieser Publikation um eine Verehrung der deutschen Soldaten als Kriegshelden im Gefecht handelt. Unterstützung in seiner Quellenkritik erhält er durch die Aussage von der konservativen Historikerin Brigitte Lau, die sich zu dem Inhalt des Generalstabswerks wie folgt äußert:

„Diesen unglückseligen Versuch, eine verwirrte, beziehungslose teure militärische Situation zu rechtfertigen, als bare Münze zu nehmen – wie es auch zahlreiche Kolonialschriftsteller taten, wahrscheinlich vom Drang beseelt, als Kriegshelden zu erscheinen – ist geschichtlicher Unsinn.“<sup>93</sup>

Somit kritisiert auch sie die Glaubwürdigkeit dieser Quelle. Dieser Ansicht stimme ich teilweise zu. Jedoch muss auch bedacht werden, dass das Deutsche Reich immer um sein Image im Ausland bemüht war (siehe „Einhalt des Schießbefehls“) und es früher oder später zu einer Veröffentlichung dieses Werkes kommen musste und dies selbstverständlich dem Bild des souveränen Staates immens geschadet hätte.

Zweite Hauptquelle vieler HistorikerInnen ist das so genannte Blaubuch, welches im Herbst 1917 von der südafrikanischen Union in Auftrag gegeben wurde, um einen Einblick in die Gräueltaten der Deutschen an den Eingeborenen zu gewähren. Das Ergebnis war der „Report on the Natives of South – West Africa an their Treatment by Germany“ welches unter Zeitdruck, wie der damalige Administrator Gorges im Vorwort schrieb, publiziert wurde. Oft wird die Glaubwürdigkeit des Blaubuches angezweifelt, da es als propagandistische Hetzschrift angesehen wird, die die *koloniale Schuldlüge* verifizieren soll. Auch Heinrich Schnee schrieb 1935 von einer Verleumdung an der deutschen Kolonialherrschaft. So muss man dieser Quelle sehr kritisch gegenüberstehen und nicht alles für bare Münze nehmen, meint Eckl. Besonderes Augenmerk muss auf die Zeitzeugeninterviews gelegt werden, die zwar auf freiwilliger Basis und unter Eid getätigt wurden, jedoch der genauere Ablauf,

---

<sup>93</sup> Brigitte Lau: Ungewisse Gewissheiten; Der Herero – Deutsche Krieg von 1904; S.19; In: August Steffan: Zwischen Waterberg und Sandfeld – Die Verantwortlichen am Schicksal der Herero; Windhoek, Wuppertal; 2001; zit. aus: Andreas Eckl: „S’ ist ein übles Land hier“; a. a. O.; S.18

spricht sprachlicher Prozess der Befragung, Transkription und Übersetzung, nicht bekannt ist<sup>94</sup>.

Mit der Miteinbeziehung völlig neuem Quellenmaterial in Form der Tagebücher der Soldaten Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp, ist Andreas Eckl zwar nicht in der Lage, den Genozid aus den Köpfen der akademischen Historiographie zu vertreiben, jedoch ermöglicht er, mit der Miteinbeziehung individueller Briefe und Tagebücher, die Arbeit und Forschung auf einer breiteren Quellenbasis.

Zu Eckls Interpretationen gesellt sich auch der Publizist Claus Nordbruch, der selbst Südafrika zum Wohnsitz seiner Lebensinteressen gemacht hat und der schon einige Arbeiten zur deutschen Kolonialgeschichte verfasste. In seinem Resümee streitet er zwar in keinsten Weise Grausamkeiten und Betrugereien ab, die an dem Volk der Herero begangen wurden, jedoch ist er der Meinung, dass ein Genozid nie stattgefunden habe. In seiner Argumentation beruft er sich auf das umfangreiche Werk „United Empire“ des Briten Louis Hamilton, der darin „den Fortschritt der deutschen Kolonien lobte und die unübersehbare, milde, menschliche Politik gegenüber den Eingeborenen herausstrich“<sup>95</sup>. Nordbruch setzt seine Beweisführung mit zeitgenössischen Zitaten fort und unterstreicht damit abermals die vorbildhafte deutsche Kolonialführung.

Weiters falsifiziert Nordbruch anhand des, meiner Meinung nach nicht ernst zunehmenden Werkes von Heinrich Schnee, die Kolonialschuldlüge und bezeichnet das unter anderem als Beweis dafür stehende Blaubuch, als die Krone der englischen Propaganda.

In weiterer Folge seines Fazits bezeichnet er England als einen falschen „Humanitätsapostel“, der auf unvorstellbare Kosten der Minderheiten seinen imperialistischen und kapitalistischen Machtausübungszwang tilgte. Weiters führt er an, dass das britische Reich trotz dieser brachialen Kolonialisierungstaktik, seiner Auffassung nach unverstündlich als Vorkämpfer für Humanität angesehen wird<sup>96</sup>.

---

<sup>94</sup> Vgl.: Andreas Eckl: „S’ ist ein übles Land hier“; a. a. O.; S.21

<sup>95</sup> Claus Nordbruch: Völkermord an den Herero in Deutsch – Südwestafrika?; Widerlegung einer Lüge; Tübingen;2004; S.206ff

<sup>96</sup> Vgl.: Claus Nordbruch: Völkermord an den Herero in Deutsch – Südwestafrika?; Widerlegung einer Lüge; Tübingen;2004; S.206ff

## ***Aufgabe und kulturelles Erbe der christlichen Missionen***

Vorweg möchte ich die Falschinterpretation der deutschen Kolonialpolitik anhand eines Beispiels in dem Werk von Michael Schubert genauer veranschaulichen. Dieser weist darauf hin, dass selbst nach dem Verlust der Kolonien Deutschland von seiner kolonialpolitischen und kulturmissionarischen Arbeit in den Schutzgebieten Deutsch- Südwestafrikas vollkommen überzeugt war. So hatte man den Eindruck vom „treuen Eingeborenen“, der sich nichts sehnlich wünscht als die Wiederkehr der deutschen Kolonialherrschaft. Dieser Fehlschluss brannte sich in die historische Vergangenheit der deutschen Bevölkerung ein und legitimierte ihrer Ansicht nach die kulturmissionarische und sozialdarwinistische Knechtung der letzten 30 Jahre Kolonialgeschichte. Daraus ergab sich zwischen 1919 und 1924 die Auffassung, eine vermeintlich erfolgreiche Kulturmission durchgeführt und rasch die fehlende Erfahrung durch perfekte Organisation aufgeholt zu haben<sup>97</sup>. Aus diesem Grund, sah sich das deutsche Volk, als herrschend prädestiniert und betrachtete den Verlust der Kolonien nur als temporär. Die deutsche Kolonialgesellschaft die rasch nach Erhaltung der ersten Kolonien 1840 gegründet wurde, dachte nicht an Auflösung und auch die Kolonialromane verloren nichts von ihrer Popularität<sup>98</sup>.

Durch den aus deutscher Sicht geschlossenen „Gewaltfrieden von Versailles“ fühlte man sich seiner Kolonien beraubt, als hätte man nie Erziehungsarbeit an den Eingeborenen geleistet. Man stieß sich an dem Gedanken, dass „nunmehr andere ernten würden, was die deutsche Mission gesät hätte“<sup>99</sup>. Man propagierte die nun miserablen Zustände in den von den Ententemächten übernommen Kolonien und war erbost über das Zunichtemachen des langjährig aufgebauten Missionswesens.

Das deutsche Kolonialwesen sah sich in seiner Arbeit bestätigt – es hatte seiner Meinung nach seine Kolonialpflicht gewissenhaft erledigt. Immer wieder sah man sich in der Erziehungsrolle eines Vaters oder einer Mutter, die ihr Kind zu erziehen habe. Das war die so oft benannte „*Bürde des weißen Mannes*“, die ihm angeblich „auferlegt“ wurde und die zu seinen „Kolonialpflichten“ gehörte. „Rudyard Kipling, der

---

<sup>97</sup> Vgl.: Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.310f

<sup>98</sup> Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.159

<sup>99</sup> KM 53 (1924/25); S.324 zit. aus: Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.325

Verfasser des umfänglichen Epos „Die koloniale Expansion als Menschenpflicht“, welcher durchaus einen imperialistischen Charakter in sich trug, glorifiziert beispielhaft die Abenteuer, Strapazen und Leistungen der einsamen, großen, weißen Helden in der Wildnis“<sup>100</sup>. Dieser britische Schriftsteller ist auch der Schöpfer des umstrittenen Gedichtes „The White Man’s Burden“. Erstmals erschien es 1899 im Magazine Mc Clure’s und beschäftigte sich primär mit der US – amerikanischen Eroberung der Philippinen und anderer ehemaliger spanischer Kolonien. Mehrmals wurden internationale Stimmen laut, die Kipling eine rassistische und eurozentristische Haltung vorwarfen. Denn in seinem aus sieben Versen bestehenden Gedicht, wird die Klassifizierung anderer Menschen am Leitbild des erwachsenen weißen Mannes suggeriert. Der weiße Übermensch setzt sich folglich in die Position eines zum Maßstab aller Dinge erkorenen Wesens. So kam es auch im Jahre 1550 zu einer öffentlichen Diskussion spanischer Gelehrter, ob es zwischen Indianern und Spaniern Gleichheiten gebe. In diesem dualistischen Denkprozess verfestigte sich der Gedanke der Dichotomie und auch der Philosoph Ginés de Sepúlveda sah in dieser Ungleichheit den natürlichen Zustand der menschlichen Gemeinschaft, der sich in einer hierarchischen Gesellschaft in Form einer Superiorität und einer Inferiorität manifestiert. Es kam zur Trennung von Oppositionspaaren die sich in ihrer Dichotomie von aneinander abhoben. So war das Verhältnis „Eingeborener“ zu Spanier wie, Kinder zu Erwachsenen oder Frauen zu Männern. Man reduzierte den Körper rein auf die Begierde, die man wiederum mit dem Bösen assoziierte, während der Europäer die Seele der Vernunft in sich trug und somit das Gute verkörperte. Wie schon des Öfteren erwähnt stellte sich der Natur die Kultur gegenüber, die mit Vernunft und Rationalität die Schwächen der Natur auszugleichen schien. Doch zu welchem Preis? Unvernunft definierte sich folglich über die Vernunft, insofern dass alles was nicht als Vernunft angesehen wurde, gleichzeitig als abnorm abgestempelt wurde. Somit blieb dem Weißen aber auch einiges verwehrt, wie zum Beispiel die Phantasie der Leidenschaft und die Möglichkeit des Auslebens seiner Triebe. Trotz alle dem gingen die Überlegungen soweit zu behaupten, der Mensch sei zwar das Produkt der Natur, doch bleibe ihm überlassen, sie nach seinen Vorstellungen zu formen. „So wurde die Welt nicht mehr als Bereich der (göttlichen) creatura, sondern auch als (menschliche) creation

---

<sup>100</sup> Norbert Bernhard: Tarzan und die Herrenrasse; Rassismus in der Literatur; Basel; 1986; S.178 zit. aus: Henning Melber: Der Weißheit letzter Schluss; Rassismus und kolonialer Blick; Frankfurt; 1992; S. 15

verstanden“<sup>101</sup>. Insofern befindet sich die Menschheit im Verlauf ihrer Geschichte bis in die Gegenwart auf einem kontinuierlichen Fortschrittsprozess, größerer Naturbeherrschung und Selbstbestimmung, die ihr die „Bürde des weißen Mannes“ auferlegt<sup>102</sup>.

Um diese Last auf sich zunehmen, sah sich der weiße Kolonialist nur zu oft „gezwungen“, sämtliche Mittel der Erziehung einzusetzen. Eines der grausamsten aber auch subjektiv wirksamsten war der preußisch – militaristische Kolonialpaternalismus, der den Kadavergehorsam als für den „Negro – Afrikaner“ besonders angebracht empfahl, wobei die Anwendung von Gewalt beziehungsweise körperlichen Züchtigung ohne Vernichtung der Arbeitskraft nicht nur geduldet, sondern sogar empfohlen wurde<sup>103</sup>. Der evangelische Missionsdirektor Henning formulierte es so:

„Man bekrittelt manchmal den deutschen Militarismus und unsere soldatische Erziehung. Sind sie daheim für Tausende ein Segen geworden, so sollten sie es erst recht für den Eingeborenen werden können, der einem noch unerzogenen Kinde gleicht.“<sup>104</sup>

Wie schon erwähnt hatte das deutsche Missionarwesen einen Erziehungscharakter und dementsprechend war man mit einem gewissen Selbstbild konfrontiert. Der weiße Mann verkörperte den beherrschten, ruhigen, jedoch strengen und erzieherischen Erwachsenen, dessen Aufgabe in der Erziehung des infantilen, arbeitsscheuen und unbeholfenen Schwarzen bestehe. Der „Neger“ musste seine bürgerliche Nützlichkeit erst unter Beweis stellen, da er sonst ein Wesen ohne eigene Definitionsgewalt und Selbstbestimmungsrecht blieb.

Diese extreme Umkehr der Ansichten und die daraus folgende Propaganda für ein Gelingen der deutschen Kulturmission gipfelte nach Ende des 1. Weltkriegs in der „*kolonialen Schuldlüge*“. Diese argumentierte, dass nur durch die eiserne militärische

---

<sup>101</sup> Ernst Alt: Zum Entfremdungsbegriff; Der theoretische Ansatz bei Rousseau; Frankfurt, Bern; 1982; S.47 u. 49; Vgl.: Rolf Sieferle; Die Krise der menschlichen Natur; Zur Geschichte eines Konzepts; Frankfurt; 1989; S. 9-34 zit. aus: Henning Melber: Der Weißheit letzter Schluss; Rassismus und kolonialer Blick; Frankfurt; 1992; S.18

<sup>102</sup> Vgl.: Henning Melber: Der Weißheit letzter Schluss; Rassismus und kolonialer Blick; Frankfurt; 1992; S.17f

<sup>103</sup> Vgl.: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.79ff

<sup>104</sup> P.O. Henning: Deutschlands Anteil an der Erziehung Afrikas; Leipzig 1907; S.13f zit. aus: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.80

Hand der deutschen Kolonialpolitik der „Neger“ zu dem geworden ist, was er nun ist. Da sich Deutschland nur für kurze Zeit im Besitz überseeischer Kolonien befand, musste es durch besonders starkes Nationalbewusstsein den anderen Kolonialmächte demonstrieren, dass es dieser Aufgabe gewachsen sei.

### ***Exkurs zu „Kolonialschuldlüge“***

Die „*koloniale Schuldlüge*“ wurde auch in einem Kapitel des Buches „Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg“ von Heinrich Schnee thematisiert. Dieses Werk wurde 1935 verfasst und in Leipzig publiziert. Dementsprechend wird die „*koloniale Schuldlüge*“ vom Autor sehr einseitig beleuchtet und analysiert. Eine meines Erachtens interessante Lektüre, da es einen Einblick in die subjektive Anschauung der deutschen Kolonialzeit ermöglicht. Dr. Heinrich Schnee war von 1912 bis 1919 der letzte Gouverneur von Deutsch – Ostafrika. Seine Amtszeit war vor allem vom Ausbruch des 1. Weltkriegs und dem „Versailler Friedensdiktat“ geprägt. Schon im Vorwort des Buches erwähnt er die „*koloniale Schuldlüge*“ als erstunken und erlogen und dass Deutschland seiner Meinung nach, die Kolonien mehr den je benötige. Aufgrund des Gebietsverlustes durch den Versailler Friedensvertrag, stehe Deutschland vor dem Problem, der Überbevölkerung da man nun 20 Millionen Mensch mehr als zu Beginn der Kolonialzeit beherbergen müsse. Weiters führt der Autor an, dass er mit seinem literarischen Beitrag, die wahren Kenntnisse und Erkenntnisse über die deutsche Kolonialpolitik im deutschen Volk zu verbreiten gedenkt<sup>105</sup>.

Die Vorwürfe der Alliierten gegenüber Deutschland äußerten sich vor allem gegen den militaristischen Imperialismus, der eine Politik der Einmischung und der Einschüchterung gegenüber anderen Mächten verfolgte. Weiters wurde ihnen ein Kolonialversagen nachgesagt und aus diesem Grund zu Recht die Schutzgebiete entzogen<sup>106</sup>.

Heinrich Schnee äußert sich zu dem Vorgehen der Alliierten nach Kriegsbeendigung mit folgenden Worten:

---

<sup>105</sup> Vgl.: Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935; S.3f

<sup>106</sup> Vgl.: Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935; S.48

„Das Verfahren der Alliierten stellte einen dreifachen Betrug dar, begangen am deutschen Volk, in dem der Irrtum eines Rechtsfriedens unter unparteiischer Schlichtung der kolonialen Frage erregt wurde; an den Eingeborenen, denen Berücksichtigung ihrer Interessen und Anhörungen vor Verteilung der Kolonien versprochen war; und schließlich gegenüber der Öffentlichkeit, in der durch Angabe falscher Motive irrtümliche Auffassungen über die Moral der Alliierten erzeugt wurden oder erzeugt werden sollten“<sup>107</sup>.

Der Verfasser weist jegliche Anschuldigungen zurück und beruft sich dabei auf ausländische Stimmen wie zum Beispiel auf jene von Theodore Roosevelt, der sich in seinen „Afrikanischen Wanderungen eines Naturforschers und Jägers“ 1910 über die deutschen Pflanzer, Zivilbeamten und Offiziere positiv zur deutschen Kolonialpolitik äußert:

„Es waren Männer von unzweifelhafter Fähigkeit und Tatkraft; wenn man sie sah, so verstand man leicht, warum Deutschland in Ostafrika so zusehend empor geblüht ist. Es sind erstklassige Menschen, diese Engländer und Deutschen; beide verrichten in Ostafrika ein Werk, das der ganzen Welt zugute kommt“<sup>108</sup>.

Die militaristischen Anschuldigungen versucht der Verfasser insofern zu entkräften, indem er anführt, dass deutsche Hafen- und Küstenstädte über keine Befestigungen und Schutzwälle verfügt hätten und dementsprechend vollkommen schutzlos den feindlichen Mächten ausgeliefert wären. Die einzigen Bewaffneten seien Schutz- und Polizeitruppen gewesen, die um die Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung bemüht waren. Bereits gegen Ende des 1. Weltkrieges als die militaristischen Anschuldigungen erstmals internationalen Anklang fanden, wies Wilhelm Solf, damaliger Staatssekretär des Reichskolonialamts, jene Vorwürfe aufs Entschiedenste zurück indem er meinte, dass diesbezügliche Pläne bereits von den Westmächten im Verlaufe des Krieges verwirklicht wurden und es England, Frankreich und Belgien waren, die den Krieg nach Afrika verschleppten und zudem

---

<sup>107</sup> Ebd.: Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935; S.47

<sup>108</sup> Ebd.: Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935; S.48

eine „Musterkarte von Farbigen aller Schattierungen“ aus den Kolonien nach Europa schifften<sup>109</sup>. Ein halbes Jahr später sprach der evangelische Theologe und Politiker Friedrich Naumann am 16. September 1918 erstmals von einer „passiven Völkerwanderung größten Maßstabes“<sup>110</sup>. Weiters beklagten die Sozialdemokraten der deutschen Regierung, das inhumane Verhalten Frankreichs, die für die Verfolgung ihrer Kriegsziele über Leichen gingen und damit sich selbst das Vorrecht einer zivilisierten Rasse absprachen und laut allgemeiner deutscher Meinung die Ententemächte in der Rassenhierarchie absteigen sollten.

In Bezug auf den Vorwurf der Unterlassung der kolonialen Zivilisierung macht der Autor auf die gesellschaftliche „Anhebung der Eingeborenen“ durch das ausgebaute Erziehungs- und Unterrichtswesen aufmerksam. Es gab eine Vielzahl von Regierungsschulen, in welchen einheimische Kinder von besonders dafür geschulten deutschen Lehrern unterrichtet wurden. Die deutsche Verwaltung war bemüht, den Schwarzafrikanern in speziellen Handwerker- und Ackerbauschulen, die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu übermitteln, die sie für ihr selbständiges Handwerker- oder Ackerbaudasein brauchten<sup>111</sup>.

Auch angeblichen Gräueltaten, an Stammesmitgliedern sind größtenteils nur ein Lügenkonstrukt der Alliierten Mächte, meint Schnee. So kann man lediglich von Einzelfällen von „Eingeborenenmisshandlungen“ und anderen Übeltaten sprechen. Verharmlosend argumentiert der Schriftsteller, dass derartiges bei allen Nationen vorgekommen sei und auch heute noch, laut französischen und englischen Presseberichten an der Tagesordnung stehen. Weiters seien diese „angeblich“ getätigten Grausamkeiten in dem so genannten „Blaubuch“ festgehalten worden, welches laut Schnee, nachträglich 1925 durch den Premierminister der südafrikanischen Union als Propagandawerkzeug abgestempelt wurde und dadurch an jeglicher Überzeugungskraft verloren hat<sup>112</sup>.

Fazit des kurzen Exkurses ist, dass auf dieser 163 Seiten langen Beschönigung deutscher Kolonialpolitik und Verwaltung, der Herero- und Namaaufstand nur auf Seite 98 in einem einzigen Ansatz erwähnt wird. Der Autor schreibt zu diesem brisanten Thema lediglich, dass die deutsche Regierung den vereinten Aufstand

---

<sup>109</sup> Vgl.: RT; Bd. 311; S.4201; Cf; auch Week; S.197; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.118

<sup>110</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.119

<sup>111</sup> Vgl.: Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935; S.34

<sup>112</sup> Vgl.: Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935; S.53

gegen die Kolonialherrschaft unterdrücken konnte. Er verliert kein Wort über die ungleiche Kolonialstruktur in den Schutzgebieten. Auch wird der völkermordende Gegenschlag deutscher militärischer Truppen, die extra nach Afrika eingeschifft wurden nicht erwähnt. Anhand dieser Tatsache wird erstens klar, dass dieses kleine Büchlein vermutlich als Propagandamittel gedient hat, und zweitens welche Anschauung man bzgl. des Verlustes der Kolonien hatte. Laut Fachliteratur spielte die „*Kolonialschuldlüge*“ nur bis Anfang der 1920er Jahre eine Rolle um mit dem aus deutscher Sicht, „ungerechten“ Kolonieverlust als Folge des „Versailler Friedensdiktat“, abzurechnen. Doch dieses von Heinrich Schnee 1935 verfasste Werk, dass laut eigenem Vorwort ein Wachrütteln in der deutschen Gesellschaft bewirken sollte, lässt schließen, dass man sich zu diesem Zeitpunkt nicht mit dem Verlust abfinden konnte und noch weiter an einer „Wiedergutmachung“ der Alliierten, in Form einer „Rekolonialisierung“ festhielt.

Aufgrund dieser oben genannten Fakten wurde den deutsch- evangelischen und katholischen Missionen nach Beendigung des 1. Weltkriegs, von ausländischen Stimmen vorgeworfen, nationalloyal gehandelt zu haben. Teilweise war ihnen selber klar geworden, dass sie ein Instrument des Kolonialismus geworden sind<sup>113</sup>. Jedoch war Merensky, evangelischer Missionsinspektor und Superintendent, von der Überzeugung geprägt, dass europäische Kolonisation und christlich – missionarische Erziehung Hand in Hand gehen müssten, weil es für den „Negro – Afrikaner“ trotz Kontakten zu den Europäern ohne Christentum keine Kultur geben könne. „Geschehe dieser Zivilisierungsprozess ohne Christianisierung, dann gäbe es laut Merensky zwangsläufig einen Rückfall in die Primitivität“<sup>114</sup>. Somit hätten Kulturmissionen einen kultur- und identitätsstiftenden Charakter, der für die Erziehung des Schwarzen unumgänglich war.

Weiters folgte harte Kritik an der erzieherischen Missionsarbeit. Klarerweise waren die verschiedenen Konfessionen bemüht ihre Sicht der Lage zu schildern. So wurde argumentiert, dass man den Weg der „Heidenchristen“ zur „Verselbständigung“ ebnen wollte um sie als „gelobte Christen“, in die Eigenständigkeit zu entlassen. Im Kontext der panafrikanischen und kommunistischen Idee konnte die evangelische

---

<sup>113</sup> Vgl.: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.82

<sup>114</sup> Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.83f

Mission 1919, ihrer Auffassung nach, auf ein gelungenes Werk zurückblicken. Sie verbreitete auf internationaler Ebene die Vorstellungen, dass sie den Schritt der Unabhängigkeit und des Selbstbestimmungsrechts der afrikanischen Stämme, in die Wege geleitet hatte. So hatte sie den Prozess vom „treuen Eingeborenen“ zum „selbständigen Heidenchristen“ tatkräftig eingeleitet und somit ihre Bestimmung in den südwestafrikanischen Schutzgebieten nachhaltig erfüllt. Infolgedessen hinterließen sie eine Vielzahl gläubiger, arbeitsamer Arbeitnehmer und können sich mit beruhigten Gewissen aus den Kolonien zurückziehen. Die deutschen Missionare wären die Väter gewesen, die den „ungebildeten Wilden“ die europäische Bildung öffneten und allgemein zugänglich machten und sie in kurzer Zeit auf ein Niveau angehoben haben, von dem die Türken, die 1000 Jahre lang Europas Nachbarn gewesen waren, nur „träumen können“<sup>115</sup>. Aufgrund dieser verherrlichenden Selbstinszenierung schaffte es die protestantische Mission, sich Ende der 1920er Jahre aus der deutschen Kolonialdiskussion zu entziehen. Auch die katholische Mission konnte sich zunehmend mit den ausländischen Kolonialmächten arrangieren und trat bald darauf aus der Kolonialdebatte aus. Beide Konfessionen waren sich jedoch einig, dass eine erfolgreiche „Europäisierung“ nur mit Hilfe einer „Christianisierung“ errungen werden könne<sup>116</sup>. Angesichts der raschen und überfallsartigen „Europäisierung“ des schwarzen Kontinents in Kombination mit der weit fortgeschrittenen Modernisierung in Form der Industrialisierung, bedeutete dies aus Sicht der Kirchen, ein unheilbares Verderben für die „Eingeborenen“. Die Industrialisierung war folglich kontraproduktiv zu den Erziehungsversuchen der Missionen.

### ***Hilfe zur Selbsthilfe***

Das Konzept „Hilfe zur Selbsthilfe“ war von einem sehr positiven und selbstlosen Gedanken geprägt, nur ließ die Ausführung zu wünschen übrig. Ziel war es den Eingeborenen mehr Raum und Zeit für selbständige Betätigung zur Verfügung zu stellen. In Folge dessen sollte der Schwarzafrikaner einen weiteren Schritt Richtung

---

<sup>115</sup> Vgl.: Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.331

<sup>116</sup> Vgl.: Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.332

Verselbständigung tätigen und damit ein innerer Kern eingeborener Pfarrer geschaffen werden. Die Missionare waren teilweise von dem Lerneifer der schwarzen Stammesmitglieder beeindruckt, die im Stande waren sehr rasch die deutsche Schrift und Sprache zu erlernen. Doch hatte diese Selbständigkeit auch Grenzen, da man protestantische Missionare nicht ihres Amtes entheben konnte. Schließlich wollte man nur einen schwarzen Gehilfen und nicht einen schwarzen Pfarrer oder Lehrer. Sie sollten doch nur die Rolle des Unterstützers spielen und nicht die Missionare ersetzen. Trotz allem war das Bild des „verantwortungsfreien, unterwürfigen aber loyalen Helfers“ in ihren Köpfen verankert. Somit hatte auch das protestantische Konzept der Erziehung zur Selbständigkeit seine Grenzen und war, meines Erachtens vermutlich nicht so gewinnbringend wie ursprünglich erwartet. So stellte sich Martin Schlunk der Missionsinspektor der „Norddeutschen Mission“ in den „Rheinischen Missionsberichten“ noch 1925 die Frage:

„Und doch für wen arbeiten wir? Sind's nicht unsere Kinder, die uns brauchen, ja jetzt, wo sie selbständig sein wollen, vielleicht dringender brauchen als früher?“<sup>117</sup>

Trotz allem wurde die Missionsarbeit anscheinend auch auf Seiten der schwarzen „Eingeborenen“ als „positiv und gewinnbringend“ empfunden. Denn wenn man einen Blick auf die Liste der Ermordeten bei den Aufständen wirft, so fällt auf dass proportional außergewöhnlich viele Händler ermordet wurden. Jene die durch hinterhältige Kreditvergabe die Schwarzafrikaner um ihr Land und Vermögen brachten. Jene Weißen, die ihrer Meinung nach, durch „clevere Handelsstrategien“ die „einfältigen Wilden“ um Hab und Gut brachten. Dieses Kreditsystem stürzte folglich die schwarze Bevölkerung in finanziellen Notstand und zwang sie förmlich, ihren Hals gewaltsam aus der Schlinge zu ziehen. Anhand der Todesliste, die den höchsten Anteil bei Händlern, den zweithöchsten bei Farmern und den dritthöchsten bei Schutztrupplern anzeigte, schloss der damalige SPD Reichstagsabgeordnete Stadthagen daraus:

Die Hereros sind entsetzlich grausam gegen Beamte, Militär und

---

<sup>117</sup> Martin Schlunk: Wiedenzulassung; S.13 zit. aus: Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.329

Händler vorgegangen – kein Wunder, das sind ja mehr oder weniger nicht ihre Schützer und Bildner, sondern ihre Henker gewesen. Dagegen verfuhr man sehr milde und respektvoll mit den Missionaren, ein Beweis, dass diese Leute ihres Amtes im Geiste Christi und nicht im Dienste des unersättlichen Kapitalismus und Militarismus gewaltet haben“<sup>118</sup>.

### ***Kulturmissionarischer- versus Sozialdarwinistischer Ansatz***

Im Grunde verfolgten die christlichen Missionen eine Erziehungsaufgabe auf humanitärer Basis, im Sinne einer Kulturmission. Jedoch mit dem Hintergedanken, den afrikanischen Kontinent vor einer Islamisierung zu isolieren. Angesichts der „islamischen Flut“ ausgehend von Nordafrika, versuchte man die konkurrierende Konfession einzudämmen. Die Argumentation lässt sich von einem „dynamischen Kulturmodell“ ableiten. Dem gegenüber stand der extremistisch, nationalistisch, sozialdarwinistische Rassismus, der auf den Lehren von Charles Darwin basierte und in der Überlegenheit des Stärkeren ein selbstverständliches Recht zur Kolonisation begründete<sup>119</sup>. Letzterer Ansatz argumentiert ausdrücklich biologistisch und ist einem statischen Rasse- und Kulturbegriff untergeordnet. Während die Kulturmission langfristig eine gleichberechtigte Handelspartnerschaft zwischen schwarzer und weißer „Rasse“ anstrebte und den „Eingeborenen“ mit ihren Bemühungen nur Starthilfe geben wollte, war nach sozialdarwinistischer Ansicht eine Gleichbehandlung nie und nimmer möglich. Im Gegenteil, sozialdarwinistische Vertreter mit ihrem faschistischen Gedankengut wie es Herbert Todt in seiner Dissertation aus dem Jahre 1939 vertritt, sind der Meinung, dass die Schulbildung der Missionsarbeit am „Negro – Afrikaner“ auf ganzer Linie gescheitert ist und deswegen unnütz gewesen sei. Weiters meint Todt, dass man den „Neger“ nur überfordere und dieser hilflos und entwurzelt zwischen zwei Welten stehe. Jener geht

---

<sup>118</sup> Arthur Stadthagen: Hereroaufstand; in: Kol.Z. 5. Jg.; Nr. 11; vom 26.05.1904. S. 200; im folgenden zitiert: Stadthagen zit. aus: Andreas Bühler: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913; Frankfurt am Main, London; 2003; S.109

<sup>119</sup> Vgl.: Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001; S.13

sogar noch einen Schritt weiter und verwehrt dem Farbigen das Recht auf Bildung<sup>120</sup>. Er äußert folgende Bedenken:

„Während es der Stolz der Missionen ist, möglichst viele Eingeborene das Lesen und Schreiben zu lehren, bedeutet eine solche Ausbildung für die weiße Rasse eine ausgesprochene Gefahr. Nicht nur durch die Verminderung der Arbeitsstellen für die Weißen, sonder vor allem: [...] dass dem Neger die Möglichkeit gegeben wird, sich aus dem Europäischen Bildungsgute das anzueignen, was ihn zum versteckten oder offenen Kampf gegen die weiße Rasse befähigt und anregt“<sup>121</sup>.

„Der deutsche Siedler war immer von dem Gedanken bestimmt, die Begegnung zu dominieren – in Wirklichkeit aber schloss er sich, in einer oft unbewussten Regung von Selbstschutz, von der Begegnung aus“<sup>122</sup>. Daraus wurde folglich die *Apartheid* abgeleitet, die ein Nebeneinander unterschiedlicher Ethnien nicht duldete. Dieses Konzept der Apartheid wurde auch in anderen Kolonien verfolgt und so kam es noch in den USA, in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, zu einem erneuten aufleben dieser Apartheidsemantiken, die die Überbleibsel dieser Segregation von Rassen erkennen ließen. Erst durch die von Martin Luther King angeführte Bürgerrechtsbewegung, kam es zu Reformen zu Gunsten der African Americans. Ein ähnliches Phänomen der Apartheidsemantik konnte man auch in Südafrika verfolgen.

Schlussendlich sind diese beiden Ansätze in ihren Grundsätzen ähnlicher als man glaubt. Die Grenze zwischen den beiden Rassismen verschwimmt und es werden fließende Übergänge wahrgenommen. Sowohl der kulturmissionarische- als auch der sozialdarwinistische Ansatz sind das Produkt einer eurozentristischen rassistischen Semantik, wobei der Kulturmissionarische allmählich vom Sozialdarwinistischen abgelöst wurde.

---

<sup>120</sup> Vgl.: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.114ff

<sup>121</sup> Herbert Todt: Die deutsche Begegnung mit Afrika; a. a. O.; S. XXXII (Hervorhebung A.S.) zit. aus: Amadou Booker Sadj: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985; S.115

<sup>122</sup> Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991; S.367

## **Kolonialtruppendifkussion vor Beginn des 1. Weltkriegs**

Schon vor dem ersten Weltkrieg kam es zur laufenden Diskussionen über den Einsatz von Schwarzen in den Heeren der Kolonialmächte. Während jedoch Frankreich und England auf ein scheinbar unbegrenztes Rekrutierungspotential zurückgreifen konnten, war die Auswahl in den flächen- und personenmäßig kleineren deutschen Kolonien in Afrika weitaus geringer. Außerdem sah man sich im Falle eines gesamteuropäischen Kriegsausbruches mit Logistikproblemen konfrontiert, da man vermutlich nicht in der Lage gewesen wäre, die Schutztruppensoldaten rechtzeitig nach Europa zu schiffen. In Anbetracht dieser Ausgangssituation, sah man die Kolonialtruppenpolitik Frankreichs als Dekadenzerscheinung an, die für Deutschland niemals ein Vorbild sein dürfe; so äußerte sich die konservative „Kreuzzeitung“ im April 1914 dazu:

„Wir lehnen es ab, uns den goldigen Wein rein deutschen Gemütes durch Pantscherei mit den Vorstellungen eines krausen Negerhirns verwässern zu lassen“<sup>123</sup>.

Dass Farbige, teilweise aus Stolz heraus sehr ungern im Dienste des deutschen Militärwesens gesehen wurden, beschreibt folgendes Beispiel sehr brisant. Als es im Neumärkischen Grenadierregiment aufgrund einer Disziplinlosigkeit zu der Entlassung des Gefreiten Mambo kam und dieser wiederum durch einen seiner schwarzen „Rassenbrüder“ ersetzt wurde, äußerte sich die national-konservative „Deutsche Tageszeitung“ entrüstet darüber:

„[...] Die allgemeine Wehrpflicht ist eine Ehrenpflicht des deutschen Staatsbürgers; man sollte daher jeden Farbigen vom Heeresdienst in Deutschland befreien oder in die Schutztruppe stecken. Die Einstellung eines schmutzigen Niggers in die Armee ist nicht nur im höchsten Grad bedauerlich und bedenklich, sondern sogar skandalös...“<sup>124</sup>

---

<sup>123</sup> „Kolonialer Sozialismus oder soziale Kolonialpolitik?“, In: NPZ vom 3. 4. 1914 (Abendblatt); S.2; zit. in: Thomas Raithel: Das „Wunder“ der inneren Einheit; Studien zur deutschen und französischen Öffentlichkeit bei Beginn des Ersten Weltkrieges; Bonn; 1996; S.95; Fussnote 199; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914 – 1930); Stuttgart; 2001; S.77

<sup>124</sup> M. Rischmann: Mohren als Spielleute und Musiker in der preußischen Armee; In: Zhuk 91/93 (1936); S.82 - 84 zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.77

Allerdings gab es auch Personen, die durchaus positive Stimmen über Schwarzafrikaner verloren. So lobte man sowohl in deutscher als auch französischer Truppenpropaganda, dass besonders das angeblich primitive instinktbeherrschte Wesen, versehen mit einem kindlichen Gemüt, wie geschaffen dafür wäre, unter europäischer Anleitung das Kriegshandwerk zu erlernen. Unter ihnen auch Paul Leutwein, Verfasser kolonial- und außenpolitischer Abhandlungen und Sohn des Gouverneurs von Deutsch – Südwestafrika, der speziell die Treue und Loyalität des Afrikaners lobte. So schrieb er, „dass der „Neger“ als Naturmensch ein sehr feines Gespür dafür habe, ob man ihn zu schätzen wisse oder nicht, da er sich auf seine Instinkte verlassen könne. Sobald er das Gefühl von Fürsorge verspüre, wandelt sich seine Zutraulichkeit in Vertrauen, welches er mit echter Treue und beinahe aufopferungsvoller Anhänglichkeit bezahlt“<sup>125</sup>.

Im Großen und Ganzen sah man sich in Punkto militärischer Kampfhandlungen, der „biederer schwarzen Rasse“ in allen Belangen überlegen. Man prahlte von taktischer Überlegenheit und körperlicher Stärke in der Schlacht und sah die deutsche Militärmacht als unbesiegbar an. Jedoch war auch ein Funken Respekt und Furcht vor den Nordafrikanischen Truppen „armée noir“ bemerkbar. Demnach schrieb der Historiker und Publizist Albrecht Wirth in einer 1911 herausgegebenen Broschüre, über die Kampfstärke der marokkanischen Soldaten folgendes:

„Sie entbehren zwar europäischer Zucht und wären wohl für die großen taktischen Aufgaben einer offenen Feldschlacht unbrauchbar; dagegen sind sie an Nervenkraft, an Ausdauer und an stürmischer Tapferkeit so manchen europäischen Soldaten überlegen. Die Rekruten unserer durch die Zivilisation geschwächten Staaten, namentlich die verkrümmten, beinsteifen Produkte der Industriebezirke, sind den wilden und halbwilden Völkern an leiblicher Tüchtigkeit schlechterdings nicht gewachsen.“<sup>126</sup>

Auch in französischen Militärkreisen genossen marokkanische Soldaten ein sehr hohes kriegerisches Ansehen. So zirkulierte das Bonmot:

---

<sup>125</sup> Paul Leutwein: Mit der Schutztruppe durch Deutsch – Afrika; Minden; 1905; S.81; zit. aus: Amadou Booker Sadjji; a. a. O.; S.213

<sup>126</sup> Albrecht Wirth: Die Entscheidung über Marokko; Stuttgart; 1911; S.50; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.76

„Der Algerier ist ein Mann, der Tunesier ein Weib, der Marokkaner ein Krieger“<sup>127</sup>.

Bzgl. der Kolonialgruppendifkussion muss man sich aber vor Augen führen, dass Frankreich lediglich über ein gesamt schwarzes Bataillon verfügte. So gehörten zwar Nordafrikaner (Tunesier, Algerier, Marokkaner) zu deren Kolonialtruppen, doch waren diese nicht unbedingt als Schwarzafrikaner anzusehen. Vielmehr gab es in den Reihen der französischen Kolonialsoldaten auch Berber die sich zumindest bzgl. ihrer Hautfarbe kaum von Mitteleuropäern unterschieden.

Die Ansichten über den Kolonialsoldaten waren seltsamerweise international durchaus homogen. So waren die Meinungen durchaus gängig, die ihn in der Evolutionsstufe zwischen Mensch und Tier ansiedelten und ihn aufgrund seiner „instinkthaften Triebe“ und seiner „intellektuellen Inferiorität“, als einen soliden Soldaten unter europäischer Befehlsführung sahen. Als Schwachpunkt der „armée noir“ sahen sie in erster Linie die rauen klimatischen Verhältnisse Europas, die den Afrikanern womöglich sehr zusetzen könnten. Selbst Frankreich äußerte Bedenken bei der Rekrutierung von „Eingeborenen“ aus Französisch – Äquatorialafrika, da man Angst hatte, sie aufgrund ihres „tiefen Zivilisationsniveaus“ und des dort angeblich vorherrschenden Kannibalismus einzusetzen.<sup>128</sup>

Gegner der Verwendung von Kolonialtruppen, wie es in erster Linie das Deutsche Reich war, argumentierten vorwiegend aus rassistischer Sicht und generalisierten einzelne Vorfälle von Gräueltaten schwarzer Soldaten. Für sie waren sie ein „wilder Haufen“ Söldner, die sich nicht an die Genfer Konvention hielten. Gleichzeitig stufte man Kolonialtruppen einsetzende Nationen in der Zivilisationsskala eine Stufe hinab, da man die kulturelle Verantwortlichkeit zur Einsetzung „schwarzer Krieger“ auf europäischen Schauplätzen nicht verantworten konnte. Demgegenüber argumentierten Befürworter den Assimilierungsfortschritt bei den „wildem Eingeborenen“ und deren Zugehörigkeit zum Nationalstaat.

---

<sup>127</sup> Christopher Andrew, A.S. Kanya – Forstner: France, Africa and the first World War; In: Jah 19 (1978); S.11 – 23 zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.93

<sup>128</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.91f

## ***Aufruf an die Kulturwelt***

Obwohl sich die Welt von damals in einem unaufhaltsamen nationalistischen Treiben befand, in dem man um Macht und Kolonien wetteiferte und sein Land über alles andere stellte, vergaß man dennoch nicht den Internationalismus außer Acht zu lassen. Führende deutsche Gelehrte waren hochangesehene Mitglieder deutscher Fakultäten und Wissenschaftsakademien. Obwohl man im Wettlauf des Imperialismus in seinen Nachbarn einen bedeutenden Konkurrenten im Bereich der Kulturmission sah, war man sich doch in einer Ansicht einig; „nämlich die weltweite Überlegenheit der weißen Rasse“<sup>129</sup>.

Im Angesicht dieser Superiorität sah das Deutsche Reich seine Kulturdominanz durch das östliche Barbarentum gefährdet. Als es zu Beginn des ersten Weltkriegs sehr rasch zur erwartenden Bündnispolitik kam, und Deutschland als Mittelmacht gezwungen war, an zwei Fronten gleichzeitig zu kämpfen, musste man rasch auf den Schlieffenplan zurückgreifen. Dieser hatte vorgesehen, dass Deutschland sich zuerst mit voller Stärke der Westfront widmet und dann seine Verbündeten gegen die „russische Dampfwalze“ unterstützt. Um einen erfolgreichen Blitzkrieg gegen die westlichen Mächte zu führen, war eine kriegerische Unterwerfung des neutralen Belgiens vorgesehen, um Frankreich von Norden aus anzugreifen.

Um den kursierenden Propagandathesen eines grausamen und gnadenlosen deutschen Militarismus entgegen zu wirken, wurde von einer Hand voll Intellektuellen, das *Manifest der 93* verfasst. Gestärkt durch das *Augusterlebnis*, sah sich Deutschland in der Legitimen Rolle des „letzten europäischen Kulturträgers“. In diesem Manifest, welches am 4. Oktober 1914 veröffentlicht wurde, rechnen die intellektuellen Vertreter Deutschlands, „Mit der Wirkung der englischen Lüge“ und zahlreichen französischen Anschuldigungen in Bezug auf völkerrechtswidriger Kriegsverbrechen am neutralen Belgien, ab. Gleichzeitig wurde der Aufruf in sämtlichen deutschen Tageszeitungen publiziert, und gelangte schlussendlich in 14 neutrale Staaten. Das Manifest war sichtlich an die 95 Thesen Martin Luthers angelehnt und die Schöpfer erhofften sich dadurch eine solidarische Haltung des Auslands.

---

<sup>129</sup> [http://www.europa.clio-online.de/site/lang\\_de/ItemID\\_154/mid\\_11428/40208214/default.aspx](http://www.europa.clio-online.de/site/lang_de/ItemID_154/mid_11428/40208214/default.aspx); Rüdiger von Bruch; Geistige Kriegspropaganda. Der Aufruf von Wissenschaftlern und Künstlern an die Kulturwelt; Stand: 15. 12.2009

Die Unterschriftenliste lässt sich wie das „Who is Who“ der deutschsprachigen Wissenschafts-, Politik-, Industrie- und Kunstgemeinschaft. Zu den prominentesten zählte Max Planck, Max Reinhardt, Franz von Liszt, Gustav von Schmoller, uvm. Einige Unterzeichner wie der Münchener Ökonom Lujo Brentano und der Physiker Max Planck distanzieren sich wenig später entschieden oder gewunden von dem Aufruf, dessen Text offenbar in vielen Fällen bei der Unterzeichnung nicht oder nicht vollständig vorlag und im Vertrauen auf die Integrität bereits bekannter Unterschriften unterstützt wurde<sup>130</sup>. Ausgewiesenen Pazifisten wie Albert Einstein und Hermann Hesse, wurde das Schriftstück zur Unterzeichnung erst gar nicht unterbreitet. Eine für meine Arbeit wichtige Passage dieser Quelle möchte ich nun analysieren.

„Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet. Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber trinkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dumdumgeschosse unseren Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“<sup>131</sup>

Besonders die letzten Worte thematisieren das Thema meiner Diplomarbeit und zeigen auf, dass selbst bei der geistigen Elite Deutschlands der Überlegenheitsgedanke fest in den Köpfen verankert war. Die Kritik an der Gefährdung europäischen Gedankengutes vollzog sich bereits vor Kriegsbeginn und hatte tiefgreifende Auswirkungen bis in die Zeit des Nationalsozialismus. Doch es ist erschreckend zu beobachten, dass Politik und ihre Machenschaften von einer so breiten, elitären und intellektuellen Gefolgschaft gestützt wurden. „Ironischer Weise wurzelte dieser im Ausland als Ausweis einer chauvinistisch verblendeten deutschen Kultur gebrandmarkter Aufruf vielfach in kulturliberalen intellektuellen Netzwerken. Das mindert nicht die Verantwortung der Unterzeichner, verweist aber zum einen auf

---

<sup>130</sup> [http://www.europa.clio-online.de/site/lang\\_de/ItemID\\_154/mid\\_11428/40208214/default.aspx](http://www.europa.clio-online.de/site/lang_de/ItemID_154/mid_11428/40208214/default.aspx); Rüdiger von Bruch; Geistige Kriegspropaganda. Der Aufruf von Wissenschaftlern und Künstlern an die Kulturwelt; Stand: 15. 12.2009

<sup>131</sup> Jürgen von Ungern-Sternberg und Wolfgang von Ungern-Sternberg: Der Aufruf „An die Kulturwelt!“; Stuttgart 1996; S.144f

eine vorrangig defensiv konsensfähige, freilich im Ausland so nicht rezipierte Tendenz bei vielen Unterzeichnern des Aufrufs. Zum anderen deutet er auf eine bezeichnende Diskrepanz zwischen intellektueller emphatischer Naivität und politisch kühl gesteuerter Kampagne hin.“<sup>132</sup>

Die Folgen dieses Aufrufes waren schwerwiegend für die deutsche Wissenschaft. Trotz einiger verspäteter Rücktritte und einer korrigierenden Aufklärungskampagne auf Seiten deutscher Interessenten, litt das Image deutscher Wissenschaft bis weit in die 1920er Jahre hinein.

### ***Kolonialtruppendifkussion während des Kriegsverlaufes***

Im gesamten Kriegsverlauf zählte das französische Kolonialkontingent rund 485.300<sup>133</sup> nichtweißer Männer die in Europa stationiert waren. In den anfänglichen Kriegsjahren verließ man sich größtenteils auf angeworbene Soldaten. Doch als im weiteren Kriegsverlauf der Nachschub an freiwilligen Kolonialtruppen immer geringer wurde, begann man die schwarzen Einwohner der Kolonien Zwangs zu rekrutieren<sup>134</sup>.

Schon zu Beginn des Krieges wartete das Deutsche Reich mit einer Antikolonialtruppenpropaganda auf. Sie sahen zwar anfangs noch keine wirkliche Bedrohung für ihre disziplinierten, gut ausgebildeten und ausgerüsteten Soldaten, jedoch schloss man sich der Meinung an, die man auch schon vor dem Krieg lautstark vertrat. So publizierte man erstmals im Juli 1915 in zahlreicher Auflage, Denkschriften mit der Überschrift „Völkerrechtswidrige Verwendung farbiger Truppen auf den europäischen Kriegsschauplätze durch England und Frankreich“<sup>135</sup> und prägte damit Klischees, die immer wieder im Verlaufe des Krieges hervortraten.

Geritten von der Meuchelmörderthese, die sich wie moderne Geschichtsschreibung feststellte, als Topos deutscher Propaganda manifestierte, wollte man sich als „gewissenhafter Kulturstaat“ ins internationale Licht rücken. Schon zu Zeiten Bismarcks war man der Auffassung, dass die Kolonialsoldaten das Kriegsvölkerrecht massiv missachten würden und mit Messern und Dolchen im Mund bewaffnet

---

<sup>132</sup> [http://www.europa.clio-online.de/site/lang\\_de/ItemID\\_154/mid\\_11428/40208214/default.aspx](http://www.europa.clio-online.de/site/lang_de/ItemID_154/mid_11428/40208214/default.aspx); Rüdiger von Bruch; Geistige Kriegspropaganda. Der Aufruf von Wissenschaftlern und Künstlern an die Kulturwelt; Stand: 15. 12.2009

<sup>133</sup> Angaben In: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.95

<sup>134</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.91

<sup>135</sup> Cf. Z.B. BA E 2001 (A)/733/53f. Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft an Politisches Department, 14.9.1915; zit. Aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.106

bestialisch über weiße Soldaten herfallen und Finger, Ohren und Köpfe als Trophäen sammeln<sup>136</sup>. Dementsprechend grassierten Gerüchte, dass die Franzosen die „tierische Gesellschaft“ angeblich mit „Schlächtermesser(n)“ ausgerüstet hatten<sup>137</sup>. Persönlichen Kriegsberichten zu folge, hatte das „animalische Wirken der schwarzen Truppsoldaten“ eine einschüchternde Wirkung auf deutsche Beobachter. Besonders der Kontrast der weit geöffneten weißen strahlenden Augen zur dunklen Hautfarbe, hatte auf einige einen „dämonischen Anschein“. Weiters munkelte man, dass Schwarzafrikaner am Schlachtfeld keine Gefangen machten. Angesichts dieser Greuelpropaganda ist es nicht besonders verwunderlich, dass in der deutschen Kriegspublizistik die Kolonialsoldaten als „animalische, niedermetzende Bestien“ diffamiert wurden. Zu sehr steckte den Deutschen noch der Schrecken des Hereroaufstandes in den Gliedern. Trotz der „Zivilisierung“ durch weiße vorgesetzte Offiziere wurde ihnen die Disziplin zur Einhaltung der Völkerrechtsverordnung und der „Humanität“ im Krieg abgesprochen. Insofern sei der Einsatz dieser französischen Truppen ebenso wenig sittenhaft, wie das Verhalten ihrer „schwarzen Marionetten“ am Felde. Folglich setzte man den Einsatz kolonialer Truppen, dem verbotenen Einsatz von Giftgas etc. gleich<sup>138</sup>.

Eine weitere Anschuldigung, die jedoch handfesterer Natur war, war die Kanonenfutter – These<sup>139</sup>. Internationale Stimmen wurden laut wenn es um den verschwenderischen Einsatz Schwarzafrikaner an der Front ging. Oftmals war die Ankunft schwarzer Kolonialtruppen an der Front, mit einem bevorstehenden Blitzangriff gekoppelt. Wenn man sich die Gefallenenstatistiken ansieht und der Interpretation von Lunn Glauben schenken kann, dann starben 2- bis 3-mal so viele schwarze Soldaten in den letzten beiden Kriegsjahren als französische Infanteristen. Zu diesem Thema äußerte sich Kolonialminister Dernburg, der in seiner Wien rede im Dezember 1915 Großbritannien vorwarf, dass sie durch das vertraut machen schwarzer Soldaten aus Übersee mit den modernen europäischen Waffen, simultan die Machtstellung des weißen Mannes innerhalb der Kolonien gefährden und aus diesem Grund, ihre Kolonialsoldaten an vorderster Front verheizten um die Quantität

---

<sup>136</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.101f

<sup>137</sup> E.H. Baer: Der Völkerkrieg: Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914; 18 Bde; Stuttgart; 1914 – 1918; Bd. 14; S.257; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.112

<sup>138</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.115f

<sup>139</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.97ff

an Widerstand möglichst stark zu dezimieren<sup>140</sup>. Noch eindeutiger formulierte es ein Artikel im „Berliner Tagesblatt“ 1915:

„... so kamen sie heran, die schwarzen Kugelfänger der Franzosen, die ersten Regen von Geschossen mit ihren dicken Mäulern schlucken sollen... [...] Dein schönes, edles Antlitz, Frankreich; ...es ist geschändet. In deinen Salons und Parlamenten, in denen soviel gesprochen wird von Menschenwürde, Menschlichkeit und Gleichheit und ähnlichen Dingen, wird für ewig ein Gestank sein, der Gestank von hunderttausend schwarzen, faulenden Kadavern, die du in diesem Krieg zynisch geschlachtet hast ... Afrika wird dir nie vergeben! [...]“<sup>141</sup>.

Unter diesen Gesichtspunkten war die Kanonenfutter – These anscheinend eine auf der Wahrheit basierende Unterstellung, die von den Deutschen in Form einer Propagandakampagne ausgeschlachtet wurde.

Prinzipiell kritisierten die Deutschen die Feigheit ihrer Gegner im Kampfe, da sie auf die Rekrutierung von Kolonialsoldaten aus dem letzten Winkel ihres Empires zurückgriffen und nicht den Mut besaßen selbst ihrem Feinde entgegenzutreten. Jedoch blieb es dabei nicht. Immer und immer wieder wollte man dem neutralen Publikum vor Augen führen, welche Konsequenzen die „sture Immigration“ nichtweißer Soldaten für Europa birgt. Man befürchtete eine förmliche Überschwemmung durch die „Schwarze Flut“ und in Folge eine Verschiebung bzw. Überlagerung der europäischen Kulturgesellschaft. Die Deutschen wurden nicht müde, an das Verantwortungsbewusstsein der Grand Nation und England zu appellieren, um ihnen die Folgen des schwerwiegenden weltgeschichtlichen Fehlers vor Augen zu führen. Da aufgrund der geografischen Lage und der kriegerischen Auseinandersetzungen in der jüngsten Vergangenheit Frankreich zu den Erzrivalen des deutschen Reichs zählte und England anfangs keine natürliche Feindrolle einnahm, entschloss man sich in den Kriegsjournalen speziell gegen die britische Insel vorzugehen. In diesem Sinne, sah man in England den verräterischen germanischen Bruder, der auf die Hilfe „niederer biederer Söldner“ zurückgriff um seine Weltvormachtstellung zu festigen. In den verschiedensten zeitgenössischen

---

<sup>140</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.117

<sup>141</sup> E.H. Baer: Der Völkerkrieg: Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914; 18 Bde; Stuttgart; 1914 – 1918; Bd.7; S.161f; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.118

Propagandamaterialien, wie Postkarten, Broschüren, Karikaturen, etc. verspottete man England und Frankreich, die sich „feigerweise“ von schwarzen Truppen verteidigen ließen und es wurden Anspielungen sexueller Beziehungen zwischen weißen französischen Frauen und Kolonialsoldaten gemacht, die durch solche „Anstößigkeiten“, den „europäischen Volkskörper verunreinigt hätten“. Dieser Zustand sollte nur wenig später im Rheinlandgebiet zu internationalen Protesten führen. Gemeinsam mit den Friedensbemühungen Wilsons verfasste man eine Note, die bei den neutralen Regierungen ein Gefühl der völkerrechtswidrigen Behandlung der weißen Rasse durch die Involvierung schwarzer Kolonialtruppen, erwecken sollte.

In deutschen Kreisen kursierte die Angst, dass durch den vermehrten Kontakt mit der weißen Rasse die Schwarze auf kurze oder lange Sicht den Respekt verliere und sich in Folge dessen, die europäische Kolonialelite nicht mehr ihrer Vormachtstellung sicher sein könne.

Jedoch musste sich das Deutsche Reich auch die Erfolge durch den Einsatz afrikanischer Truppen eingestehen. Besonders marokkanische Soldaten waren im Gefecht sehr kampferprobt und galten als Siegesgarant. Aus diesem Grund äußerte die deutsche Regierung immer wieder Ansprüche an die französisch – marokkanische Kolonie, da man im Falle des nächsten Krieges, erstens die französischen Kolonialtruppen dezimiert sah und zweitens womöglich selbst auf Schützenhilfe vom „schwarzen Kontinent“ zählen konnte. Das Deutsche Reich plädierte bei den Friedensverhandlungen für ein starkes quer durch Afrika verlaufendes Schutzgebiet, das bewusst die Areale der Ententemächte durchkreuze, um ihnen einen Großteil ihres Rekrutierungspotentials zu nehmen. Im Gegensatz dazu, würde das stolze Deutsche Volk niemals auf den Gedanken kommen seine Ehre zu beflecken und gleichfalls farbige Kolonialtruppen einzusetzen. „Sie sahen sich in der Rolle des Observierens, die den Auftrag verfolgten, feindselige Kolonialeinheiten in Afrika zu kontrollieren und zu bändigen“<sup>142</sup>.

Trotz aller propagandistischen Bemühungen, stand die Verfolgung der Zielsetzung in einem diametralen Gegensatz. Einerseits mimte man die Rolle des Beschützers der „weißen Rasse“ und wollte damit die Unterstützung und Stimmen der neutralen Staaten, im Sinne einer weißen Solidarität, für sich gewinnen. Andererseits verfolgte man schrittweise die Untergrabung der Autorität der Ententemächte, indem man sie

---

<sup>142</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.122f

als grausame menschenverachtende Nationen brandmarkte, die ihre Kolonialsoldaten im Sinne der Kanonefutter – These menschenwürdig behandelten. Zeitgleich vertrat man jedoch die Imagologie des Eingeborenen, der aufgrund seiner animalischen Triebe in einem dichotomen Verhältnis zum weißen Europäer stand. Mit Hilfe dieser Taktik erhoffte man sich, den Schwarzafrikaner in den verfeindeten Kolonien die Augen zu öffnen und Aufstände anzustacheln, sowie Desertionen zu provozieren. Da das Osmanische Reich zum Verband der Mittelmächte zählte, erhoffte man sich durch dessen Mithilfe, gerade die moslemisch konfessionellen Nordafrikaner auf seine Seite zu ziehen. In diesem Sinne beauftragte das Auswärtige Amt vereinzelt desertierte Muslime in den betroffenen Ländern, die durch gezielte Propagandamethoden an das moralische Gewissen zu Gott plädierten und den heiligen Krieg gegen ihre Tyrannen anzetteln versuchten; jedoch mit nur allzu wenig Erfolg<sup>143</sup>.

Anhand der akribischen Analyse deutschsprachiger Feldpost lässt sich die Beziehung zu Kolonialsoldaten relativ gut rekonstruieren. Zweifel besteht teilweise nur an der Authentizität dieser, da es sich vor allem um veröffentlichte Briefsammlungen während des Krieges bzw. in der Zwischenkriegszeit handelt und Historiker sich nicht einig sind, inwieweit propagandistische Elemente mit einfließen. Insofern können aufgefundene Aussagen wie, man könne „einen Neger ... doch nicht als Kameraden achten“<sup>144</sup> oder die Bezeichnung der Kolonialtruppen als „Gesindel und Menagerie“<sup>145</sup> als tatsächlicher Ausdruck einer in der deutschen Armee allgemein verbreitete Einschätzung der nichtweißen Soldaten als illegitime Gegner, nur vermuten. Aufgrund dieser Belege, lässt sich auch ein Angstgefühl gegenüber den exotischen Kolonialsoldaten ausmachen. So wirkte die nationale Propaganda nicht nur wie erwünscht im Ausland, sondern verängstigte auch die heimischen Truppen. Laut den Berichten waren die „fremdartigen“ Truppen durchaus ein Gesprächsthema in den Schützengräben an der Westfront und man fragte sich, wem man nun wohl jetzt gegenüber stehe. Der deutsche Generalstab reagierte auf die Paniken seiner Mannen und versuchte sie durch Sonderprämien auf die Gefangennahme schwarzer Soldaten, aus der Welt zu schaffen. Dennoch waren die

---

<sup>143</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.126f

<sup>144</sup> Phillip Witkop: Kriegsbriefe gefallener Studenten; Berlin – Leipzig; 1918; 4. erw. Aufl. München 1928; 1938; S.26; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.130

<sup>145</sup> Carl von Einem: Ein Armeeführer erlebt den Weltkrieg; Persönliche Aufzeichnung des Generalobersten v. Einem; Hg. von Junius Alter; Leipzig; 1938; S.108; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.130

Angstzustände und Vorstellungen, die Schwarzen machen keine Gefangen ein willkommener Nebeneffekt für das deutsche Heer, da dadurch Kapitulationen und Überläufe deutscher Frontsoldaten verhindert wurden.

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass die ungünstige Quellenlage, kaum eine Verallgemeinerung der Kolonialtruppendifkussion zulässt. Bezüglich dieser Thematik liegt zwar ein relativ umfangreiches Quellenmaterial auf, jedoch in zum Teil unterschiedlichster Art und Weise, um es wissenschaftlich auf einen Punkt zu bringen. So ist es schwierig auszumachen, wo die Grenze zwischen Gerüchten und Wahrheiten verläuft. Weiters ist nicht auszumachen, ob die beobachteten Sachverhalte bei den Soldaten der Front bzw. der Zivilisten und Zivilistinnen im Hinterland, Reaktionen auf die Propagandawirkung der deutschen Regierung waren oder ob sie auf tatsächlichen Begebenheiten beruhten und sich dadurch das thematisierte Bild herauskristallisiert hat<sup>146</sup>.

Angesichts der immer wiederkehrenden Stigmatisierung schwarzer, kolonialer Soldaten, erhält die Propaganda in der Kolonialtruppendifkussion einen nationalen und rassistischen Charakter. Der übersteigerte Nationalismus, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits in den Kinderschuhen des Rassismus befand, sah in dem Einsatz schwarzer Kolonialtruppen Frankreichs, eine direkte Vernichtungsstrategie. Jedoch lassen sich sehr wohl nationale und rassistische Elemente voneinander unterscheiden. Außenpolitische Argumentationen haben größtenteils einen nationalistisch angehauchten Touch, während sich rassistische Dialektiken rein auf die Charakteristik des schwarzen Mannes beziehen. Die weitgreifende Propagandastrategie ist im Endeffekt als eine antifranzösische Fehde zu interpretieren, die weiterführend das Ziel verfolgte, die nach dem Kriegsende angeschlagene deutsche Gesellschaft in ihrem nationalbewussten Fundament wiederaufzubauen.

## **Rheinlandbesetzung durch schwarze Kolonialsoldaten - Die Schwarze Schmach**

### ***Einleitung***

---

<sup>146</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.134

Der erste Weltkrieg brachte eine komplette Neuordnung Europas. Besonders davon betroffen waren die Mittelmächte. Deutschland verlor seine Kolonien in Übersee und wurde teilweise von den Mächten der Entente besetzt. Gemäß dem Waffenstillstandsabkommen vom 11. November 1918 begann die 8. französische Armee unter General Augustin Grégoire Arthur Gérard (1857-1926) am 1. Dezember 1918, die Pfalz zu besetzen<sup>147</sup>. Vermutlich aus historischen und provokativen Gründen entschloss sich Gérard seinen Hauptsitz im Landau einzurichten. Mit gewisser Härte wollte man sich bei der heimischen Bevölkerung Hochachtung und Ehrfurcht erzwingen. Laut des damaligen Speyerer Bürgermeisters Karl Leiling, hatten die Besatzungssoldaten keine Hemmungen, ihre „Macht unter dem Leid der deutschen Bevölkerung“ auszuspielen<sup>148</sup>.

Im Artikel 428 des Versailler Friedensvertrags der mit dem Beschluss am 10. Januar 1920 in Kraft tritt, räumte die deutsche Verlierermacht den Siegern das Recht ein, die westlich deutschen Gebiete des Rheinlandes, die nächsten 15 Jahre durch alliierte Kräfte zu besetzen.

Der Beginn der Besetzung war mit erheblichen Beschränkungen der Zivilbevölkerung verbunden. So war man im Bereich der Versammlungsfreiheit, der Freizügigkeit, des Post- und Fernmeldegeheimnisses und der Meinungsfreiheit stark eingeschränkt.

Doch dies waren nicht die einzigen Probleme denen sich die Zivilbevölkerung konfrontiert sah.

### ***Diskussion über den Einsatz schwarzer Besatzungstruppen***

Wie schon erwähnt, war der Einsatz schwarzer Soldaten während des ersten Weltkrieges ein viel diskutierter Punkt. Belgien, England und Frankreich importierten zahlreiche schwarze Soldaten aus ihren Kolonien in Übersee. Auch das Deutsche Reich hatte zu diesem Zeitpunkt noch seine Kolonien in Deutsch – Ostafrika, Deutsch – Südwestafrika, Kamerun und Togoland auf dem afrikanischen Kontinent, sowie Deutsch Neuguinea und Samoa. Doch konnte man nicht auf farbige Soldaten zurückgreifen, da die kleineren deutschen Kolonien über nicht genügend ausgebildete Afrikaner verfügten. Außerdem wäre eine Einschiffung solcher Soldaten von Übersee unmöglich gewesen, da dieses Vorhaben durch die britische

---

<sup>147</sup> [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44493](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44493) - Helmut Gembries - Stand 25. 03. 2009

<sup>148</sup> Vgl.: [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44493](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44493) - Helmut Gembries - Stand 25. 03. 2009

Seeblockade zu Nichte gemacht worden wäre. So war es für die sich im Gefecht überlegend fühlenden Deutschen leicht, Frankreich bzgl. seines Einsatzes schwarzer Truppen zu kritisieren, da sie eine Gefährdung der europäischen Kultur und Zivilisation sahen. Aufgrund der überlegenen Selbsteinschätzung des deutschen Militärs konnte man nicht von Angst gegenüber der „schwarzen Bedrohung“ sprechen wie man es aus dem Buch „Aus meinem Leben“ von Feldmarshall von Hindenburg aus dem Jahre 1920 entnehmen kann:

„Wo Panzerwagen fehlten, hatte der Gegner uns schwarze Wellen entgegen getrieben, Wellen aus afrikanischen Menschenleibern. [...] Nicht gegen die Schwarzen, die solche Scheußlichkeiten begingen, wendet sich menschliche Empörung und Anklage, sondern gegen die, die solche Horden angeblich zum Krieg und Ehre, Freiheit und Recht auf europäischen Boden heranbrachten“<sup>149</sup>.

Als sich das Ende des Krieges abzeichnete und schon spürbar viele Schwarze in Deutschland stationiert waren befürchtete man demnach auf Seiten Deutschlands, unter teilweise schwarze Besatzung zu geraten. Aus diesem Grund suchte die deutsche Kolonialgesellschaft präventiv beim Auswärtigen Amt an, dass bei den Waffenstillstandsverhandlungen darauf Wert gelegt werden solle, dass Deutschland nicht unter die Beschirmung farbiger Soldaten kommt.

Als sich jedoch die französischen und US – amerikanischen Besatzungsmächte entschlossen, afroamerikanische Soldaten im Rheinland einzusetzen, kam es zu einer Eskalation, die eine hysterische rassistische Propaganda los trat, die in einer nationalsozialistischen Rassenhetze endete und den Weg für die Ideologie des Dritten Reichs ebnete.

Trotz des mehrfachen Einwandes auf Seiten der deutschen Friedensdiplomaten, wichen die Besatzungsmächte nicht von ihrem Vorhaben ab, da sie meinten, dies wäre eine Diskriminierung gegenüber den farbigen Soldaten, die mitverantwortlich für den Ausgang des Krieges seien. Die deutschen Politiker wurden in all den Jahren nicht müde, den „Schandfrieden“ oder auch das „Friedensdiktat von Versailles“ genannt, anzuprangern. Die genauen Zahlen amerikanischer und belgischer schwarzer Truppensoldaten sind leider nicht mehr bekannt, waren aber im Verhältnis

---

<sup>149</sup> Paul von Hindenburg: Aus meinem Leben; Leipzig; 1934; S.274; zit. aus: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.10

zu dem Anteil französischer Afrikaner minimal. Die Gesamtstärke der französischen Okkupationstruppen im Rheinland wird für den Winter 1919 auf insgesamt 200.000 Mann geschätzt, die nach Inkrafttreten des Friedensvertrags im Januar 1920 auf ungefähr 85.000 reduziert wurde. „Der Anteil farbiger Soldaten schwankte saisonal, wobei deutsche Behörden im Sommer 1920 30.000 bis 40.000 zählten, während alliierte Beobachter jedoch nur von 14.000 bis 25.000 berichteten“<sup>150</sup>. Drei der sechs französischen Divisionen setzen sich aus afrikanischen Soldaten zusammen, die größtenteils aus Marokko, Algerien, Tunesien und Madagaskar kamen. Doch mehr dazu im späteren Kapitel „Exkurs zur la honte noir“. Die besetzte Bevölkerung differenzierte jedoch in dieser Hinsicht nicht. „Farbige“ oder „Schwarze“ waren die Synonyme für alle Nichtweißen Besatzungssoldaten, abgesehen davon aus welchem Teil Afrikas sie kamen. Für sie waren es ungebetene Gäste und sie fühlten sich durch ihre Anwesenheit gestört und teilweise auch bedroht. So war es für sie ein Akt der Provokation, dass Frankreich sich entschied Schwarze Besatzungstruppen im Rheinland zu stationieren, um den Deutschen ihre Niederlage im ganzen Ausmaß vor Augen zu führen<sup>151</sup>.

„Kurz gesagt, handelte es sich bei dieser Kampagne vordergründlich um den politisch motivierten Versuch, die Weltöffentlichkeit gegen Frankreich und für eine Revision der „schändlichen“ Friedensverträge von Versailles zu mobilisieren sowie in Ergänzung diplomatischer Bemühungen einen Abzug der „farbigen“ Truppen zu erreichen“<sup>152</sup>.

Erstmals eskalierte die Entrüstung über die „Schwarze Schmach“ im April 1920 beim Einmarsch marokkanischer Soldaten in Frankfurt. Damals fühlten sich die einmarschierenden schwarzen Truppen durch die feindselige Haltung der Zivilisten provoziert und es kam zu vereinzelt Schüssen in die Menge, die mit mehreren Toten und zahlreichen Verletzten endeten. Für die öffentliche Presse war dieses Vorkommnis selbstverständlich „ein gefundenes Fressen“ um der Kampagne einen Anstoß zu verleihen. So schilderte das Abendblatt der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 08.04.1920 den Vorfall in kurzen Worten und nahm ebenfalls Stellungnahme zu der prekären Situation am Main. Anfangs wurde die Zahl der Todesopfer genannt,

---

<sup>150</sup> Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos; In: Geschichte und Gesellschaft; Jg. 1985; Göttingen; 1985; S.37

<sup>151</sup> Vgl.: Nelson: Black Horror; S.606; zit. aus: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.11

<sup>152</sup> Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.221

die aber bereits in der Morgenausgabe des darauf folgenden Tages verifiziert wurde. In weitere Folge stempelte das Tagesblatt das „Schwarze Schmach“ Szenario, friedliche Städte mittels kulturloser marokkanischer Soldaten zu besetzen, als grausam und unwürdig ab. Noch über Wochen hinweg berichtete die „Neue Freie Presse“ über die Vorkommnisse in Frankfurt und den besetzten Gebieten<sup>153</sup>.

Auch die folgenden Debatten in der deutschen Nationalversammlung zum Vorfall in Frankfurt genossen mediale Präsenz und wurden in den europäischen Gazetten konferierend aufbereitet. Zu diesem Thema scheiterten sich die Geister. Neutrale Länder Europas sahen die Kolonialtruppenebene teilweise begründet, andere sahen darin nur einen Versuch Deutschlands, die Ententemächte zu schwächen und im speziellen Frankreich von seinen Verbündeten loszutrennen.

So betonte der sozialdemokratische Ministerpräsident Schwedens und ausnahmsloser Kritiker des Versailler Vertrags, Hjalmar Branting mehrmals öffentlich, dass er die deutschen Klagen für berechtigt halte<sup>154</sup>.

Die deutsche Propaganda war darauf bedacht, möglichst viele ausländische Stimmen für sich zu gewinnen und griff dabei auf Zuschriften und Zeitungsartikel zurück, die wiederum unkritisch von Tageszeitungen übernommen wurden.

Auf tatkräftige Unterstützung konnte das Auswärtige Amt in der Person von Edmund D. Morel zählen. Mit dem vom britischen Labourpolitiker Edmund D. Morel verfassten Leitartikel vom 10.04.1920 unter der Schlagzeile „Schwarze Geisel in Europa, sexueller Horror von Frankreich am Rhein losgelassen, Verschwinden junger deutscher Mädchen“<sup>155</sup> ging die Kampagne einer leidenschaftlich betriebenen Agitation in die nächste Stufe.

Er argumentierte für eine „Inkompatibilität der weißen und schwarzen Rasse“ und beschuldigte dafür den französischen Militarismus, der die kulturellen Unterschiede nicht beachte. In seiner Version solle Frankreich für seine Schreckensherrschaft zur Rechenschaft gezogen werden. Frankreich das einst als kulturelle Hofburg Europas galt, sei ein Verräter des weißen Volkes. Man bediene sich der schamlosen Unterstützung „primitiver Söldner“ und richte für diese „triebgerichtete Rasse“ auch noch Bordelle auf Kosten der deutschen Frau ein. So habe die militärische

---

<sup>153</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914 – 1930); Stuttgart; 2001; S.304f

<sup>154</sup> Vgl.: Branting gegen die schwarzen Truppen im Rheinland; in: VZ, Nr. 241 vom 12.05.1920

(Morgenausgabe); S.4; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.306

<sup>155</sup> Daily Herald; 10.4.1920; zit. aus: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“ a. a. O.; S.12

Belagerung Frankreichs den sexuellen Kontakt zweier dichotomer Rassen förmlich geschürt. Weiters müsse an die Konsequenzen gedacht werden, dass wenn Schwarze das Privileg erhalten, über die weiße Rasse zu bestimmen, sie jegliche Hochachtung und Respekt verlieren und dies womöglich in einem finalen Rassenkampf überall auf der Welt gipfelt. Für Morel, ist auch der Friedensvertrag von Versailler Schuld an dieser Misere. Er bemächtigte Frankreich zu diesen „barbarischen Schandtaten“. Nicht nur die „ökonomische Ausblutung“ Deutschlands sei verfolgt worden, sondern auch die „Verbastadisierung“ auf Kosten der deutschen Ehre der Frau und des gesamten Volkes.

Wie bereits erwähnt war Morel ein linksgerichtetes Parteimitglied der Labour Party, der sich die meiste Zeit seiner Politiklaufbahn für die Rechte der Schwarzen in den Kolonien einsetzte. Umso mehr stellt sich die Frage, wieso ein konsolidierter und angesehener Politiker wie Morel eine Kampagne in die Welt setzte, die sich von den Inhalten und Form der Rassenhetze gegenüber dem Rechtslager, kaum unterschied. Aus der Sicht von Morels Biographin Catherine Ann Cline, gab es dafür zwei Motivationsfaktoren. Bereits vor dem Krieg vertrat Morel die Meinung, dass trotz der Christianisierung die Polygamie in den afrikanischen Kolonien aufrecht erhalten werden sollte, da die Natur aufgrund der rauen und harten Klimaverhältnisse, den Schwarzafrikaner mit einem stärkeren Sexualtrieb ausgestattet habe, um deren Rassenerhalt zu gewährleisten. In Folge dessen war er der Ansicht, dass eine Stationierung von Kolonialsoldaten auf europäischen Boden zwangsweise zu einer Häufung von sexuellen Übergriffen führe, da sie im Gegensatz zu den Europäern stärker gezwungen waren, ihrem Sexualtrieb zu folgen. Als weitere Erklärung führt Cline Morels, Antipathie gegen den französischen Militarismus an und seine Missbilligung über die Verhandlungen beim Friedensvertrag von Versailler. Er befürchtete vielleicht, dass die französische Besatzungspolitik einen zu heftigen Einfluss auf die deutsche Regierung hätte und im speziellen den Niedergang der Sozialdemokratie herbeirufe. Andere sich mit der Person befassten Literaten, sprachen dem britischen Politiker schlechte Kindheitserfahrungen in seiner Heimat Frankreich zu<sup>156</sup>.

Dieser Vorfall markierte die Startlinie für eine drei Jahre anhaltende öffentliche Diskussion zur Kolonialtruppenproblematik in sämtlichen Medien.

---

<sup>156</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.288ff

Unter Berücksichtigung des Artikels, sahen sich Abgeordnete der deutschen Reichregierung genötigt, ihrem Ärger öffentlich kundzutun:

„Unsere Jugend in Pfalz und Rheinland wird geschändet, unser Volk verseucht, die Würde des Deutschen und der weißen Rasse zertreten. [...] Was gedenkt sie [deutsche Reichsregierung (Anm. d. Verf.)] zu tun, um diese Gefahr und Entwürdigung von unserem Volkstum im Rheinland abzuwenden?“<sup>157</sup>

Angesichts dieser Tatsachen, waren auch staatliche Organisationen, wie der „Reichsheimatdienst“ und die „Rheinische Volkspflege“ bemüht, die Bevölkerung für Protestaktionen und Aufmärsche zu motivieren.

Ein Monat nach Erscheinen des englischen Zeitungsberichtes, meldete sich Frau Ammann von der Bayerischen Volkspartei im Namen der Frauen aller Fraktionen des bayerischen Landtags zu Wort. Sie verlangte den Rückzug der farbigen Besatzungstruppen, da sie weitere Sittlichkeitsverbrechen gegenüber der weißen deutschen Frau befürchtete. Dabei verwies sie auf das amerikanische und englische System, wo ein „Neger“ gelyncht werde, falls er sich an einer weißen Frau vergangen habe, oder dass in den britisch indischen Kolonien keine weißen Frauen zeitgleich mit Farbigen arbeiten, da es sonst zu einer Herabsetzung der weißen Rasse käme<sup>158</sup>.

## ***Propagandamittel***

In zahlreichen Karikaturen wurde der angeblich unbändige Sexualtrieb der schwarzen Rasse dargestellt. Dieser wurde durch sexuelle Übergriffe und Vergewaltigungen schwarzer Besatzungssoldaten an unschuldigen weißen jungen Mädchen dargestellt. In einer Zeichenmappe des amerikanischen Künstlers A.M. Cay aus dem Jahre 1923 findet sich eine Karikatur wieder, die eine „gewöhnliche“ Szene

---

<sup>157</sup> Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung; Bd. 343; Anlagen zu den Stenographischen Berichten Nr. 2676 – 3076; Berlin; 1920; Nr. 2771; S.3081 zit. aus: Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos; In: Geschichte und Gesellschaft; Jg. 1985; Göttingen; 1985; S.38

<sup>158</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.13

eines sexuellen Übergriffes an einer rheinischen Frau durch einen Madagaskarsoldaten darstellt. Folgende Situation ist auf dem satirischen Bild zu erkennen: Eine weißhäutige schlanke zierliche Frau mit langen gewellten Haaren wird mit aller Kraft von einem schwarzhäutigen Besatzungssoldaten zu Boden gedrückt. Das Opfer symbolisiert die klassische gewissenhafte deutsche Frau, die vermutlich gerade von ihrem Einkauf kommt, da ihr Korb umgekippt neben ihr liegt. In dem Gesicht der Frau kann man sichtlich die Antipathie gegenüber der Tat erkennen, da ihr Kopf ihrem Täter abgeneigt ist und sie sich mit beiden Hände gegen diese Attacke zur Wehr setzt. Sie ist dem Angreifer schutzlos ausgesetzt da selbst der Hund, ihr vermutlich einziger Freund und Helfer in dieser Situation mit einem Dolch durchbohrt am Boden liegt.



**Abbildung 1 Karikatur Deutsche Frau als Opfer der Kolonialsoldaten**

Die Zeichnung propangiert die geschürte Hetzkampagne und führt dem Betrachter vor Augen, dass jede Frau Deutschlands dieses Schicksal erleiden kann, solange die Pfalz, sich in den Händen schwarzer französischer Kolonialsoldaten befindet.

Selbstverständlich gab es noch zahlreiche andere Karikaturen, die im Endeffekt beinahe immer auf dasselbe hinaus zielten. Sie präsentierten die schwarzen Kolonialsoldaten als „halbwilde Affen und Gorillas“, die sich „raubtierartig über ihre Beute hermachten“.

Mittels dieser Propagandamethoden, die in den gängigen Zeitschriften kursierten, wollte man eine weiße „Solidaritätswave“ losstreifen, die es folglich ermöglichte Deutschland von der „befremdenden“ Besatzungsmacht zu befreien. Diese Strategie verfolgt augenscheinlich die Kategorien Rasse und Geschlecht gegeneinander aufzuwiegen. Darunter ist zu verstehen, dass es der deutschen Propagandamaschine durchaus erfolgreich gelang, den schwarzen „Fremden“ als „animalischen“ Gegenpol der anständigen deutschen Frau zu verkaufen. Insofern stellt sich heraus, dass er ihres Schicksals Schmied sein wird.

Radikale nationale Tageszeitungen waren bis in die späten 1920er Jahre der Ansicht, dass „tierische Halb Wilde“ wie Senegalesen und Madagassen „triebgesteuerte Bestien“ sind, die unter dem Zwang stehen ungehemmt ihren Instinkten zu folgen und dementsprechend nie ihre Hände von deutschen weißen Frauen ablassen.

Internationale Pressestimmen warnten ebenfalls vor den „wildem Gelüsten“ der Kolonialtruppen. „Sie wurden als auf die deutsche Frauen losgelassene „schwarze Teufel“, „schwarze[] Horden“ oder „schwarze[] Wilde[]“ charakterisiert, deren „Sittenlosigkeit“ und „atavistische Bestialität“ bekannt seien und zu einem „Martyrium der rheinischen Frauen“ geführt hätten, die „überfallen und ermordet“ würden“<sup>159</sup>.

Gemäßigte Aussagen kamen ausgerechnet vom Frankfurter Frauenverein, der den Militarismus als die Wurzel allen Übels sah. Weiters müsse man die einseitige Stellungnahme mit Vorsicht genießen, da sich sowohl auch weiße Soldaten an Frauen vergriffen. Vielmehr sollte man sich gegen Vergewaltigungen und das öffentliche Bordellwesen im Allgemeinen richten, das wiederum seinen Beitrag zu der Misere beisteuerte..

## ***Gegenpropaganda***

Natürlich gab es aufgrund der Anschuldigungen auch Reaktionen von Seiten Frankreichs. So wurden im Rahmen der intensiven Kulturpropaganda die von Frankreich betrieben wurde auch mehrere Zeitschriften und Magazine publiziert. Unter anderem die in Mainz verlegte zweisprachige Propagandazeitschrift „L' Echo du Rhin“ die zwischen Mai und Oktober der 1920er Jahre zahlreiche Beiträge zur

---

<sup>159</sup> Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.109

Kolonialtruppenproblematik hervorbrachte. So wurde nach dem Motto: „Wie du mir, so ich dir“, auf die deutschen Gräueltaten im ersten Weltkrieg verwiesen und behauptet, dass sich die deutsche Zivilbevölkerung durchaus an schwarze Besatzungssoldaten gewöhnte habe und eine Sympathie zwischen den Rassen herrsche. Weiters wurden die wenigen Fälle, in denen es zu Verurteilung schwarzer Kolonialsoldaten durch die französische Militärjustiz kam, systematisch angeführt, um den Lesern zu beweisen, dass Frankreich an sozialer Rechtlichkeit festhielt.

In einem dieser Ausgaben war eine Karikatur zu sehen, die auf die „leichten“ Mädels Deutschlands anspielte.



**Abbildung 2 französische Karikatur**

Selbst aus eigenen Reihen wurden Stimmen laut, die meinten, dass „schwarze Männer“ geradezu eine magisch, anziehende Wirkung auf weiße Frauen hatten. Diese Meinung vertrat auch der Pazifist und Verfechter eines radikalen Sozialismus Fritz Naphtali, der in seiner wöchentlich erscheinenden Zeitschrift „Die Zukunft“<sup>160</sup>, die Kampagne gegen die Schwarzafrikaner verteufelte und für eine Aufhellung der

<sup>160</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.232

Tatsachen eintrat. Seines Erachtens kam es zu einer Verdrehung der Realitäten, die es hieße aufzuklären.

„Zu diesem Thema äußerte sich auch die skandinavische Schriftstellerin Karen Bramson, die in veröffentlichten Artikeln in mehreren französischen Zeitschriften, den Ursprung der deutschen Kampagne in der Eifersucht der deutschen Männer auf die Kolonialsoldaten zu erblicken glaubte“<sup>161</sup>.

Zudem führte die französische Regierung immer wieder an, dass sie aufgrund ökonomisch begrenzter Mittel gezwungen wäre, unter anderem auf farbige Soldaten aus afrikanischen Kolonien für die Besatzungsgebiete entlang des Rheins zurückzugreifen. Doch auch dafür fand man auf Seiten der Besatzungsgegner eine Lösung. Schließlich bestand die Möglichkeit, gegen Bezahlung Söldner und Soldaten aus dem britischen Heer anzuheuern. Die zusätzlichen Kosten hätten die betroffenen deutschen Zivilisten vermutlich gerne aus ihrer Tasche bezahlt<sup>162</sup>.

### ***Frau und Rasse als Bestandteil des „Schwarze Schmach – Konglomerats“***

Erstmals wurde die Kampagne um den Faktor Frau erweitert, sie wurde zum Sinnbild des Opfers unter der schwarzen Herrschaft. Man bediente sich der deutschen, weißen Frau im Szenario "Schwarzer Schmach" als einheitsstiftendes Sinnbild für die von Schändung bedrohte Nation und die „weiße Rassegemeinschaft“<sup>163</sup>.

Bei all diesen Kampagnen wurde stets vermerkt, dass die öffentliche Empörung nicht gegen die Schwarzafrikaner selbst gerichtet sei, sondern gegen die verantwortlichen Siegermächte, die ohne Rücksicht auf die Unterschiede kultureller Welten, bezogen auf moralische und sittliche Werte und Normen, trotz alledem auf Schwarze zurückgreifen. Weiters befürchtete man Opfer einer schwarzen Rachsucht, aufgrund jahrzehntelanger Unterdrückung zu werden. Deutschland konnte sich mit dieser neuen Rolle in Europa nur schwer abfinden. Schließlich verlor man einen Krieg, den

---

<sup>161</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.278

<sup>162</sup> Vgl.: Cf. Bagley; E.A.: “The Black Watch on the Rhine: France’s Coloured Troops, Seeds of Another World War”; in: ST, Nr.5’141 vom 23.10.1921;S.10; Zustimmend: “Ablösung der farbigen Truppen: Ein betrachtenswerter englischer Vorschlag”; in: FZ; Nr.799 vom 27.10.1921 (Erstes Morgenblatt); S.2; zit. Aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.290

<sup>163</sup> [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44947](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44947) - Iris Wigger - Stand 26. 03. 2009

man zu Beginn aufgrund der euphorischen Stimmung zu gewinnen glaubte. Dementsprechend erwartete man sich bis zuletzt die Umsetzung der angesteuerten Kriegsziele und Verkannte die Realität bei Kriegsende. All die Hoffnungen die man bis zum Schluss hegte, wurden durch den Versailler „Gewaltfrieden“ zu Nichte gemacht. Nicht zuletzt erschwerte die Umkehrung der sozial hierarchischen Klassen die Situation der deutschen Zivilgesellschaft. War man doch bis dato gewohnt, gesellschaftlich über den „schwarzen Wilden“ zu stehen, unterstand man nun der Kontrolle und Herrschaft Frankreichs, die von „Halbwilden“ ausgeübt wurde. Das gewohnte Bild der Kolonien drehte sich in kürzester Zeit und somit war der schwarze „Eingeborene“ nicht mehr der loyale Untertan, sondern nach dem französischen Konzept gleichberechtigt bzw. höher stehend.

Eine weitere Demütigung war die Degradierung innerhalb des Kolonialstaatenkalküls. So wurde Deutschland in einem internationalen „Komplott“ die koloniale Souveränität abgesprochen und laut Artikel 119 des Versailler Vertrages, auch deren Besitzungen in Übersee. „Gleichzeitig sah man sich aus der in der Epoche des Imperialismus selbstverständlichen europäischen Konsensideologie einer „white supremacy“ ausgeschlossen“<sup>164</sup>. Möglicherweise war diese Kampagne auch nur ein Vorwand, um die propagierten deutschen Gräueltaten an „Eingeborenen“ in Afrika umzukehren und nun der französischen Besatzungsmacht in die Schuhe zu schieben.

Dr. Köstner Reichsminister des Auswärtigen Amtes meldete sich bezüglich der parlamentarischen Anfrage an die Regierung mit folgenden Sätzen zu Wort:

„Er unterstütz den Kampf gegen die Verwendung farbige Truppen und betonte ebenfalls, es handelt sich nicht um einen Kampf gegen die Schwarzen an sich. In eine öde und billige Rassenhetze könne er schon wegen der jahrzehntelangen Zusammenarbeit [...] mit Schwarzen in den ehemaligen deutschen Kolonien nicht verfallen. Die Verwendung von 50.000 Mann einer fremden Rasse sei vom volkshygienischen Standpunkt aus, eine Gefahr für Deutschland und Europa“<sup>165</sup>.

---

<sup>164</sup> Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos; In: Geschichte und Gesellschaft; Jg. 1985; Göttingen; 1985; S.41

<sup>165</sup> Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung; Bd. 343; Anlagen zu den Stenographischen Berichten Nr. 2676 – 3076; Berlin; 1920; Nr. 2996; S.3407 zit. aus: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.16

## **Gegenstimmen zur „Schwarzen Schmach am Rhein“**

Abgeordnete Zietz von der USPD, die sich als einzige Partei gegen die Interpellation stimmte, erklärte, dass auch deutsche Soldaten sich Roheits- und Sittlichkeitsvergehen gegenüber Zivilistinnen in Frankreich, Belgien und Russland geleistet hatten und dass es in Folge der Boxeraufstände in China ebenfalls zu Errichtungen von Bordellen für deutsche Militärpersonen kam. Zietz ordnete die rohen Gewalttaten dem stumpf machenden Militarismus zu, dessen Schuld es sei, dass es zu sexual Delikten kam. Weiters führte sie an, dass die schwarze Schmach einer Rassenhetze ähnele, und sie als Sozialdemokratin nicht gewillt sei, sich dem Rassenkampf anzuschließen, da dieser nicht mit dem Erfurter Programm der SPD konform gehe<sup>166</sup>.

Die nahe stehende Abgeordnetenkollegin Röhl von der SPD sprach sich in einer folgenden Plenumsdebatte drastischer gegen die Herabsetzung und Entwürdigung der Frau aus. So kritisierte sie das bunt zusammen gemischte Besatzungsvolk, jedoch dabei zu betonen, dass man sich nicht an den schwarzen Menschen als solche stoße, sondern rein an der kulturzivilisierten Ignoranz der Besatzungsmacht:

„[...] Wir [deutsches Volk (Anm. d. Verf.)] sind klug genug, um zu wissen, dass Sitten und Gebräuche bei uns im Abendlande, dass Kultur und Moral des Abendlandes sich sehr unterscheidet von den Sitten und Gebräuchen der Araber, der Marokkaner, der Senegalesen und der vielen anderen Völker, die hier Verwendung finden. Wir wenden uns deshalb gegen Frankreich und Belgien [...]“<sup>167</sup>.

Insofern verfolgten meines Erachtens, die VertreterInnen der Sozialdemokraten eine gemäßigtere Schiene, indem sie die kulturellen Differenzen als Vorwand für die „Integrationsunfähigkeit“ vorschoben und die Fehler bei den höhergestellten Besatzungsmächten Frankreich und Belgien sahen. Jedoch beweist dies, dass die national rassistische Kampagne nicht nur von rechtsgelagerten Parteien getragen wurde, sondern auch von gemäßigten linksorientierten.

---

<sup>166</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.17

<sup>167</sup> NV; Bd. 333; S.5691f; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.214f

Weitere kritische Stimmen wurden von der pazifistischen Journalistin Lilli Jannasch geäußert, die vor einem erneuten Krieg in Europa sprach. Sie befürchtete, dass die provokative Kampagne der „schwarzen Schmach“ auf Missgunst im Ausland stoße und so ein erneuter Krieg losgetreten werden könnte. So beschreibt sie in ihrem 1920 erschienenen Beitrag die „weiße Schmach“ ihre Sicht der Dinge:

„[...] Ich selbst habe ein Jahr im besetzten Gebiet verlebt in einem kleinen Taunusplatz, der von mehreren hundert schwarzen Soldaten monatelang belegt war. Der zuständige Landrat versicherte mir, dass in der ganzen Zeit keinerlei Überfall auf Frauen oder Kinder stattgefunden; die Schwarzen seien sogar recht populär gewesen. Aus der Bevölkerung hörte ich die gleichen Urteile... Dass es sich bei den Überfällen der Schwarzen nicht um *Massenerscheinungen*, sondern um *Einzelfälle* handelt, geht aus Mitteilungen hervor, die man von Leuten erhält, die nicht durch die altdeutsche Brille sehen.<sup>168</sup>“

Doch selbst Jannasch zeigte Bedenken bzgl. des Einsatzes schwarzer Kolonialtruppen auf französischer Seite und sprach damit die „Inkompatibilität der Rassen“ an. Jedoch ist sie der Auffassung, dass Deutschland aufgrund seiner alldeutschen Gewaltpolitik nicht in der Lage sei, moralische Ansprüche an „seinen Henker“ zu stellen. Zu schlimm waren Kriegsrechtsverletzungen im Laufe der deutschen Militärgeschichte<sup>169</sup>.

Nicht nur die gemäßigten Sozialdemokraten waren in dieser Phase aktiv geworden, sondern die auch die linkspositionierten und weitaus radikaleren Kommunisten verfolgte über Jahre hinweg eine antirassistische Politik. Doch stand hinter diesen Bemühungen in erster Linie die Verfolgung eigener Ziele. So unterstellte man ihren politischen Gegner Zusammenarbeit mit den schwarzen Kolonialtruppen, um das Proletariat zu blenden. Im Endeffekt war man auch im linken Flügel der Meinung, dass die farbigen Kolonialtruppen gleichsam als Sinnbild der Erniedrigung Deutschlands durch die Ententemächte angesehen werden konnten.

Weitere Bedenken an dieser faschistischen Kampagne äußerte der rheinische Tourismusverband; selbstverständlich rein aus tourismusökonomischen

---

<sup>168</sup> Lilli Jannasch; Weiße Schmach; S.274; erschienen in: Die Frau im Staat; Eine Monatsschrift; Nov. 1920; S. 1-3; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S. 232

<sup>169</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S. 232

Beweggründen und nicht aus moralischen. Mitglieder klagten über massive Nächtigungseinbußen, die aufgrund der Schauergeschichten der Schwarzen Schmach eintraten.

Doch wie so oft sah man die Fehler nicht in den eigenen Reihen, sondern machte das intolerante Verhalten Frankreichs für Fehler diesseits verantwortlich.

### ***Auswärtiges Amt als Initiator***

Das Auswärtige Amt war weitgehend bemüht, solche Stimmen im Keime zu ersticken und Gegenpropaganda soweit es möglich war zu verbieten. Allerdings muss gesagt werden, dass Kritiken solcher Art und Weise Einzelfälle blieben und ihnen in der Öffentlichkeit wenig bis kaum Beachtung geschenkt wurde. „Öffentliche Empörung löste jedoch ein Artikel vom 17. Juni 1921 eines amtlichen Organs der badischen Regierung in der „Karlsruher Zeitung“ aus<sup>170</sup>, der die Münchner Gesellschaft als abgestumpft in ihren Gefühlen und Denken abstempelte und vergleichsweise den „Aschantineger“ als Trägerwesen der höheren Zivilisation ausrief“.

Mit Hilfe des Auswärtigen Amtes, gelang es der vom Krupp Konzern finanziell unterstützten rheinischen Frauenliga, die Schrift „Farbige Franzosen an Rhein und Ruhr“ in fünf verschiedenen Sprachen zu veröffentlichen. Zeitgleich erschien im August 1920, nach einer Deutschlandreise Morels die Broschüre „The Horror on the Rhine“<sup>171</sup>. Beide schilderten akribisch das Bordellwesen im besetzten Gebiet, sowie die gewaltsamen sexuellen Übergriff eines Schwarzen an deutschen Frauen und Männern. Oftmals steckte ein wahrer Kern in diesen Tatsachen, wurde jedoch von den verantwortlichen Stellen polemisch aufgebauscht. In diesem Pamphlet schilderte Morel beinahe genüsslich die Gewalttaten an deutschen Frauen:

„Woe the girl returning to her village home, or on the way to town with market produce, or at work alone hoeing in the fields. Dark forms come leaping out from the shadows of the trees, appear unexpectedly among the vines and grasses, rise from the corn where they have lain

---

<sup>170</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S. 233

<sup>171</sup> Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.17f

concealed. Then – the panic stricken flight which often availeth not...”<sup>172</sup>

Ziel dieser Propagandabroschüren war es, die „politische Solidarität Europas“<sup>173</sup> zu schüren, und dadurch Frankreich in seiner Mitgliedsrolle im Völkerbund zu isolieren. Auch bei den ungebetenen Gästen verhielt es sich nicht anders. An dem Individualschicksal des Einzelnen war man nicht interessiert. Stattdessen kämmte man alle Schwarzafrikaner über einen Kamm und es wurden ihnen klassische Stereotype zugeteilt, wie ein „perverser Sexualtrieb“, vor dem die weiße „unschuldige“ Frau geschützt werden müsse. Es wurde mit Vorurteilen „jongliert“ und jeder Schwarze automatisch seiner Gruppenidentität zugeordnet. Das erleichterte der Bevölkerung in Eigen- und Fremdgruppe zu differenzieren.

Das Auswärtige Amt und das Reichsministerium für Inneres verantworteten als offizielle Koordinatoren die Antikolonialtruppenkampagne. Während das Auswärtige Amt in Kriegszeiten noch selbst mit der Herausgabe von Propagandaschriften beschäftigt war, begnügte man sich in der Nachkriegszeit mit der Rolle des Unterstützers. Sowohl das Ministerium als auch das Auswärtige Amt taten gut daran, sich nicht als offizielle Koordinatoren erkennen zugeben. Sie waren sozusagen die Vermittlerinstanzen zwischen den Regierungspräsidenten, die für Aufnahme und Verarbeitung der einzelnen Gewalttaten und Zwischenfälle in den besetzten Gebieten verantwortlich waren und den ausländischer Stellen.

Bei einer neuerlichen Interpellation am 6. November 1920 meldete sich Innenminister Koch zu Wort. Seiner Meinung nach, sei es „für ein hochkultiviertes Volk eine Schmach, die größer ist als alles andere, denn man könne ihm von der Gleichberechtigung der Rassen reden, soviel man will – niemand wird es einem deutschen Mann oder einem deutschen Mädchen verdenken, wenn es eine ihm zugefügte Gewalttat doppelt empfindet, wenn sie von dem Angehörigen eines kulturell tief stehenden, eines weit unter uns stehenden Volkes begangen worden ist“<sup>174</sup>.

---

<sup>172</sup> Edmund D. Morel: *The Horror on the Rhine*; London; 1920; S.13; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.287

<sup>173</sup> Gisela Lebzelter: *Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos*; In: *Geschichte und Gesellschaft*; Jg. 1985; Göttingen; 1985; S.42

<sup>174</sup> RT; Bd. 345; S.1043; In: *Temps*; Nr. 21'649 vom 8.11.1920; S.1; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.218f

Neben den offiziellen Propagandaaktivitäten die hauptsächlich vom Auswärtigen Amt organisiert wurden, fühlten sich auch zahlreiche Privatperson verpflichtet ihren Beitrag zur Besatzungsproblematik beizusteuern.

Eine Person die speziell dafür sorgte, dass die Kampagne auch Anklang in den Vereinigten Staat fand, war die Schauspielerin und Journalistin Ray Beveridge. „Schon während des 1. Weltkrieges ließ sie sich als Angestellte in der deutschen Botschaft in Washington engagieren, um auch als Auslandskorrespondentin der „Evening Mail“, Propaganda zu Gunsten der Mittelmächte auszuüben“<sup>175</sup>. Bald nach Beendigung des Krieges bat sie um die deutsche Staatsbürgerschaft. Ihr Engagement in der „Schwarzen Schmach“ Kampagne war sehr stark von nationalsozialistischen Ideologien geprägt und aus offiziellen Kanälen deutscher Regierung unbrauchbar. Jedoch sorgten ihre hysterischen Übertreibungsreden für Aufsehen jenseits des großen Teichs.

## **Extremfälle**

Es gab auch Fälle, denen das Auswärtige Amt keine Unterstützung erteilte oder es sogar zu Distanzierungen oder im Extremfall zu Verboten kam. So wurden zum Beispiel, dem vom Münchner Ingenieur Heinrich Distler gegründeten „Deutschen Notbund gegen die Schwarze Schmach“ die Eintragung ins Vereinsregister untersagt. Im Briefkopf dieser Vereinigung war der Satz zu lesen: „Schwarze Schmach bedeutet den Untergang der weißen Rasse“. Man war bemüht, diesem Verein nicht zu viel Aufmerksamkeit zu schenken, da man Imageschäden im Ausland befürchtete. Weiters waren die deutschen Behörden der Meinung, dass die rassistische Tendenz dieses Vereins und der von der Gemeinschaft publizierten Zeitschrift, die jedoch aufgrund mangelnder Nachfrage nach nur wenigen Exemplaren wieder abgesetzt wurde, eine kontraproduktive Wirkung auf deren verfolgte Ziele habe. „Doch Distler, der bereits 1922 ein Teil der beginnenden nationalsozialistischen Bewegung werden sollte, beließ es nicht dabei und produzierte 1921 mit Hilfe finanzieller Mittel der Emelka, einer Münchner Filmgesellschaft und Vorgängerin der heutigen Bavaria<sup>176</sup>, unter der Regie von Carl Boese einen Propagandafilm namens „Die schwarze Schmach“. „Eigens für den Film wurden schwarze Musiker aus Münchner Jazzbands

---

<sup>175</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.226f

<sup>176</sup> Gerhard Gräber, Matthias Spindler: Revolverrepublik am Rhein; Die Pfalz und ihre Separatisten Band 1 November 1918 – November 1923; Pfalz; 1992; S.74

in französische Uniformen gesteckt, sowie eine weiße Schauspielerin engagiert und dann Horrorszene von Vergewaltigungen abgedreht“<sup>177</sup>. „Auch das Titelblatt der Werbebroschüre für den Film konfrontierte den Betrachter mit der Figur einer weißen, bereits halb entblößten, am Boden liegende Frau, die sich mit weit aufgerissenen Mund und erschrockenen Gesichtsausdruck nach ihrem schwarzen Peiniger umdreht“<sup>178</sup>. Im selben Moment wendet sich ihr Vollstrecker von ihr ab und umklammert ihren Arm mit der einen Hand, während er ihr mit der anderen krallenartig geformten Hand droht. Trotz mehrmaliger Überlegungen seitens des Reichskanzlers Fehrenbach, Reichministers Koch und Reichaußenministers Simons, fiel der Bildstreifen jedoch nicht der Zensur zum Opfer und wurde vorgeführt. Dennoch wurde der Film nachträglich am 13. August 1921 von der Film – Ober – Prüfstelle in Berlin verboten, da es sich um einen Propagandafilm handle, der seine Materialien von der rheinischen Frauenliga und dem britischen Politiker Morel bezog, der die „gestörten“ Verhältnisse zwischen Deutschland und der Welt, im speziellen Frankreich, noch verschärfen würde. „Weiters bestehe die Möglichkeit, dass Frankreich aufgrund der Verleumdung ihrer schwarzen Truppen dies als Propagandamittel gegen Deutschland einsetzen könne“<sup>179</sup>. Im Anschluss wurde der Bildstreifen nach Südamerika weiter verkauft. Selbst auf Regierungsseite war man skeptisch über die Propaganda, die von der rheinischen Frauenliga kam.

Ein weiteres Filmprojekt, welches jedoch mehr oder weniger schon im Keim erstickt wurde, war das vom Drehbuchautor Eberlein unter der Regie von Dr. Petersen geleitete Projekt die „Vase des Kardinals“. Es wurde von der bayerischen Regierung im Juni 1919 im Auftrag gegeben, angesichts der politischen Lage in der Pfalz. Das Drehbuch, das einem Roman von Eberle nachempfunden ist, handelt von einer zerbrochenen Vase, die einem deutschen Soldaten von einem französischen Erzbischof aufgrund seiner Menschlichkeit im Kriege überreicht wird. Nach Kriegsende spüren französische Soldaten die Vase in den Besitztümern des deutschen Soldaten auf und beschuldigen jenen, sie als Kriegsbeute aus Frankreich mitgenommen zu haben. Im Grunde handelt die Story des Films von dem „guten deutschen Soldaten“, der nur seine vaterländische Pflicht erfüllt und dafür den üblen Hass und Verdächtigungen misstrauischer französischer Offiziere erntet. Obwohl in

---

<sup>177</sup> Gerhard Gräber, Matthias Spindler: Revolverrepublik am Rhein; a. a. O.; S.74

<sup>178</sup> Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.108

<sup>179</sup> <http://www.deutsches-filminstitut.de/zengut/df2tb849z.pdf> - Film - Ober – Prüfstelle; Berlin; 1921 – Stand 26.03. 2009

der filmischen Ausführung, schwarze Kolonialsoldaten nur am Rande vorkommen, konnte es sich der Regisseur nicht verkneifen, Dreharbeiten mit schwarzen Soldaten in Bordellen abzdrehen<sup>180</sup>. Anhand eines kurzen Berichts von Regisseur Dr. Petersen vom 30. 10. 1921 an den Leiter der pfälzischen Abwehrstelle, kann rekonstruiert werden, wie sehr man an einer propagandistischen Stoßrichtung im Film interessiert war. So schrieb er folgendes:

„Das schwierigste waren die Filmaufnahmen bei den Bordellen [sic.] in Mainz. Mein Operateur wollte hier nicht mehr, aber ich überredete ihn wieder, als ich das Terrain vorbereitet hatte und wir drehten dann ca. 60 m Film aus einer Bordellküche heraus – die Schwarzen ca. 1 ½ m vor dem Apparat. Ich selbst lief mit einem schwarzen Feldwebel Arm in Arm zwischendurch“<sup>181</sup>.

Obwohl der Drehbuchautor in seinem Streifen eine geschichtliche Umsetzung auf höchsten künstlerischen Niveau sah, war das Auswärtige Amt aufgrund des Vorgängerprojekts sehr misstrauisch, und sagte die Dreharbeiten des Film vorzeitig ab, da man sich weitere propagandistische Querschläger nicht leisten konnte.

Nicht nur in der filmischen Branche wurde das Thema „Schwarze Schmach“ propagandistisch behandelt. Auch in der Trivialliteratur fanden Schriftsteller eine breite Abnehmermasse für ihre Romane.

Unter anderem auch der deutsch – nationalistisch gesinnte Romanautor Guido Kreuzer der schon mit einschlägigen Werken, wie „Helm ab zum Gebet“ oder „Heimaterde“ zu Beginn des 1. Weltkriegs für Aufmerksamkeit in den nationalen Reihen des deutschen Reiches sorgte.

In seinem 1921 erschienenem Buch „Die Schwarze Schmach – Der Roman des geschändeten Deutschland“ findet sich der Leser in einer besetzten rheinischen Kleinstadt wieder. „Das durchaus umstrittene Vorwort dieses Romans, wurde von Graf Ernst von Reventlow verfasst, der dann ab 1924 die NSDAP im Reichstag vertreten sollte“<sup>182</sup>. „Ein von Oberstleutnant Boelcke 1920 gefordertes Pendant zu

---

<sup>180</sup> Vgl.: Gräber, Matthias Spindler: Revolverrepublik am Rhein; a. a. O.; S.73

<sup>181</sup> Gräber, Matthias Spindler: Revolverrepublik am Rhein; a. a. O.; S.73

<sup>182</sup> Cf. z.B. Rudolf Mavege: Die schwarze Schande; Leipzig; 1920 (=Großstadt – Romane; Nr.29) dazu auch George Lachmann Moose: Die Geschichte des Rassismus in Europa; Frankfurt am Main; 1990; S.221; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.227

„Uncle Tom’s Cabine“ wurde nicht umgesetzt<sup>183</sup>. Das sehr stark national angehauchte Werk beschäftigt sich mit der schwarzen Besatzungsproblematik und deren Reaktion der heimischen Bevölkerung. Es wird narrativ geschildert, wie es zu bewaffneten Auseinandersetzungen kommt und die Zahl der Sittlichkeitsdelikte, durch das französische Kolonialregiment, immer häufiger werden. Stück für Stück lehnen sich die Darsteller des Stücks gegen ihre „Tyrannen“ auf<sup>184</sup>.

Kreutzer der mit seinem Roman über die „Schwarze Schmach“ die Grausamkeiten der Besatzungsmacht den Lesern vor Augen führen wollte, hatte weiters die Absicht einen nationalen Grundgedanken in Deutschland zu wecken. Als gemeinsamen Feind in Form der schwarzen Besatzungstruppen, sollte sich Deutschland nicht in verschiedene politische Lager spalten sondern man sollte gemeinsam anpacken um Deutschland die kulturelle Demütigung zu ersparen. Ziel des Autors war es somit, die politischen Lager zu einen und die Deutschen gegen die schwarze Besatzung zu vereinnahmen. Selbstverständlich hatte die Handlung auch einen eugenischen Background. Der Aufruf zur Einigung Deutschlands sollte nach Angaben Kreuzers in Form humangenetischer Erkennungsmerkmale ablaufen und dadurch die stigmatisierten Kolonialtruppen von diesem Prozess ausschließen<sup>185</sup>.

Die geschändeten deutschen Frauenkörper waren nicht ein Zeichen arischer Schwäche, sondern die Angriffe auf „Unschuldslämmer“, sollte die Schande, unter der das deutsche Volk zu leiden hatte, untermauern. Die deutsche Frau repräsentierte die moralische Integrität, Ehre und rassische Reinheit des deutschen Volkes, das unter der „Schwarzen Schande“ des französisch kulturellen „Besatzungsbanausen“ zu leiden hatte. Frankreich müsse sich für jede Schandtät eines schwarzen Besatzungssoldaten an einer deutschen Frau verantworten und mit den Folgeschäden zu rechnen haben. Die deutsche Frau soll dazu angehalten sein, ihre Reinheit bis aufs Blut zu verteidigen und wenn es zu Übergriffen kam, dann ausdrücklich im Widerwillen der Betroffenen. Schließlich war die „sexuelle Perversität“, die in der Natur der Schwarzen Truppen lag, in Deutschland verschrien

---

<sup>183</sup> Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.227

<sup>184</sup> Vgl.: Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.67ff

<sup>185</sup> Vgl.: Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.67ff

gewesen und man nütze diese Sittlichkeitsverstöße als Druckmittel gegen die französische Besatzungsmacht<sup>186</sup>.

Gezielt versah Guido Kreuzer die Personen mit den erwünschten Charaktereigenschaften, um die Leser auf seine Seite zu holen. So vereint der farbige Offizier alle stereotypischen Merkmale, die ihm im Wandel der Zeit, zugeteilt wurden. Sein „unzivilisiertes Verhalten und seine Primitivität“, sind schuld an seiner „tierischen Aufführung“<sup>187</sup>.

Der Verlag lobpreiste den Roman als einen der größten seiner Zeit und berief sich dabei auf renommierte Pressestimmen. Die Presse feierte es als die „deutsche Tat“ und mahnte, dass ein solch „aufbrausender nationaler Weckruf“ auf deutschem Boden nicht ungehört verhallen dürfe. Zeitungen waren begeistert von einem Werk, das längst überfällig gewesen wäre und als „Erfüllung einer nationalen Notwendigkeit“ galt. Auch die militärische Presse Österreichs beglückwünschte den Autor, den „deutschen Roman des Tages“ geschrieben zu haben, das Werk über „Deutschlands tiefste[] Schmach, Ohnmächtigkeit und Erniedrigung“<sup>188</sup>.

### **Sexualität, Nation und Rasse<sup>189</sup> als treibender Motor der Kampagne**

Wie Iris Wigger in ihrer Untersuchung bemerkt, „verbindet der Roman ein sexistisches und rassistisches Motiv. Somit wird nicht nur der Geschlechterkampf geschürt, sondern er wird um die Komponente des Rassenkonfliktes erweitert“<sup>190</sup>. Generell darf ihrer Auffassung nach diese „öffentliche Diskussion nicht zu linear verstanden werden“. Ihres Erachtens, „handelt es sich bei der „Schwarzen Schmach“ um eine gesellschaftliche Konstruktion“<sup>191</sup>, die in allen Bereiche des deutschen Volkes einkehrte. Die führenden individuellen Leitfiguren dieser Kampagnen, wie Guido Kreuzer, Edmund Morel, Francesco Nittis und Ray Berveridge waren sich einer Meinung, dass es für Deutschland ein unermesslicher Grad der Erniedrigung

---

<sup>186</sup> Vgl.: Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.67ff

<sup>187</sup> Vgl.: Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.67ff

<sup>188</sup> Paul Rohrbach; In: Christian Koller; Kolonialtruppen; a. a. O.; S.120; zit. aus: Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; a. a. O.; S.66

<sup>189</sup> Vgl.: Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.105

<sup>190</sup> Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.66ff

<sup>191</sup> Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.105

und Demütigung war, unter der schwarzen Besatzungseinheit bevormundet zu werden. Man versuchte ein breit gespanntes Netz der Solidarität über die deutsche Nation zu spannen. Vergleichbar mit Kreuzers Roman, wo Arbeiter, Industrielle und Monarchisten an einem Strang ziehen, um sich der unerwünschten „Gäste“ zu entledigen. Ähnlich wie Kreuzer versuchte auch Berveridge, in ihren Ansprachen an das Zusammengehörigkeitsgefühl zu appellieren. Da sie jedoch eine sehr einseitige Sicht der Dinge hatte, waren auch ihre Reden mit Provokationen gespickt. So stempelte sie jede deutsche Bürgerin sowie jeden deutschen Bürger als Landesverräter(in) ab, die sich nicht gegen die „Schwarze Schande“ zur Wehr setzte. Neben der Kategorie der Klasse versuchte man sich vor allem über den Begriff der Nation zu definieren. Für die jung ausgerufene Republik Deutschland war es schwer, nach dem Krieg Fuß zu fassen. Der Parlamentarismus musste sich erst neu strukturieren und einen Konsens finden. Viele Vertreter, unter anderem auch Guido Kreuzer sehnten sich nach einem Kaiser und der Monarchie. Viele Soldaten zogen in den Krieg und kämpften für ihr Kaiserreich und fühlten sich von dieser neuen Staatsform im Stich gelassen. Jedoch waren diese Forderungen oder Wunschträume nicht zweckdienlich für die frischgebackene Weimarer Republik. Dies befürchteten auch Morel und Nittis, da Deutschland wie erwähnt aus der „white supremacy“ ausgeschlossen wurde. Dementsprechend taten sich Selbstzweifel auf und die Suche nach einer neuen Identität stand an der Tagesordnung. Es galt nun diese Unsicherheiten aus der Welt zu schaffen und dafür traten Persönlichkeiten wie Morel und Nitti ein. Mittels wiederholten Aufforderungen an die alliierten Mächte, das krisengeschüttelte Deutschland wieder in die zivilisierte Staatengemeinschaft aufzunehmen, wollte man Deutschland wieder einen und stark machen. Gleichzeitig mahnten beide, dass „eine Einigung aller Deutschen die Voraussetzung für den Wiederaufstieg ihrer geliebten Nation sei“<sup>192</sup>. Mit der lautstarken Kritik an Frankreichs Kolonialpolitik sowie an der Festhaltung einer Revision des „Versailler Friedendiktats“ werden die Komponenten Nation und Klasse in einen Konsens gebracht. Mit der „Schwarzen Schmach“ Kampagne will man den nationalen Bürgerinnen und Bürgern sowie der gesamten Welt vor Augen führen, wie leichtsinnig Frankreich mit seiner Bürde als Besatzungsmacht umgeht. Wie erwähnt übt Kreuzer in seinem trivilliterarischen Werk speziell auf der individuellen Ebene Kritik an der barbarischen Vorgehensweise korrupter französischer Offiziere, die ihre Autorität im

---

<sup>192</sup> Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007; S.105

Sinne einer Gewaltherrschaft missbrauchen und dadurch deutsche Helden und unschuldige reine Frauen missachten und schänden.

### ***Verdrehung der Tatsachen***

Die zahlreichen Protestaktionen wurden auch vom Ausland wahrgenommen. Dies war vor allem dem unermüdlichen Einsatz Morels zu verdanken, der die Aufmerksamkeit internationaler Regierungsmitglieder für sich gewann. Trotz der zahlreichen Proteste im In- und Ausland war die französische Regierung jedoch nicht gewillt, ihre Kolonialtruppen abzuziehen. Dennoch wurden die gemeldeten Vorfälle den ausländischen Prüfstellen übermittelt. So kam man auf Seiten Englands zu dem Schluss, dass die „Schwarze Schmach“ zwar eine verständliche Demütigung für Deutschland bedeute, jedoch die „schwarze Belagerung“ lediglich ein Vorwand für die antifranzösische Propaganda durch die Medien sei. Viele der Vorfälle seien weder belegt noch als glaubwürdig einzustufen. „Im Großen und Ganzen verhalten sich die schwarzen Truppen überraschend gut, protokollierte ein Sachbearbeiter“<sup>193</sup>. Die angespannte Situation wurde aus britischer Sicht gegensätzlich gesehen. Man beobachtete deutsche Männer und Frauen, die ohne jegliche Abscheu oder Angst den schwarzen Kolonialtruppen auf den Straßen begegneten. Zu ähnlichen Ergebnissen kam der Reichskommissar der belagerten Gebiete, der in einem Bericht vom 6. Mai 1920 ausführte:

„dass nach den von mir eingezogenen Erkundigungen die schwarzen und gelben Truppen tatsächlich nicht so schlimm sind wie es den Anschein hat und dass sie auch den Belästigungen deutscher Frauen weniger beteiligt sind als die weißen französischen Truppen. [...]“<sup>194</sup>.

Diese Beurteilung der Tatsachen passte den Verantwortlichen der Kampagne natürlich nicht. Da jedoch die Konferenz von Spa im Juli 1920 vor der Tür stand und die deutsche Delegation erstmals seit Beendigung des ersten Weltkriegs wieder anwesend sein durfte, war man bemüht, strafbare Handlungen der Kolonialsoldaten

---

<sup>193</sup> Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; a. a. O.; S.44

<sup>194</sup> AA Ref. Bes. Gebiete/Farbige/Truppen/Übergriffe Bd. 1; Auszug aus dem Bericht des Reichskommissars für die besetzten rheinischen Gebiete vom 6. 5. 1920; zit. aus: Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; a. a. O.; S.44

zu dokumentieren. Deshalb wurden Mitteilungen an die Regierungspräsidenten von Köln, Koblenz, Trier, Aachen, Düsseldorf und Wiesbaden versandt, die um Meldung solcher Vorkommnisse baten. Dabei wurden auch zum Teil Falschmeldungen akzeptiert<sup>195</sup>.

Obwohl sich die Konferenz eigentlich den Reparationszahlungen Deutschlands an die Siegermächte in Form von Kohlelieferungen widmete, sahen die deutschen Vertreter eine Chance, auf die „Schwarze Schmach“ aufmerksam zu machen. So sprach Kohlemagnat Hugo Stinnes, der gleichzeitig ein Initiator der Propagandakampagne gegen die Besetzung des Ruhrgebiets durch schwarze Kolonialsoldaten war, erstmals die Thematik an und äußerte sich wie folgt:

„Wenn schwarze Truppen – dieses würdige Werkzeug der alliierten Politik - zu diesem Zweck verwendet werden sollten, wird sich das Gefühl jedes weißen Mannes dagegen empören, und die Alliierten dürfen nicht glauben, dass sie auch nur ein Stück Kohle bekommen werden!“<sup>196</sup>

Diese Aussage kam einer Erpressung gleich, und Stinnes wurde von sozialistischer Seite heftig kritisiert, da er die internationale Konferenz für eigene Zwecke missbrauchte.

Jedoch fruchtete seine energische Beanstandung bei britischen Vertretern, die durch die Publikationen und das enorme mediale Echo Morels andere Ansichten vertraten. So setzte sich Lloyd George, der liberale britische Ministerpräsident, für Deutschlands Absichten ein und versuchte Frankreich dazu zu bewegen, keine schwarzen Soldaten im Ruhrgebiet einzusetzen, da es sich um eine unnötige Provokation handle. Weiters fügte er hinzu, dass er stets hochachtungsvoll den afrikanischen Truppen entgegentrat, da sie auch im Auftrag der britischen Krone, wertvolle Dienste leisteten. Andererseits zeige er ein gewisses Verständnis für die deutschen Ressentiments, da man sich vor Augen führen müsse;

„how we should have felt if we had been the beaten party and the Germans had occupied Great Britain with troops from Cameroon“<sup>197</sup>.

---

<sup>195</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.221

<sup>196</sup> Norbert Sevestre: Une campagne type de propagande allemande : „La honte noire“, In : RDM 91 ; (1921) ; S.420 ; zit. aus : Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.314

<sup>197</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.314

Frankreich hingegen konterte, dass es sich bei den Anschuldigungen Deutschlands rein um rassistische Denunziationen handle und sich die Anklagepunkte kaum bestätigten. Ganz im Gegenteil, man sei auf militärischer Ebene aufgefordert, Gräueltaten der Besatzung genauestens zu verfolgen und die Verantwortlichen rigoros abzustrafen.

Frankreich zollte Englands Einspruch so viel Respekt, dass man versicherte, falls es zu einem Einschreiten französischer Truppen im Ruhrgebiet kommen sollte, man definitiv auf schwarze Regimenter verzichten wolle. Man werde Deutschland keine Vorwände für die Fortsetzung ihrer „Schwarzen Schmach – Kampagne“ auf dem Silberteller offerieren.

Aufgrund der Verzögerungen der versprochenen Lieferungen sah sich Frankreich zwischen dem 11. und 16. Januar gezwungen, in die entmilitarisierte Zone einzumarschieren. Mit der Besetzung des rheinisch – westfälischen Industriegebietes sicherte man sich zugleich die Binnenhäfen und hatte somit einen Großteil des Kohle- und Stahlexports unter Kontrolle.

Aus den „Fehlern“ der Vergangenheit lernend, legte Frankreichs Ministerpräsident und gleichzeitiger Außenminister Poincaré besonders Wert darauf, kein einziges schwarzes Bataillon für diese militärische Aktion zu verwenden. Bis auf eine zweitägige Ausnahme, wo man 200 Kolonialsoldaten aus Martinique und Guadeloupe in Werden, Velbert und Kupferdreh stationierte und diese Tatsache abermals zu einem medialen Aufschrei führte, der Poincaré dazu veranlasste die Truppen rasch abzuziehen. Dies geschah jedoch mit dem Unterton, dass Frankreich sich niemals das Recht auf den Einsatz kolonialer Truppen absprechen lasse, sowohl in Friedens- als auch Kriegszeiten<sup>198</sup>.

Aufgrund der Unnachgiebigkeit Frankreichs in der Diskussion über afrikanische Besatzungstruppen löste sich die Schwarze Schmach Kampagne bis auf ein paar Einzelanfragen allmählich in Luft auf. Die Konzentration der Protestaktionen war somit auf die Jahre 1920 – 1922 beschränkt.

---

<sup>198</sup> Vgl.: „Poincaré going to Belgium: Barthou, Already There, Opens Discussion on Ruhr Plans“; In: NYT; Nr. 23'784 vom 8.3.1923; S.2; „Defends Black Troops: Poincaré Calls German Campaign Against Them Odious“; In: NYT; Nr. 23'785 vom 9.3.1923; S.2 zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.316f

## **Exkurs zur „La honte noire“**

In diesem kurzen Kapitel möchte ich auf die unterschiedlichen Anschauungen und Klischees bzgl. der „La honte noire“ eingehen und interpretieren. Im Zuge der „Schwarzen Schmach – Kampagne“ waren vor allem Zeitungen und andere Propagandamittel angehalten, über Unwahrheiten zu berichten bzw. diese dementsprechend auszusmücken. Dies führte zwangsweise zu einem Konflikt zwischen Deutschland und Frankreich, der sich sowohl über die Grenzen ausbreitete und auf den Rücken der schwarzen Kolonialsoldaten ausgefochten wurde.

Zu Beginn stellt sich die Frage, warum sich Frankreich früher oder später doch dafür entschied, ihre Kolonialtruppen aus den besetzten Gebieten abmarschieren zu lassen? Dazu gibt es mehrere Erklärungsansätze die ich im Anschluss thematisieren möchte.

Gründe für den schrittweisen Abbau und den fast absoluten Verzicht auf koloniale Truppen bei der Ruhrbesetzung sind vermutlich die zahlreichen Gehässigkeiten, die sich die französische Regierung und deren loyale Soldaten über die Jahre hinweg gefallen haben lassen müssen. „Proventialdirektor Best mutmaßte in einem 1931 veröffentlichten Aufsatz, dass die „schwarzen Kolonialtruppen“ die Rheinlande verlassen mussten, weil sie das „Klima während des Winters“ nicht vertragen hätten“<sup>199</sup>. Seine Mutmaßung entnahm er einem Aufsatz Carl Zuckermayers, der nach einer Untersuchung von Soldatengräbern am Mainzer Hauptfriedhof, schrieb:

„Die armen Kerle husteten sich in unserem nebligfeuchten, nasskalten Winterklima massenweise zu Tode, die Friedhöfe in Mainz und Koblenz legen ein furchtbares Zeugnis dafür ab, was diese Afrikaner der Kultur verdanken.“<sup>200</sup>

Medizinische Berichte der damaligen Zeit bestätigen insofern Bests Hypothese, da sie das Krankheitsbild der senegalesischen Soldaten beschreiben. Dabei scheint Tuberkulose als oftmalige Sterbeursache auf. Weiters wurde festgehalten, dass die Quartiere der Kolonialsoldaten oftmals schon ab Mitte Oktober geheizt wurden und ihre Kleidung besonders warm war.

---

<sup>199</sup> Martin Süß: Rheinessen unter Französischer Besetzung; a. a. O.; S.164

<sup>200</sup> Fußnote 5: Kap. 3.6 In: Martin Süß: Rheinessen unter Französischer Besetzung; Vom Waffenstillstand im November 1918 bis zum Ende der Separatistenunruhen im Februar 1924; Stuttgart; 1988; S.293

Frankreich argumentierte, wie schon in Christian Kollers literarischem Beitrag erwähnt, dass man der faschistisch deutschen Propaganda jeglichen Nährboden entziehen wollte und aus diesem Grund die Truppen abzog. Weitere Gründe könnten aber auch gewesen sein, dass der angeknackste internationale Ruf Frankreichs nicht noch mehr durch den Dreck gezogen werden sollte und dass die französischen Kommunisten die Rekrutierungspraktiken in Nordafrika anprangerten. Selbstverständlich ließ sich Deutschlands Propaganda nicht zweimal bitten und veröffentlichte ein Flugblatt in dem man an die französische Kolonialisierung und die zahlreichen Schwarzafrikanischen Opfer im ersten Weltkrieg erinnerte<sup>201</sup>.

Ein weiterer Diskussionspunkt war die Anzahl der stationierten farbigen Soldaten im Rheinland. Die Zahlenangaben wichen jedoch sehr stark voneinander ab. So meldete sich Außenminister Köster bei der 177. Sitzung der Nationalversammlung am 20. Mai 1920 zu Wort und gab folgende Stellungnahme ab. Er beklagte, „dass die Verpflanzung von ungefähr 50.000 schwarzen, farbigen fremdrassigen [sic] Truppen und Menschen nach Europa, in das Herz des weißen Europa, ein Vergehen an Gesamteuropa“ sei, über das man „die Öffentlichkeit Europas und der ganzen Welt“ aufklären müsse. Weiters beklagte er die „fortgesetzten Gewalttätigkeiten, die Ermordung harmloser Bürger, die Vergewaltigung von Frauen, Mädchen und Knaben, das Anwachsen der Prostitution, die Einrichtung zahlreicher Bordelle, auch in den kleinsten Städten, sowie die rapide Verbreitung von Geschlechtskrankheiten der schwersten Art“<sup>202</sup>.

Angesichts dieser massiven Anschuldigungen stelle ich mir nun die Frage nach deren Wahrheitsgehalt. Die von Köster genannte Zahl stationierter Kolonialsoldaten in den rheinischen Gebieten, muss definitiv hinterfragt werden. Anhand des rekonstruierten Berichtes des Oberbefehlshaber der amerikanischen Besatzungsarmee des Rheinlandes General Henry T. Allen, vom 2. Juli 1920, der als offizieller Auftrag des Interalliierten Hohen Ausschusses für die Rheinlande erstellt wurde, befanden sich in der Zeit zwischen Januar 1919 und 01. Juni 1920 im Durchschnitt 25.200 farbige französische Soldaten in den besetzten rheinischen Gebieten<sup>203</sup>. Die einzige wirklich „schwarze“ Einheit, eine Brigade von Senegalesen und Sudanesen, verließ Deutschland nach nur relativ kurzem Aufenthalt bereits am

---

<sup>201</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.317

<sup>202</sup> Stenographische Berichte von Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung; Bd. 333; S.5692 – 5693; zit. aus: Martin Süß: Rheinessen unter Französischer Besatzung; a. a. O.; S.165

<sup>203</sup> Vgl.: Martin Süß: Rheinessen unter Französischer Besatzung; a. a. O.; S.166 und Peter Martin: 1996; S.221f

01. Juni 1920, danach gab es nur noch einzelne „Neger“ in den nordafrikanischen Verbänden. „Im Vergleich dazu, geht der amerikanische Historiker Keith L. Nelson von ungefähr 42.000 „farbigen“ Soldaten Frankreichs aus, ein Viertel davon, 10.000 Mann, „rein schwarz“<sup>204</sup>. Natürlich schwankten die Besatzungsmitglieder saisonal, jedoch wurde die Anzahl von 50.000 Soldaten nie erreicht. Demzufolge kann die erste Anschuldigung dementiert werden.

Weiters stellte die ernst zu nehmende Registrierung von Gewalttaten schwarzer Soldaten an weißen deutschen Staatsbürgern ein Problem da. „Wie Innenminister Koch – Weser in einem Schreiben vom 19. Januar 1920 bedauernd feststellen musste, kamen nach übereinstimmender Auskunft sowohl der hessischen Regierung als auch der Provinzialdirektion Rheinhessen, sowie dem Oberbürgermeister von Mainz, keine besonderen Gräueltaten zu Ohren“<sup>205</sup>. In einer Stellungnahme des französischen Heeres durch General Degoutte, wurden Disziplinarwidrigkeiten speziell bei schwarzen Soldaten schwer geahndet. Außerdem gab es ein strenges Alkoholverbot für Kolonialtruppen, an das sich selbst die einheimischen Wirte zu halten hatten. Insofern wollte man den „Sexualinstinkt“ der afrikanischen Truppen unterbinden. Diese Methode fruchtete anscheinend, da selbst von Starck in einem Bericht an das Auswärtige Amt, am 6. Mai 1920 bestätigte:

„Ich gestatte mir hieran noch die Bemerkung zu knüpfen, dass nach den von mir eingezogenen Erkundigungen die schwarzen und gelben Truppen nicht so schlimm sind, wie es den Anschein hat, und dass sie auch den Belästigungen deutscher Frauen weniger beteiligt sind als die weißen französischen Truppen“<sup>206</sup>.

Ähnliches wurde auch vom Oberbürgermeister Köhler bestätigt, der in einem Schreiben vom 05. Juni 1920 bestätigte, „dass sich das 11. Senegalschützenregiment in militärischer Hinsicht „als eine gut disziplinierte Truppe

---

<sup>204</sup> The “Black Horror on the Rhine”: Races as a Factor in Post – World War I Diplomacy; In: The Journal of Modern History; Chicago 42; 1970 4; S.610f; zit. aus: (Fuss note) Peter Martin: Die Kampagne gegen die “Schwarze Schmach” als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.221

<sup>205</sup> Der Reichsminister des Inneren an die Reichskanzlei; 19.01.1920; (BA, R 43 I/175, fol. 72); zit. aus: Martin Süß: Rheinhessen unter Französischer Besatzung; a. a. O.; S.166

<sup>206</sup> Der Reichskommissar für die besetzten rheinischen Gebiete an das AA; 06.05.1920; (PA, Abt. II/ Bes. Rheinland, Politische Angelegenheit; Bereisung des besetzten Rheinlandes; Bd. 1) zit. aus: Martin Süß: Rheinhessen unter Französischer Besatzung; a. a. O.; S.167

erwiesen“ habe und „in polizeilicher Beziehung weitere Klagen wegen Ausschreitungen oder Gewalttätigkeiten“ nicht zu verzeichnen gewesen wären. Diese Aussage bedeutet zwar, dass Gewaltverbrechen anscheinend selten bis kaum an der Tagesordnung standen, aber dennoch welche voran gingen. Alles in allem kann anhand der verschiedenen Statements deutscher Betroffener, davon ausgegangen werden, dass es sich bei der „Schwarzen Schmach – Kampagne“ zumindest in den Rhein Hessischen Gebieten, vorwiegend um eine propagandistische Hetzjagd handelte, die zum Teil vereinzelt Fälle aus der Luft griff und andererseits reale Übergriffe überzogen darstellte.

Eine weitere These, die bereits von Gisela Lebzelter aufgegriffen wurde, war das Vorurteil, dass schwarze Soldaten wandelnde „Infektionsträger“<sup>207</sup> gewesen seien. Diese Anschuldigung entstammt vermutlich der Wahrheit, denn selbst der französische „médecin – insepcteur“ Lasnet stellte häufiger Geschlechtskrankheiten bei seinen schwarzen als bei seinen weißen Kollegen fest. Andererseits wurde diese Tatsache sofort propagandistisch ausgeschlachtet und in einem Artikel der „Ärztlichen Rundschau“, „war die Rede von einer „Mulattisierung und Syphilitisierung“ des deutschen Volkes aufgrund der Stationierung 25.000 farbiger französischer Soldaten in den besetzten rheinischen Gebieten“<sup>208</sup>. Dass dieses Phänomen jedoch nicht auf alle Gebiete übertragen werden konnte, bestätigte der Oberregierungsrat Ferdinand Kirnberger, der in Vertretung von Proventialdirektor Best meinte, dass der enorme Anstieg zahlreicher Geschlechtskrankheiten mit den Folgen des Krieges zusammenhänge. Anzumerken sei, dass es Kirnberger sehr begrüßte, wie sehr man im französischen Lager bemüht war, die Geschlechtskrankheiten zu mindern<sup>209</sup>.

Inwiefern es zu einer Verfälschung von Tatsachen und Berichten durch die deutsche Propaganda kam beweist jener Fall. Der von Dr. Müller am 05. August 1920 veröffentlichte Aufsatz in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ zum Thema der „Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Rheinhessen und der Bordellfrage in Mainz“ wurde in Form einzelner Passagen von der „Deutschen Zeitung“ aufgeschnappt und so zusammengestellt und kommentiert, dass der Eindruck entstehen musste, dass der Mainzer Arzt nachweislich den Beweis dafür erbrachte,

---

<sup>207</sup> Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos; In: Geschichte und Gesellschaft; Jg. 1985; Göttingen; 1985; S.48f

<sup>208</sup> Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos; In: Geschichte und Gesellschaft; Jg. 1985; Göttingen; 1985; S.50; zit. aus: Martin Süß: Rhein Hessen unter Französischer Besatzung; a. a. O.; S.168

<sup>209</sup> Vgl.: Martin Süß: Rhein Hessen unter Französischer Besatzung; a. a. O.; S.168

dass die vermehrte Infektion durch Geschlechtskrankheiten, auf die Besetzung schwarzer Kolonialsoldaten zurückzuführen sei. Dabei soll in erster Linie das stark zunehmende Bordellwesen schuld gewesen sein, indem weiße Dirnen sich schwarzen „Primitivlingen opfern“ mussten. Nach einer Beschwerde und einer verlangten Richtigstellung der Realitäten, druckte die „Deutsche Zeitung“ zwei Wochen später in der Abendausgabe ein Schreiben Müllers ab, indem dieser sich zu der Fehlinterpretation äußerte und meinte, er wollte lediglich auf die Gefahr einer Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten aufmerksam machen. „Es verlange eine gewissenhafte Zusammenarbeit der deutschen und französischen Gesundheitskommission, sowie strenge hygienische Maßnahmen im „Horizontalgewerbe“, um das Problem in den Griff zu bekommen“<sup>210</sup>. In weiterer Folge war Dr. Müller bedacht, die verbreiteten Fehlinterpretationen zu revidieren und richtig zu stellen. Dies auch in Bezug auf die Errichtung von Zwangsbordellen, die wie die „Deutsche Zeitung“ und andere Propagandaschriften berichteten, ausschließlich für Besatzungspersonal eingerichtet wurden. Jedoch sahen die Prostituierten in den schwarzen Kolonialsoldaten Kunden, wie alle anderen denen sie ihre Dienstleistung anboten und waren demzufolge nach keine Opfer<sup>211</sup>.

Folgen dieses Bordellwesens waren selbstverständlich die Geburten von unehelichen „Mischlingskindern“, die eine von der deutschen Propaganda geschürte öffentliche Panik verursachen sollten, da sie ein Produkt aus einer „minderwertigen“ und einer „höher stehenden“ Rasse waren und demnach eine Gefährdung für den deutschen Volkskörper darstellten. Wie sehr jedoch politisches Kalkül hinter der propagandistischen Fassade steckte beweist ein Schreiben des Auswärtigen Amtes vom 02. Juni 1920, dem folgende Absicht zugrunde gelegt wird:

„Wir wollen uns die in der Tatsache der Anwesenheit schwarzer Truppen in Deutschland liegende Demütigung nicht gefallen lassen und hoffen andererseits, Frankreich dadurch, dass es nach Abzug seiner farbigen weißen Franzosen in das besetzte Gebiet legen müsste, innere Schwierigkeiten zu bereiten“<sup>212</sup>.

---

<sup>210</sup> Martin Süß: Rhein Hessen unter Französischer Besetzung; a. a. O.; S.169

<sup>211</sup> Vgl.: Martin Süß: Rhein Hessen unter Französischer Besetzung; a. a. O.; S.168ff

<sup>212</sup> AA an Graf Bernstorff; 02.06.1920; (PA, Abt. II/Bes. Rheinland, Die farbigen Truppen im besetzten Rheinland; Allg.; Bd.1); zit. aus: Martin Süß: Rhein Hessen unter Französischer Besetzung; a. a. O.; S.171

„Die offizielle Propaganda zielte nach eigenen Angaben darauf ab, das Ausland auf die Zustände im Rheinland aufmerksam zu machen; sie wandte sich interessanterweise dabei „besonders an die Kulturnationen in Nord- und Südamerika und in Afrika, die denen sich aus dem Nebeneinanderleben zweier ungleichwertiger Rassen ergebenden Konflikte aus jahrhundertlanger Erfahrung, kennen“<sup>213</sup>.

Obwohl Deutschland sichtlich die Isolierung ihres ehemaligen Kriegsgegners von seinen verbündeten Ententemächten verfolgte, traf man dennoch auf internationales Verständnis, weil in beinahe allen politischen Lagern und sozialen Gesellschaftsschichten Europas zu der damaligen Zeit, der Grundgedanke kursierte, dass es ein „Frevel“ sei, eine „unzivilisierte minderwertige Rasse“ über jene des deutsche Volk, zustellen.

### ***Die „Schwarze Schmach“ als Antwort auf den „Untergang des Abendlandes“<sup>214</sup>***

Ging es zwar in erster Linie um den Abzug der Kolonialtruppen und die politische Isolation Frankreichs, konnte man jedoch in der Beharrlichkeit und in der Argumentation der Beweisführung erkennen, dass noch ein anderer geheimer Kampf ausgetragen wurde. Dieser Prozess der seine Wurzeln in der Weimarer Republik hatte und sich bis in die „Hochkonjunktur“ des Holocausts vollzog, verfolgte im Endeffekt ein Ziel. Dabei ging es schon lange nicht mehr um die Vorherrschaft der weißen Rasse, sondern darum, den Fortbestand und das Überleben jener zu sichern. „Die Analyse von Inhalt und Symbolik des Propagandamaterials und anderer in diesem Zusammenhang relevanter Quellen offenbart vor allem Ansichten und Ängste, mit denen besonders national – völkisch gesinnte mittlere und untere Schichten des Bürgertums sowie gewisse akademische Kreise auf die von ihnen als existenzbedrohend empfundene veränderte Gesamtlage nach dem Krieg reagierten: auf den Zusammenbruch wichtiger traditioneller Institutionen und die Infragestellung

---

<sup>213</sup> Franzosen, farbige am Rhein: Ein Notschrei deutscher Frauen; Hg. von der Rheinischen Frauenliga; 4. erw. Aufl.; Berlin; 1923; zit. aus: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.228

<sup>214</sup> Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.211

der überkommenen Wert- und Sozialordnung in Deutschland und auf das erwachenden Selbstbewusstsein der „Kolonialvölker“ in aller Welt“<sup>215</sup>.

Die vermittelte Untergangsstimmung sollte bei der weißen Bevölkerung Existenzangst auslösen, die wiederum vermutlich dafür verantwortlich war, dass die Kampagne der „Schwarzen Schande“ im europäischen Kollektiv so viele Anhänger fand. Durch die künstliche Völkerwanderung der überseeischen Völker in das Herz Europas, wollte man sich im Falle Deutschlands nicht nur gestört fühlen, sondern sah die „weiße Kulturnation“ bedroht<sup>216</sup>.

Morel, der durch seine Publikationen einen „manichäischen Gegensatz“<sup>217</sup> zwischen der weißen und schwarzen Rasse prophezeite, schürte noch mehr die Angst vor einem finalen Endkampf, der lediglich das Überleben *einer* Rasse garantiere. Obwohl man sich als Zugehöriger der „fehlerlosen Herrenrasse“ fühlte, verspürte man dennoch Ungewissheit im Angesicht der bedrohlichen „animalischen“ Völker. „Dies erklärt, warum die kontrapunktische Gegenüberstellung einer angeblich ungeheuren, aggressiven animalischen Vitalität der „Farbigen“, insbesondere der „Schwarzen“, die sich auf politischem, militärischem, technologischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet bemerkbar machte, einerseits und der vermeintlichen sexuellen moralischen Erschlaffung ebenso wie der nachlassenden politischen und wirtschaftlichen Handlungsbereitschaft der deutschen Nachkriegsgesellschaft, zumal ihrer führenden Kreise, andererseits der Kern der Agitation gegen die „schwarzen“ Besatzer bildete“<sup>218</sup>.

Die vermeintlich existenzielle Bedrohung der weißen Rasse, die auf ihre demographische, biologische Schaffheit zurückzuführen war, wurde nicht als Kritikpunkt ihrerseits aufgefasst, sondern man sah das Problem in der Mentalität der naturgeprägten Völker. Zeitgenössische Demographen argumentierten, dass die weiße Rasse noch im Gegensatz zum vergangen 19. Jahrhundert an Fertilität verloren hat und sich im weiteren Verlauf einem zahlenmäßig überlegenen Naturvolk

---

<sup>215</sup> Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.212

<sup>216</sup> Vgl.: Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.212

<sup>217</sup> Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.212

<sup>218</sup> Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.213

gegenüber sieht. Durch die ungeheure Fruchtbarkeit der Kolonialvölker und die damit verbundenen ungleichen Geburtenzahlen, befürchtete die weiße Rasse eine allmähliche Überschwemmung Europas<sup>219</sup>.

Insofern sahen Verfechter der „Schwarzen Schmach“ in Frankreich den Verräter, der die Tore Europas öffnete und somit den Weg der schwarzen Kolonialtruppen ebnete, ohne sich der dramatischen kulturellen Folgen bewusst zu sein. Dabei galt Marseille als das geöffnete Ventil, von dem aus „hungrige mit Viren verseuchte schwarze Truppen“ aus Afrika nach Europa strömten. Nicht nur dass man mit der Besetzung des Rheinlandes deutsche Bürger „verängstigte und in die Enge trieb“, man „bedrohte“ dadurch auch den Fortbestand des „reinen deutschen Volkskörpers“, indem man eine „Assimilation durch schwarze Kolonialtruppen erzwang“.

Nährmittel der gesamten Kampagne und Propagandabemühungen war unter anderem das weibliche Geschlecht, das als Opfer der „ungezügelter schwarzer Besatzungsbestien“ dargestellt wurde. Sie „verkörperte das Ideal der Reinheit und Unschuld“, welches ihr durch „raubtierartige“ Überfälle und Gewalttaten geraubt wurde. Nie hätte eine ehrenvolle deutsche Frau sich diesen „unzivilisierten Untermenschen“ freiwillig hingeeben. Folge der Vergewaltigungen und des „aufgezwungenen“ Bordellwesens wären nach dieser Propagandalinie „mulattisierte“ Abkömmlinge, die wenn sie ihr geschlechtsreifes Alter erreichen, eine Gefahr für die Erhaltung der Reinheit des deutschen Volkskörpers bedeuteten.

Schließlich vertrat man in wissenschaftlichen Kreisen noch bis Ende der dreißiger Jahre die Ansicht, dass bei einer Kreuzung zweier Rassen es automatisch zu einer Herabsetzung der höher gestuften kommt. Insofern sah man in der Verschmelzung beider Rassen keinen Vorteil für die eigene und musste demnach Selbstschutzmaßnahmen ergreifen, wie sie in Folge der Nachkriegsbesetzung bei den „Rheinlandbastarden“ auch durchgeführt wurden.

Mit demselben Problem, hatte man sich auch schon zur Zeit der Kolonialisierung in Deutsch – Südwestafrika konfrontiert gesehen, wo die Kolonialverwaltung mit allen Mitteln versuchte, eine eheliche Bindung zwischen Siedlern und Einheimischen zu unterbinden.

Doch nun trat das „Problem“ innerhalb der eigenen Landesgrenzen auf und nicht nur die „Reinhaltung des Volkes“ bereitete Kopfschmerzen, auch die geschlechtlichen

---

<sup>219</sup> Vgl.: Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.214

Infektionskrankheiten ließen „Befürchtungen wahr werden“. Die Münchner „Ärztliche Rundschau“ fasste schließlich diese Sorgen zusammen und erklärte kurz und bündig:

„Die Schwarze Schmach: das ist die Mulattisierung und die Syphilitisierung unseres Volkes, der Ruin unserer Volksgesundheit, körperlich und geistig!“<sup>220</sup>

Auf eine noch unterschwelligere Art und Weise, als es angeblich chemische Kampfstoffe während des 1. Weltkriegs bewirkt hatten, wollte man durch die Einspeisung von Krankheitserregern das deutsche Volk von Innen „verseuchen und in Folge ausbluten“.

Mit Grauen wurde die vermeintliche „Bastardisierung“ in Frankreich verfolgt, doch wollte man alles daran setzen, dies in Deutschland zu verhindern. Ein derartiges „Rassendurcheinander“ schade der „Vollkommenheit der deutschen Herrenrasse“ und dürfe in dieser Art und Weise niemals stattfinden.

Demnach stellte die schon erwähnte Münchner „Ärztliche Rundschau“ folgende Frage an die „deutsche Ärzteschaft“:

„Sollen wir schweigend dulden, dass künftig an den Ufern des Rheins statt der hellen Lieder weißer, schöngesichtiger, gutgewachsener, geistig hochstehender, regsamer, gesunder Deutschen die krächzenden Laute grauscheckiger, niederstirniger, breitschnäuziger, plumper, halbtierischer, syphilitischer Mulatten ertönen?!“<sup>221</sup>

### **Präventivmaßnahme gesucht...**

Man zerbrach sich den Kopf darüber, wie man dieser „Seuche“ Herr werde und die betroffenen Menschen in „Quarantäne“ stelle. Erst eine „innovative“ neuartige operative Methode, die so genannte Sterilisierung, sollte auf „kostengünstige“ Art und

---

<sup>220</sup> Ärztliche Rundschau; München 30; 1920; 47; S.371; zit. aus: Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.218

<sup>221</sup> Ärztliche Rundschau; a. a. O.; S.371f; zit. aus: Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.220

Weise ermöglichen, die „Mischlingskinder“ unfruchtbar zu machen. Zahlreiche Versuche der Durchsetzung scheiterten jedoch so oft an der legislativen Situation des Rechtsstaates Deutschland. Erst die Machtergreifung der NSDAP ebnete vielen Ärzten, Juristen und Anthropologen den Weg, der „Unschädlichkeitsmachung“ der „Rheinlandbastarde“. Rechtskonservative Anhänger und Eugeniker wie der Bevölkerungsstatistiker Heinz Woltreck sahen in den politischen Handlungen der NSDAP die Befreiung sowie die Gewähr des Fortbestandes der deutschen Herrenrasse. So schrieb er in seinem 1935 erschienen Werk *Erbkunde – Rassenpflege – Bevölkerungspolitik* im Vorwort folgenden Satz:

„Viele deutsche Volksgenossen sind sich noch über nicht genügend darüber klar, von welchem Abgrund der Nationalsozialismus unser Volk im letzten Augenblick zurückgerissen hat – wir waren auf einen Weg geraten, der unrettbar zum rassistischen und völkischen Untergang unserer Nation führen musste“<sup>222</sup>.

Nicht nur auf politischer sondern auch auf sportlicher Ebene kam es zu Protestbewegungen gegen französische Kolonialtruppen. So äußerte sich 1923 Carl Diem, der spätere Generalsekretär des Organisationskomitees bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin und der Koordinator der Spiele 1916, die jedoch aufgrund des Ausbruch des 1. Weltkriegs abgesagt werden mussten, gegen eine Vergabe der olympischen Spiele an Paris, da an eine Teilnahme Deutschlands nicht zu denken sei, solange man von „Negern“ in französischen Uniformen am Rhein belagert werde. Als Protestreaktion darauf, organisierte er die „Deutschen Kampfspiele“ die zu einer Schauveranstaltung der SA werden sollten<sup>223</sup>.

### ***Sterilisation als Präventivmaßnahme***

Rainer Pommerin befasst sich in seiner Abhandlung über Sterilisationen mit den Auswirkungen der Unfruchtbarkeitsmachung der Mischlingskinder, um den „arischen“ Volkskörper im nationalsozialistischen Sinn rein zu halten. Mit Hilfe der mir zur

---

<sup>222</sup> Heinz Woltreck: *Erbkunde – Rassenpflege – Bevölkerungspolitik; Schicksalsfragen des deutschen Volkes*; Leipzig; 1935; Vorwort; zit. aus: Peter Martin: *Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes*; In: *Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945*; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996; S.221

<sup>223</sup> Vgl.: Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; a. a. O.; S.225

Verfügung stehenden Literatur möchte ich einen kurzen Einblick, in das menschenunwürdige Vorhaben der frühen NS – Vertreter ermöglichen.

Wie schon in meiner Arbeit erwähnt, waren während der kurzen Kolonialzeit Deutschlands in den Schutzgebieten Deutsch Süd – Westafrika und Deutsch Ostafrika zahlreiche „Mischehen“ geschlossen worden. Das Produkt dieser Eheschließungen waren oft „Mischlingskinder“ so genannte „Bastarde“, die in hierarchischen Gesellschaftspositionen noch unter den rein Schwarzen anzusiedeln waren.

Als jedoch durch den Versailler Friedensvertrag, die deutschen Kolonien dem Völkerbund unterstellt wurden, entschlossen sich viele Siedlerfamilien in ihr Vaterland zurück zukehren. Darunter auch zahlreiche Familien mit „Mischlingskindern“, wodurch es zu einem leichten Anstieg „farbiger“ Staatsbürger in Deutschland kam.

Ein weiterer Teil ist auf die Besatzungszeit im Rheinland zurückzuführen. Hervorgerufen durch uneheliche Affären, zum Teil angeblich auch Vergewaltigungen, heimlichen Liebschaften, etc. mit schwarzen Kolonialsoldaten kam es speziell in der Pfalz zu einem „vermehrten“ Vorkommen von „Mischlingskindern“.

NS – Vertreter und deren Anhänger waren sich dieser „Infiltration“ bewusst und überlegten sich schon frühzeitig Methoden für die „Reinhaltung der Rasse“. Schließlich war ihnen die „Bastardbrut“ ein Dorn im Auge, da sie den deutschen Volkskörper, früher oder später mit ihrem „Negerblut“ verunreinigen würden. Diese Anschauungen zeigen unter anderem, wie weit die NS – Ideologie in der Weimarer Republik bereits fortgeschritten war und dass Rassismus weiter verbreitet war, als man damals anzunehmen vermochte.

Nicht nur die unschuldigen Kinder wurden in weiterer Folge für ihr Dasein bestraft, auch Mütter wurden erheblichen Diskriminierungen ausgesetzt. Durch scheren des Kopfhaares, wurden sie entstellt und für jedermann erkenntlich gemacht.

Um diesen angesprochenen „Ausbreitungsprozess“ aufzuhalten, kamen zwei Alternativen in Frage.

Als Reaktion auf diesen „unliebsamen Expansionsprozess“ kamen zwei Alternativen in Frage. Die praktische Durchführung der Ausgliederung der „Negerbastarde“ stöße aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Biologisch habe die Auswanderung nur Sinn, wenn sie schnell erfolge, da sich zur Zeit der Diskussion im Jahre 1927 die betroffenen Nachkommen zum Teil schon im 9. Lebensjahr befanden und bald ihre

Geschlechtsreife erreichten. Auf lange Sicht sei dieses Vorhaben jedoch nur schwer verwirklichtbar, da rechtlich kein Zwang zur Auswanderung angewendet werden konnte. Selbst eine freiwillige Auswanderung würde durch die Einwanderungsbestimmungen vieler Länder erschwert werden. Diskussionen über Auswanderungsgründe würden andererseits wiederum eine Beunruhigung der Weltöffentlichkeit hervorrufen, da diese definitiv auf politische und wirtschaftliche Rassengründe zurückzuführen seien. Innerhalb der Planungszeit müsste jedoch, jeder sexuelle Kontakt der angesprochenen Jugendlichen unterbunden werden. Das würde heißen sie müssten einer Art Quarantäne unterstehen, welche zusätzlich mit weiteren Kosten verbunden gewesen wäre und vermutlich die internationale Meinung negativ beeinflusst hätte<sup>224</sup>. Da dies gesetzlich zu dem Zeitpunkt noch nicht durchsetzbar war, entschied man sich in Folge für die zweite Variante.

Bereits am 21. Juli 1927 kündigte Jolas, Kommissar der Rheinland Pfalz Besorgnis aufgrund der heranwachsenden Mischlinge an. In den zuvor vorangegangenen Jahren zwischen 1923 und 1926 wurden insgesamt 68 farbige Besatzungskinder registriert und weitere 647 Fälle von unehelichen Kindern, wo man einen farbigen Vater vermutete. Weiters führte Jolas in seinem Schreiben an den bayerischen stellvertretenden Bevollmächtigten zum Reichsrat in Berlin Ministerialrat Dr. Sperr an, sich bereits Gedanken um eine Lösung dieses Problems gemacht zu haben. So wurde er vom Geheimrat Dr. Dieudomé vom Bayerischen Innenministerium darauf hingewiesen, dass es die Eventualität eines schmerzlosen Eingriffes zur Unfruchtbarmachung der „Udschebebbes“<sup>225</sup> – Kinder gäbe, die sich jedoch aufgrund der aktuellen Gesetzeslage, als kaum verwirklichtbar darstelle<sup>226</sup>.

Dass man sich dieser rassenhygienischen Problematik auch in Ministerkreisen durchaus bewusst war, zeigt die Antwort von Sperr, der Jolas Anfrage sofort an das Reichsgesundheitsamt weiterleitete und sich bereits ein Monat später zu den Befürchtungen Jolas schriftlich zu Wort meldete. Er bestätigte, die Gefahr einer „Rassenverunreinigung“ durch „Bastarde“ französischer Kolonialsoldaten und führte im selben Atemzug an, dass eine gesetzliche Basis für eine Sterilisierung noch nicht existiere und jene erst durch besondere Gesetze geschaffen werden müsse. Ihm sei jedoch nicht bekannt, ob man im Reichsjustizministerium solche Überlegungen

---

<sup>224</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979;S.74

<sup>225</sup> [http://www.projektosthofen-gedenkstaette.de/html/body\\_rheinlandbastarde.html](http://www.projektosthofen-gedenkstaette.de/html/body_rheinlandbastarde.html) - Förderverein Projekt Osthofen – Stand 02. 06. 2009

<sup>226</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; a. a. O.; S.29f

bereits angestellt habe. Weiters erhoffe man sich Unterstützung von Seiten der Missionsgesellschaften, mit deren Hilfe man im Gegenzug zu einer finanziellen Subvention, die betroffenen Mädchen und Jungen ins Ausland abschieben könne. Doch dieses Vorhaben stellte sich als komplizierter heraus, als vorerst angenommen.

Die beiden Personen, Fritz Lenz und Eugen Fischer sind zweifelsohne mit der Sterilisierung der „Rheinlandbastarde“ in Verbindung zu setzen. Ersterer war Mitglied der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene“ und hatte gleichzeitig seinen Lehrstuhl für Rassenhygiene am Münchner Institut. In seinen Studien beschäftigte er sich mit der „Ausmerzung“ krankhafter und minderwertiger Erbanlagen und der Förderung gesunder Erbmassen. Die Rassenhygiene sah die Lösung des Problems der „Rassekrankheiten“ darin, dass man die kranken Individuen einfach an der Fortpflanzung hindere und demnach die unerwünschte Erbmasse eindämme<sup>227</sup>.

Zweiterer bekleidete das Amt des Anthropologieprofessors an der Universität in Freiburg und zählte zum engen Kreis respektabler Rassenforscher, die versuchten ihre Theorien durch angeblich strenge Wissenschaftlichkeit zu stützen. Seine unermüdlichen Forschungen auf dem Gebiet der Eugenik ermöglichten ihm, eine mehr monatige Forschungsreise nach Deutsch – Südwestafrika, um die dort ansässigen „Rehobother – Bastarde“ genauer zu studieren. Das Ergebnis dieses Aufenthaltes war die 1913 veröffentlichte Studie, „Die Rehobother Bastards und das Bastardisierungsproblem beim Menschen“ wo erstmals versucht wurde, die Mendelschen Erbgesetze auf menschliche Kreuzungen anzuwenden. Diese neuartigen Untersuchungen hoben ihn in den Stand eines nationalen und internationalen Experten für „Mischlingsfragen“. Er „revolutionierte“ somit die in die Jahre gekommene Form der traditionellen Vermessung (Schädelmessungen, etc.) und ergänzte sie mit Elementen der Genetik und schaffte somit einen neuen Zweig der Wissenschaft, die „Anthropobiologie“<sup>228</sup>. Seine Forschungsergebnisse wurden zwar in regelmäßigen Abständen aktualisiert, behielten aber bis in die 1960er Jahre ihren wissenschaftlich „wertvollen“ Charakter. Seiner Studie ist zu „verdanken“, dass sich rassistische Ideologeme stärker verfestigten und Naturwissenschaften weiterhin beeinflusste. Jedoch vertrat er lautstark die Meinung, die ihm auch einen Konflikt mit den Nationalsozialisten einbrachte, dass eine Vermischung des Erbmaterials zweier

---

<sup>227</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; a. a. O.; S.34

<sup>228</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001; S.83ff

Rassen nicht automatisch zu einer Abwertung führe. Im Gegenteil, eine Kreuzung sei erwünscht, da es sonst zu einer Monotonie innerhalb der Genpools kommt<sup>229</sup>.

Bereits 1924 kam es zu künstlichen Sterilisationen durch den Leiter der Chirurgischen Abteilung in Zwickau. Dieser versuchte seine Kollegen mit einem Aufsatz davon zu überzeugen, dass im Falle von Schwachsinn eine Sterilisierung gesetzlich genehmigt werden sollte. Obwohl diese Art der Operation rechtlich nicht geregelt war, reichte jedoch die ärztliche Zusage und jene der Eltern, um den Eingriff zu genehmigen. Braun selbst gestand, schon ein Mädchen und drei Jungen in letzter Zeit sterilisiert zu haben. Er argumentierte, dass die Sterilisierung von Schwachsinnigen auch vom ärztlichen Standpunkt her als notwendig angesehen werde, weil sie nicht nur im Interesse der Rasse dient und schwere Übelstände beseitigt, sondern sehr oft auch das Interesse des Schwachsinnigen selbst verfolgt, insofern uneheliche Nachkommenschaft verhütet wird<sup>230</sup>.

Während der Weimarer Republik wurden noch keine Sterilisationen vorgenommen, da es erstens die Gesetzeslage nicht zu ließ und zweitens die Angst vor einer außenpolitischen Nachrede akut war. Insofern wurde das Schicksal der „Mischlingskinder“ noch einige Jahre aufgeschoben.

Selbst Adolf Hitler beschäftigte sich in seinem 1925 erschienen Buch „Mein Kampf“ im 11. Kapitel mit „Rassenkreuzungen“. Er beruft sich hier auf die Tierwelt und argumentiert, dass sich Tiere im Normalfall nur mit Artgenossen paaren. So sollte es seiner Auffassung auch bei den Menschen der Fall sein, da man sich sonst gegen die Gesetze der Natur auflehne. Insofern führe die Vermischung des Ariers mit minderwertigen Rassen zu einem körperlichen und geistigen Rückgang und längerfristig zum Ende des Kulturträgers<sup>231</sup>.

Dr. Wolfgang Abel, der im Jahre 1933 vom Innenministerium mit der Prüfung der „Bastardenkinder“ beauftragt wurde, führte sowohl eine optische als auch psychische Analyse durch und kam zu der Erkenntnis, dass eine erhöhte Konzentration von Pigmenten in Haut und Haar festzustellen war. Weiters machte er körperliche und geistige Schwächen aus, die aber nicht nur allein auf die ungünstige soziale Stellung

---

<sup>229</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.84ff

<sup>230</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; a. a. O.; S.37

<sup>231</sup> Vgl.: Adolf Hitler: Mein Kampf; Zwei Bände in seinem Band; 573 – 577; Auflage München; 1940; S.314; zit. aus: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; a. a. O.; S.41

und das schlechte mütterliche Erbe, sondern auch auf die Mischung von europiden, negriden und mongoliden Rassen zurückzuführen sind<sup>232</sup>.

Ein erster Schritt in Richtung Zwangsterilisation wurde mit der Erlassung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ getätigt, was enorme Proteste im Ausland auslöste. Besonders die internationalen Tageszeitungen waren über das Vorhaben der deutschen Regierung aufgebracht. Das Auswärtige Amt verspürte allerlei Protestaktionen und Sanktionen. So war sogar der internationale Handel betroffen und auch der japanische Botschafter äußerte Bedenken bzgl. der deutsch – japanischen diplomatischen Beziehungen, wenn Deutschland seine diskriminierende Haltung weiter aufrecht erhält. Das Auswärtige Amt war um Schadensbegrenzung bemüht und versuchte klar zu machen, „dass es dem Gesetz nach keineswegs um Rassendiskriminierung gehe, sondern dass man lediglich bemüht sei, eine Rassenvermischung zu unterbinden. „Rassenmischung und Rassenersetzung habe stets zum Niedergang von Volk und Staat geführt. Deutschland wolle kein Werturteil über fremde Rassen abgeben, Rassenvermischung gereiche allen beteiligten Rassen zum Nachteil. [...] Mischehen seien gesetzlich bisher nicht verboten“<sup>233</sup>, so der Reichsminister Frick am 06. Dezember 1933 zur Beruhigung der internationalen Gemütslage. Besonders Afrikaner fühlten sich durch die Erlassung des neuen Gesetzes angegriffen und blieben trotz der Regierungserklärung weiterhin skeptisch. Trotz alledem stand einer legalen Sterilisierung noch immer die Gesetzeslage im Weg, die der „Führer“ selbst hätte klären können. Die Möglichkeit einer mehr oder weniger erzwungen Auswanderung fiel ins Wasser, da es sich um Kinder handelte und die finanziellen Mittel dementsprechend nicht gegeben waren. Die Kirchen in Form eines Missionsordens mit einzubeziehen, galt als nicht ratsam, da man wusste wie jene auf solch eine Thematik reagierten. Insofern blieb man bei der Regelung, dass Sterilisationen in erster Linie freiwillig stattfinden sollten oder zwangsweise auf der Grundlage der Gesetzgebung vom 14. Juli 1933.

Von der numerischen Erfassung der Kinder 1933 vergingen lediglich vier Jahre in denen die deutsche Regierung mit allen Mitteln versuchte, die gesetzliche Lage so zu verändern, dass eine legale Sterilisierung ermöglicht wurde. Erst durch die außenpolitische Marschrichtung Hitlers, die von nun an Gewalt als Mittel der Politik

---

<sup>232</sup> Vgl.: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; a. a. O.; S.48

<sup>233</sup> Der Reichsminister des Inneren an das AA; I 6071/24.11.; 25.11 1933; In: Ref. D. 45/2; PA AA; zit. aus: Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; a. a. O.; S.55f

vorsah, gelang den Nationalsozialisten unter Missachtung der Menschenrechte, die radikale Umsetzung ihrer geplanten Zielsetzungen. Doch auch unter diesen Umständen war das Dritte Reich darauf bedacht, die operativen Eingriffe vor dem Ausland und der katholischen sowie protestantischen Kirche möglichst geheim zu halten und jegliche Aufsicht auszuschließen, da man einen Konflikt mit den genannten Parteien vermeiden wollte. Denn obwohl andere Formen der Sterilisierung legitim waren, war die Unfruchtbarmachung der Mischlingsabkömmlinge selbst zur Zeit des Nationalsozialismus illegal. In NS - Deutschland wurden ungefähr 400 Kinder mit Mischlingsabstammung von Kolonialsoldaten aus der Zeit der Rheinlandbesetzung 1937 sterilisiert und zum Teil auch in Konzentrationslager eingewiesen. Dies diente aus Sicht der Nazis der „Reinhaltung des deutschen Volkskörpers“.

# Die Olympischen Spiele 1936 in Berlin

## *Einleitung*

Um die Arbeit über die Imagologie des Schwarzafrikaners noch mit dem Aspekt Sport abzurunden, widme ich mich im letzten der drei Großkapitel den Olympischen Spielen 1936 in Berlin und dem ideologisch aufgeladenen Boxkampf zwischen Max Schmeling und Joe Louis. Es war nicht nur ein Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kampfstile und Hautfarben, sondern ein Konflikt zweier Nationen konträrer politischer Ausrichtung und Denkweisen. Beeindruckend zu beobachten, wie die personifizierten Weltanschauungen ihres Vaterlandes als Ikonen instrumentalisiert wurden und den Status einer Propagandafigur einnahmen. Sport wurde ideologisiert, entfremdet und die beiden Kontrahenten fanden sich in einem international ausgefochtenen Propagandakampf wieder. Die Regierungen und Medien bauschten vorab den Boxkampf auf, dessen Hoffnungsträger sich durch ihre Ideologien dem Vaterland verbunden sahen. Leistungen wurden instrumentalisiert und vereinfacht Hautfarben bzw. Imagologien zugeschrieben.

Im bisherigen Verlauf machte ich es mir zur Aufgabe einen Einblick in das Bild des Afrikaners aus deutscher Sicht zu geben. Dabei wurden die verschiedenen Entwicklungsstadien thematisiert.

Ziel dieses Kapitels ist es zu ergründen, wie es einem Ausnahmetalent wie Jesse Owens gelungen ist, als Schwarzer in einer Zeit des Aufkommens des deutschen Faschismus zum Publikumsliebling zu avancieren. „Man müsse sich vorstellen, in einem Land in dem die Überlegenheit der arischen Rasse proklamiert und die Verachtung anderer Rasse praktiziert wurde, riss ein „Neger“ zur Begeisterung hin und erwarb sich bleibende Sympathien“<sup>234</sup>. Nicht nur mit seinen zahlreichen Medaillen und Rekorden setzte der Ausnahmesportler ein Zeichen. Auch Leni Riefenstahl bewunderte seine eines Siegers würdige Anmut und Schönheit mit der er sich fortbewegte.

Gleichfalls stellt der zweiteilige Olympiafilm Leni Riefenstahls eine bedeutsame Quelle da, der in dieser Arbeit ebenfalls ein Kurzkapitel gewidmet ist. Die filmische

---

<sup>234</sup> Jesse Owens u. Paul Neimark; Schwarze Gedanken, Ein Leben als schwarzer und as weißer Mann; Dortmund; 1972; S.9

Inszenierung der Spiele ebnet den schmalen Grad zwischen körperlicher Besessenheit und arischen Körpermythen. Dieser dokumentarische Beitrag polarisierte die Zuseher, da man einerseits eine filmisch perfekt inszenierte Darstellung der Spiele vorfand, andererseits Riefenstahls Hingebung zu Ästhetik, Kraft und Schönheit sehr stark an das germanische Schönheitsideal erinnerte. Ein damaliges Sprichwort aus dem Berliner Volksmund beschreibt auf eine spöttische Art und Weise vermutlich am besten den Inhalt der kommenden Seiten:

„Dem Führer zeigt die Leni dann, was deutsche Filmkunst alles kann.  
Da sah er dann im Negativ, wie positiv der Neger lief.“<sup>235</sup>

Viele Arbeiten haben sich mit den innen- und außenpolitischen Auswirkungen, sowie dem Boykott der Olympischen Spiele 1936 in Berlin befasst. Themen die meines Erachtens zwar in dieser Arbeit nicht fehlen dürfen, auf die ich aber nicht primär meinen Schwerpunkt setze.

## ***Vergabe der Olympischen Spiele***

In diesem Kapitel möchte ich einen übersichtlichen, chronologischen Überblick über die Vergabe der Spiele in Berlin ermöglichen.

Berlin als Austragungsstadt war schon das erste Mal 1912 im Gespräch, wobei dann aber aus organisatorischen Gründen Stockholm den Vorzug bekam. Pierre de Coubertin, Gründer des modernen Internationalen Olympischen Komitees und selbsternannter Generalsekretär versprach dennoch Berlin die Austragung der Olympischen Spiele 1916. Planmäßig war Deutschland mit der Errichtung der Sportanlagen beschäftigt als bekanntlich 1914 der erste Weltkrieg seinen Anfang nahm und folglich die Spiele von 1916 abgesagt wurden.

Nach dem Kriegsende bekam Deutschland die Kriegsschuld zugesprochen und musste folglich für Reparationszahlungen aufkommen. Genau wie Österreich und Russland wurden auch sie vom restlichen Europa sportlich isoliert. Wie schon im Kapitel die „Schwarze Schmach“ erwähnt, antwortete Deutschland auf diese

---

<sup>235</sup> Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.129

Protestnote mit seinen eigenen Spielen, da man ein solches Sportereignis in der Stadt Paris auf keinen Fall unterstützen wollte, solange im Rheinland schwarze Besatzungstruppen stationiert waren. Als Antwort darauf wurden „deutsche Kampfspiele“ organisiert, die in erster Linie dem Entertainment des SA – Personals zu Gute kamen und bis 1930 ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Sportwelt waren.

Eine allmähliche Annäherung Deutschlands an das IOC fand bereits während den „verachtenden“ Spielen in Frankreich 1924 statt. In den inoffiziellen Verhandlungen zwischen dem IOC und dem Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen (DRA) wurden Theodor Lewald, der später noch gemeinsam mit Carl Diem eine wichtige Rolle spielen sollte, gemeinsam mit Oscar Ruperti als IOC – Mitglieder für Deutschland gewählt.

Die Teilnahme an den folgenden Olympischen Spielen in Amsterdam im Jahre 1928 verdankte man in erster Linie einer offenen Außenpolitik und der Zusammenarbeit mit Frankreich. Dank der dort erbrachten Leistungen schöpfte Deutschland Kraft und Mut für die Zukunft und aus diesem Grund sprachen sich die Sportfunktionäre Theodor Leutwein und Carl Diem für eine Bewerbung aus. Am 22. Mai 1930 war es dann endlich soweit; pünktlich zur 28. IOC – Versammlung wurde das Ansuchen gestellt. Mitbewerber waren unter anderem Barcelona und Rom, die jedoch bei der Stimmenvergabe kein Wort mehr mitzureden hatten. Italien trat zugunsten Berlins schon im Vorfeld zurück und bemühte sich um die Spiele 1940, während Barcelona lediglich 16 und Berlin 43 Stimmen bekam. Die Zusage der Sommerspiele verpflichtete Deutschland zur Austragung der Winterspiele, die im selben Jahr stattfanden. Diese wurden in Garmisch - Partenkirchen ausgetragen und wurden als Generalprobe angesehen. Die Olympischen Spiele 1936 in Berlin die in der Zeit vom 1. bis zum 16. August stattfanden und bei denen insgesamt 4.000 Athleten antraten, sollten demzufolge zu einem „unvergesslichen“ Sportereignis werden.

### ***Interventionen der NSDAP und deren Anhänger***

Der Austragung der Olympischen Spiele stand nicht nur der Boykott der USA im Weg, es machte sich auch in den eigenen Reihen anfangs Skepsis breit. Die immer stärker werdende NSDAP konnte sich mit den, völkerverbindenden Zielsetzungen einer Olympiade nicht abfinden und bezeichnete diese als Humbug. Ihrer Auffassung

nach, war der Wettkampf mit anderen „Unterrassen“, eine Demütigung für das deutsche Volk. Demzufolge versuchten Rechtspartei, Schwarze und Juden von den olympischen Disziplinen auszuschließen. „Rassistische Äußerungen, wie etwa über die Mitwirkung von „unfreien Schwarzen“ (bei den Olympischen Spielen) als „Instinktlosigkeit und Inkonsequenz der Nationen weißer Rasse“ standen auf der Tagesordnung“<sup>236</sup>. Man war nicht gewillt sich auf dieselbe Stufe zu begeben. So erwartete man sich auf Seiten der NSDAP, wie ihre Parteizeitung „Völkischer Beobachter“ am 19.08.1932 publizierte, das Fernbleiben von Schwarzen bei der kommenden Olympiade, da ein Wettstreit mit einem weißen Sportler nicht angemessen sei. Die genauen Worte waren wie folgt:

„Neger haben auf der Olympiade nichts zu suchen... so kann man heute leider erleben, dass der freie Mann oft sogar mit unfreien Schwarzen, mit Negern, um die Siegespalme kämpfen muss. Das ist eine Schändung und Entwürdigung des olympischen Gedanken ohnegleichen, und die alten Griechen würde sich bestimmt im Grabe umdrehen, wenn sie wüssten, was moderne Menschen aus ihren heiligen Nationalspielen gemacht haben... Die nächsten Olympischen Spiele finden im Jahre 1936 in Berlin statt. Hoffentlich wissen die verantwortlichen Männer, was ihre Pflicht ist. Die Schwarzen müssen ausgeschlossen werden. Wir [NSDAP (Anm. d. Verf.)] erwarten es.“<sup>237</sup>

Die traditionellen Werte des olympischen Gedankens, wie Förderung des Humanismus, Respekt und gegenseitige Achtung und Anerkennung der Völker, sowie Erhalt des Weltfriedens standen im konkreten Widerspruch zu der ideologischen Denkweise eines deutschen Nationalsozialismus und ließen sich dementsprechend schwer miteinander vereinbaren.

„Besonders die mit der Entwicklung der Olympischen Spiele angestrebten Elemente des „Internationalismus“ und der „Demokratie“ wurden von der nationalsozialistischen Partei als geistige Verirrung bezeichnet und dienten als politische Zielscheibe“<sup>238</sup>. So

---

<sup>236</sup> Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.12

<sup>237</sup> Arnd Krüger: Die Olympischen Spiele 1936 und die Weltmeinung; Ihre außenpolitische Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der USA; Berlin; 1972; S.33

<sup>238</sup> Friedrich Bohlen: Die XI. Olympischen Spiele Berlin 1936; Instrument der innen- und außenpolitischen Propaganda und Systemsicherung des faschistischen Regimes; Köln; 1979; S.65

versprach man sich aus einem übersteigerten Nationalismus und einem starkem „Führertum“ die Trendwende herbeiführen zu können. „Selbst der zum Reichskanzler über Deutschland gewählte Hitler stand der Olympiade zunächst äußerst ablehnend gegenüber, da die internationale Idee der Spiele, die Athleten aller Nationen im friedlichen Sportwettkampf zu vereinen, nicht mit den „völkischen“ und rassistischen Vorstellungen des Nationalsozialismus in Einklang zu bringen waren“<sup>239</sup>. Dies zeigt sich auch in den Aussagen, die Hitler in der Gegenwart Riefenstahls geäußert hat. So schreibt sie in ihren Memoiren überrascht:

„Hitler zögerte und dann sagte er: Wir haben keine Chance Medaillen zu gewinnen, die Amerikaner werden die meisten Siege erringen, und die Schwarzen werden ihre Stars sein. Das anzusehen, macht mir keine Freude. Und dann werden viele Ausländer kommen, die den Nationalsozialismus ablehnen. Und dann könnte es Ärger geben.“<sup>240</sup>

Zahlreiche völkische - nationalistische Vereine, wie der Akademische Turnbund, der Deutsche Turnverein sowie die Deutsche Studentenschaft nahmen eine ablehnende Haltung gegenüber den Olympischen Spielen ein. Ihnen gefiel es nicht, sich mit Mitstreitern aus politisch anders denkenden Ländern sportlich zu messen. Die deutsche Turnerschaft, die ab 1888 als Dachverband aller bürgerlichen Turnvereine agierte und im Jahre 1936 dem Reichsbund für Leibeserziehung Platz machen musste, war in ihrem Grunddenken der SA sehr ähnlich. In erster Linie verfolgte man das Ziel eines trainierten und gehorsamen Staatsbürgers, der als stolzer Turner in die Gemeinschaft eingegliedert werden sollte. Ähnlich wie viele andere Volksbünde, lehnte sie den internationalen Wettkampf ab und auch Leistungssport, Rekordstreben und Spezialisierung waren nicht die primär geförderten Punkte<sup>241</sup>. Vielmehr definierte der Nationalsozialismus Gesundheit mittels rassistischer Kriterien und siedelt sie nicht auf der Ebene des Individuums an, sondern auf der Stufe der Nation, die als Körper – als „Volkskörper“ begriffen wird. So müsse Deutschland von seinen Krankheitserregern geheilt werden, um seinen

---

<sup>239</sup> Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.238

<sup>240</sup> Leni Riefenstahl; Memoiren; Köln; 2000; S.251

<sup>241</sup> Vgl.: Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.10

ihm zustehenden territorialen Raum in der Welt und den Platz in der Geschichte einnehmen und sichern zu können<sup>242</sup>.

Im Grunde gab es zu viele Reibungsstellen zwischen dem olympischen Grundgedanken und den faschistischen Konzeptionen der NSDAP. Die anfangs noch auf Oppositionsbasis fungierende Partei war an internationaler Anerkennung nur mangelhaft interessiert, da man sich als stolze nationale Arbeiterpartei sah und diese mit dem Internationalismus der Spiele nichts gemeinsam hatte.

Erst mit der Machtergreifung 1933 und der Überleitung in eine diktatorische Zukunft wurde den parteiinternen Verantwortlichen klar, welcher Prestigegewinn hinter einer Austragung der olympischen Spiele in einer solchen Größenordnung steckt. Von einem erhofften Imagezuwachs angetrieben, begann man den Sport zu instrumentalisieren und die anfangs kritisierten Werte eines olympischen Friedens und einer Völkerverständigung für sich arbeiten zu lassen.

Aus diesem Grund baten die beiden Organisatoren der Olympischen Spiele, Theodor Lewald und Carl Diem, Hitler die Fesseln der NSDAP etwas zu lockern und die Olympischen Leitsätze in diesem Zeitraum zumindest oberflächlich geltend zu machen.

„Man erhoffte sich neben dem Imagegewinn auch einen wirtschaftlichen Aufschwung sowie gewisse Identifikations- und Integrationstendenzen im Bereich des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls“<sup>243</sup> zu wecken. Letzteres konnte aufgrund der Medaillenflut der deutschen Olympiamannschaft, die mit 33 Goldmedaillen (ohne Einberechnung der Kunstwettbewerbe), den ersten Platz im Medaillenspiegel einnahm und damit die favorisierten Vereinigten Staaten hinter sich ließen, erfüllt werden. Wirtschaftlich erhoffte man sich ähnliche Ergebnisse zu erzielen. Vor allem durch die Zuströme ausländischer Besucher und den im Vorfeld vorangetriebenen Ticketverkauf erwartete man sich einen Devisenzustrom. Genauere Ergebnisse lassen sich nur schätzen, da es sich größtenteils um Spekulationen handelt, doch ist man in Expertenkreisen der Meinung, dass die Erhaltung einer qualitativen Versorgung, wiederum einen Import erzwang und damit Devisen automatisch verschlang<sup>244</sup>.

---

<sup>242</sup> Vgl.: Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.18

<sup>243</sup> Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.14

<sup>244</sup> Vgl. dazu: Friedrich Bohlen: Die XI. Olympischen Spiele Berlin 1936; a.a.O.; S.116

Hitler selbst äußerte sich in Gegenwart hoher olympischer Funktionäre stets positiv zu dem olympischen Grundgedanken und versicherte, „zu einer Verständigung unter Völkern beitragen“<sup>245</sup> zu wollen. Der Slogan „Kraft durch Freude“, der sich von einer Unterorganisation der deutschen Arbeitsfront ableitete, sollte die Jugend der Welt begeistern und nach Berlin locken. Doch wie sehr Hitler und seine fanatischen Anhänger mit diesem „ideologischen Selbstverrat“ zu kämpfen hatten, wird in einer Rede am Nürnberger Parteitag dem so genannten „Parteitag der Ehre“ im September 1936 klar, als er sich zwar nicht offiziell aber lautstark zur sportlichen Zukunft Deutschlands wie folgt äußerte:

„Berlin war die letzte internationale Olympiade, an der Deutschland teilgenommen hat. In Zukunft werden wir hier in Nürnberg die großartigsten Sportveranstaltungen der Welt und die größten Sportwettkämpfe, die je stattgefunden haben, in eigener Regie unter uns abhalten“<sup>246</sup>.

Dennoch war man um jeden Preis bemüht, die glorreichsten Olympischen Spiele der Neuzeit zu veranstalten und sie nie in Vergessenheit geraten zu lassen. Die deutsche Regierung versuchte mit allem politisch – propagandistischen Mitteln den Olympischen Spielen von Berlin 1936, „den Stempel des deutschen Geistes aufzudrücken“<sup>247</sup>.

In welchen Ausmaßen die olympischen Spiele 1936 Wellen schlugen, wird erkennbar wenn man die abgehaltenen Demonstrationen genauer unter die Lupe nimmt. „Während die Ankunft des Feuers in Wien zu einer Feststunde der Austrofaschisten „ausuferte“, wurden die Fackelträger in Prag von tschechischen Nationalisten behindert und geschmäht“<sup>248</sup>. So kam es laut Bericht des Neuen Wiener Tagesblattes am 29. Juli 1936, zu Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und Polizei am Wiener Heldenplatz, als dort der Fackelläufer von der Menge erwartet wurde. Die Polizei kam dabei zum dem Schluss, dass die

---

<sup>245</sup> Friedrich Bohlen: Die XI. Olympischen Spiele Berlin 1936; a.a.O.; S.69

<sup>246</sup> Friedrich Bohlen: Die XI. Olympischen Spiele Berlin 1936; a.a.O.; S.65

<sup>247</sup> Friedrich Bohlen: Die XI. Olympischen Spiele Berlin 1936; a.a.O.; S.71

<sup>248</sup> Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.100

Demonstration von langer Hand geplant war und eine illegale Wiener Formationen dabei die Fäden im Hintergrund zog. „Anlässlich dieser Ausschreitungen wurden 155 Demonstranten wegen illegaler Betätigung im Sinne des Staatsschutzgesetzes verhaftet“<sup>249</sup>. Guy Walters schreibt in seinem Buch „Berlin Games“ über den geschaffenen Mythos der wandelnden Fackel und deren entstehenden Effekt folgendes:

„[...] the torch had on the countries it passed through, most markedly in Austria, where it became a symbol of controversy“<sup>250</sup>.

Weiters beschreibt er den Verlauf der Demonstrationen wie folgt:

„The torch arrived in Vienna in the early evening of the 29 July, where it was joyfully greeted by 10,000 Austrian Nazis, who welcomed it with shouts of “Heil Hitler!” and, predictably the Horst Wessel Song. The Nazis also demonstrated against the Jewish members of the Austrian Olympic team, which had gathered to see the torch. They shouted “Perish Judah!”, and as matters threatened to get violent, the police made over five hundred arrests.“<sup>251</sup>”

## ***Zur Ehre und Ruhm der Jugend der Welt***

Bevor ich mich der detaillierten Beschreibung ausgewählter Filmszenen widme, möchte ich noch einige Worte über die Person Leni Riefenstahl und über die Vergabe des Films verlieren.

## ***Leni Riefenstahl und ihr Werdegang***

Am 22. August 1902 wurde Helene Bertha Amalia Riefenstahl in Berlin geboren. Dank ihres gut situierten Vaters verbrachte Leni eine sorgenfreie Jugend. Schon als

---

<sup>249</sup> Wiener Tagesblatt vom 30. Juli 1936; S.4

<sup>250</sup> Guy Walters: Berlin Games; How Hitler Stole the Olympic Dream; London; 2006; S.193

<sup>251</sup> Guy Walters: Berlin Games; a.a.O.; S.193

Kind war sie sportlich sehr aktiv und kreativ veranlagt. Von ihrem Jugenddrang gelenkt entschloss sie sich Tänzerin zu werden und avancierte unter enormen Eifer zu einer herausragenden Ballerina. Akute Knieprobleme zwangen sie jedoch 1924 ihre Tanzlaufbahn aufzugeben. Diesbzgl. äußert sie sich zu diesem Vorfall relativ wortkarg in ihren Memoiren, was die Vermutung offen lässt, dass sie ihr persönliches Scheitern weitgehend aus ihrem Gedächtnis gestrichen hat.

„Während ich auf der Bühne, einen meiner artistischen Sprünge ausführte, knackste es im Knie, und ich spürte einen so stechenden Schmerz, dass ich nur mit Mühe zu Ende tanzen konnte [...]“<sup>252</sup>

Davon ließ sich die energiegeladene Tänzerin jedoch nicht abschrecken und sie versuchte Abseits der Bühne ihr Glück vor der Kamera. Mitte der 1920er Jahre lernte sie einen ihrer zwei Mentoren und Lehrmeister kennen. Einer von ihnen war der Regisseur Dr. Arnold Franck der sich durch seine dokumentarischen Naturfilme in der Alpenregion einen Namen gemacht hat und dadurch einen „Meilenstein“ im Bergfilmgenre gelegt hat. Franck wurde auf sie aufmerksam und bot ihr eine Tanzrolle in seinem neuen filmischen Projekt *„Der heilige Berg“*, welcher seine deutsche Erstaufführung 1926 hatte, an.

Riefenstahl nützte dieses Sprungbrett, um sowohl vor als auch hinter der Kamera Erfahrung zu sammeln und ließ sich von diesem neuen Filmgenre des „Bergfilms“ anstecken. Unter Leitung von Franck war sie noch in sechs weiterer seiner Filme tätig, wo sie als starke ansehnliche Frau neben ihren Bergsteigerkollegen fungieren musste.

## **Berg film**

Diese Art des Films war in der Zeit der Weimarer Republik sehr beliebt, da er meiner Auffassung nach ein gewisses Freiheitsgefühl und Naturidyll vermittelt, sowie ein germanischer Heldenepos gelebt wird. Aus diesem Grund ist ein Brückenschlag zum Nationalistischen nicht allzu weit hergeholt. Man besonnte sich schon damals auf das heimatbewusste, auf seine regionalen Schätze und Akteure. Die überspitze „Heroik“ ist ein charakteristisches Stilmittel dieses Filmgenre. Nicht die oft flache Handlung

---

<sup>252</sup> Leni Riefenstahl: Memoiren 1902-1945; München/Hamburg 1987; S.66

stand im Mittelpunkt, sondern seine heldenhaften Akteure die vor atemberaubender bergidyllischer Kulisse unter widrigsten Bedingungen aushaaren mussten. Obwohl die Schauspieler oft auf höchstem Leistungsniveau agierten, waren sie dennoch nur Komparsen in Bezug auf die Landschaftsidylle. Franck äußerte sich folgendermaßen dazu:

„Es ist oberstes Gesetz meiner Filme, dass die Natur der  
eigentliche Hauptdarsteller ist, der übermächtige Gegenspieler  
zum kleinen- und doch in diesem Kampf gegen seine Natur  
mitunter so großem- Menschen.“<sup>253</sup>

Von Franck lernte Riefenstahl in technischer Hinsicht sehr viel, da der Regisseur stets mit neuen Ideen, Kamerawinkeln und Equipment experimentierte. Inspiriert von all diesen neuen Errungenschaften beschloss Leni Riefenstahl selbst auch hinter der Kamera tätig zu werden. Ihre Leidenschaft wurde die Kamera und alles mit ihr, wie sie selbst in ihrem Buch *„Kampf im Schnee und Eis“* treffend bemerkte<sup>254</sup>.

Trotz der durchaus engen Zusammenarbeit zwischen Riefenstahl und Franck war Leni jedoch stets darauf bedacht sich eigenständig zu erschaffen und selbst zu definieren. Um sich jedoch selbst zu verwirklichen und ihren Traum wahr werden zu lassen, blieb der jungen Dame nichts Weiteres übrig als sich von Franck loszulösen und ihren eigenen Weg zu gehen. Die Rollenbilder die von ihr am Set abverlangt wurden, entsprachen immer weniger ihrem Verlangen nach Selbstverwirklichung. Sie war geborene Solistin und wollte somit ihre eignen Lorbeeren ernten.

Schritt für Schritt entfernte sie sich von Franck und begegnete auf ihrem weiteren Lebensweg dem Russen Sergej Eisenstein, „der sie besonders im Bereich rasanter Montagetechniken und neuartiger Kameraführung“<sup>255</sup> inspirierte. Sie setzte sich zur Aufgabe seine Techniken zu erlernen und sie gegebenenfalls zu verfeinern.

Beseelt von einem ihrer Träume wie sie selbst in ihren Memoiren schilderte;

„Aus meinen Träumen entstanden Bilder [...] Diese Bilder ergriffen

---

<sup>253</sup> Arnold Franck: Wie ich dazu kam, die ersten Hochgebirgsfilme zu drehen. Zit. aus: Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins; 1957; S.158

<sup>254</sup> Vgl.: Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.85

<sup>255</sup> Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.85

Besitz von mir, sie verdichteten sich und eines Tages schrieb ich alles nieder [...] Ich nannte es „Das blaue Licht“<sup>256</sup>,

produzierte sie 1932 ihren ersten Film bei dem sie auch selbst Regie führte. Inwieweit das Drehbuch dieses Films ihrer Feder entsprang ist nicht klar, da ein von Gustav Renker verfasster Roman Namens „Der Bergkristall“ ebenfalls von einer ähnlichen Geschichte erzählt.

Durch ihre rasche Entwicklung und ihren Erfolg den sie als unabhängige Künstlerin zu verbuchen hatte, wurde auch der immer stärker werdende nationalsozialistische Flügel auf die junge Regisseurin aufmerksam. Noch mit sehr geringem Budget wurde Riefenstahl spontan auf den Wunsch Hitlers, mit der dokumentarischen Verfilmung des Parteitags 1933 beauftragt. Trotz zeitlich begrenzter Vorbereitungsaufgaben gelang ihr ein mäßig gelungener Dokumentarfilm, der Hitler jedoch sichtlich glücklich machte und ihr den Weg für den darauf folgenden Parteitag ebnete.

Bereits ein Jahr später bekam Leni Riefenstahl die Chance, mit beinahe unbegrenzten Mitteln eine erneute Dokumentation des Nürnberger Parteitags zu drehen und dabei ihrer künstlerischen Kreativität freien Lauf zu lassen. Trotz zahlreicher nationaler als auch internationaler Auszeichnungen zählt „Triumph des Willens“ sicherlich zu den meist umstrittensten Produktionen Riefenstahls. Starke Kritik erhält der Film, aufgrund seiner verherrlichenden Inszenierung nationalsozialistischer Ideologien und deren Verfechter. So stiegen in der Anfangssequenz die repräsentierten „heilvollen Revolutionäre“ personifiziert durch den Führer und seinem Regierungsstab aus der Propellermaschine, aus. Zu den beiden erwähnten Filmen gesellte sich 1935 noch ein dritter Namens „Tag der Freiheit“ hinzu, der die „Reichsparteitagstrilogie“ komplett machen sollte.

Aufgrund der engen Zusammenarbeit mit Hitler und Konsorten, die ihr sicherlich den Weg als aufstrebende Künstlerin ebnete, geriet Leni Riefenstahl immer wieder in Verruf.

### ***Das Riesenprojekt Olympia***

Schon seit den Olympischen Spielen 1932<sup>257</sup> beauftragte das IOC das Austragungsland mit der filmisch gestalterischen Aufzeichnung des

---

<sup>256</sup> Leni Riefenstahl: Memoiren 1902-1945; München/Hamburg 1987

Sportgroßereignisses. In den Jahren zuvor reduzierte sich das Anschauungsmaterial dieser Filmdokumentationen meist auf die sachlich unkreativen Aufzeichnungen der Wochenschauen. Das Propagandaministerium das um den Prestigegewinn eines solchen hochqualitativen Werbefilms Bescheid wusste, wollte in dieser Hinsicht einen Meilenstein setzen und engagierte Leni Riefenstahl, die sich zu Mitte der 30er Jahre bereits einen Namen im faschistischen Deutschland gemacht hatte. In der engeren Auswahl stand auch der privilegierte Regisseur Luis Trenker, der jedoch das Rennen um das gigantische Filmprojekt verlor. Aus einem amtlichen Bericht des Organisationskomitees (OK) gehen die Ziele und Aufgaben des Films recht eindeutig hervor:

„Der Film musste ein Dokument werden, und dieses Dokument musste berichten von der ersten ganz großen repräsentativen Sportveranstaltung des neuen Deutschlands. [...] Es mag vielleicht erst eine Generation nach uns wieder Berliner Olympische Spiele erleben, aber kommende Geschlechter sollen sich noch an der Durchführung der Spiele des Jahres 1936 erfreuen und daraus lernen.<sup>258</sup>“

Die aufstrebende Regisseurin die sich ursprünglich geschworen hatte, nie wieder einen Dokumentarfilm zu drehen, zeigte sich anfangs gegenüber dem Projekt dementsprechend skeptisch. Erst nach motivierender Zurede durch Carl Diem, der dem Film viel Potential einräumte und ihr absolute Freiheit in Sachen Filmproduktion versprach, willigte Riefenstahl ein und unterschrieb den Vertrag.

## **Filmfinanzierung**

Bzgl. der Filmfinanzierung gab es jedoch ein paar Ungereimtheiten, die vor allem auf Falschaussagen Riefenstahls beruhten. Da das Propagandaministerium nicht als direkter Sponsor hinter der Olympiafilmm Produktion aufscheinen wollte, eröffnete Riefenstahl eine Scheingesellschaft mit dem Namen Olympia - Film GmbH aus der

---

<sup>257</sup> Vgl.: Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.240

<sup>258</sup> OK für die XI. Olympiade Berlin 1936 e.V. (Hg.); XI. Olympiade Berlin 1936; Amtlicher Bericht; Berlin 1937; 2 Bde.; Bd. 1; S.329; zit. aus: Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.8

sie alle finanziellen Mittel zur Umsetzung schöpfte. Als Eigentümer der Film GmbH erschienen Leni Riefenstahl und ihr Bruder Heinz. Die Exklusivrechte sicherte sich jedoch das Ministerium. Es war somit ein offenes Geheimnis, dass Goebbels selbst seine Finger im Spiel hatte und die Finanzierung übernahm. In ihren Memoiren schilderte die Künstlerin die Ausgangssituation jedoch anders. Sie behauptete den Auftrag von Carl Diem in Namen des IOC erhalten zu haben und gegebenenfalls vor der Presse bekannt zugeben, dass das Propagandaministerium als offizieller Sponsor auftritt, auch wenn dies der Unwahrheit entspreche. In den Nachkriegsjahren behauptete Riefenstahl, den Film aus privatwirtschaftlichen Mitteln, finanziert durch den Verkauf der Verleih Rechte an die Tobis, gedreht zu haben, obwohl das Gegenteil bewiesen werden konnte<sup>259</sup>. So lässt sich in Goebbels Tagebuch am 13. Oktober 1935 folgender Eintrag finden:

„Vertrag mit Leni Riefenstahl bzgl. Olympiafilm genehmigt.“<sup>260</sup>

## **Intensive Vorbereitungen**

Ab Mai 1936 wurde intensiv geübt um im Falle des Falles gewappnet zu sein. Materialien wurden getestet und ausgewählt. Die Kameraleute wurden mit diversen Geräten ohne Film ausgestattet um sich den schwierigen Bedingungen anzupassen. Selbst beim Training der Sportler war die Filmcrew bereits vertreten um erstens wertvolle Erfahrungen zu sammeln und zweitens die dort eingefangenen Momente vorangehend in den Film einzubauen. Da man bei einigen Medaillenentscheidungen nicht live filmen durfte, wurden diese entweder im Nachhinein inszeniert oder man konnte auf Filmmaterial der Trainingsdurchgänge zurückgreifen.

Riefenstahl war von diesem Projekt so vereinnahmt worden, dass sie zu jeder erdenklichen Tages- und Nachtzeit damit beschäftigt war ihr Personal selbst einzuschulen. Mit Hilfe ihrer feinsäuberlich ausgesuchten Adjutanten wurden die Sportstätten präpariert und den sporttechnischen Ansprüchen angepasst. Dabei sah sich die Regisseurin mit zahlreichen Problemfeldern konfrontiert<sup>261</sup>. Besonders die Positionierung der Kameras in stadioninternen Anlagen brachte die Filmemacherin

---

<sup>259</sup> Vgl.: Leni Riefenstahl; Memoiren; Köln; 2000; S.248ff und Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.241f

<sup>260</sup> Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.243

<sup>261</sup> Vgl.: Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.245ff

an den Rand der Verzweiflung. Immer wieder geriet sie in Streitigkeiten mit den Offiziellen des IOCs, die „ihr Steine in den Weg legten“. Eine besonders emotionale Begegnung mit einem Schiedsrichter schildert Riefenstahl in ihren Memoiren. Nachdem einer ihrer Kameramänner von einem deutschen Schiedsrichter vom Platz gezerrt wurde, als er gerade im Begriff war das dramatische Hammerwerfduell zu filmen, gingen mit Riefenstahl die Nerven durch und sie beschimpfte den Unparteiischen als „Schweinehund“. Dieser ließ diese Beleidigung nicht auf sich sitzen und reichte eine Beschwerde gegen die aufgebrachte Regisseurin ein. Als Goebbels davon erfuhr, war er fuchsteufelswild und wollte das Filmprojekt abbrechen, da er ein solches Verhalten nicht duldete. Unter Tränen brach Riefenstahl zusammen, die ihr filmisches Meisterwerk gefährdet sah. Goebbels der einen internationalen Skandal weitgehend vermeiden wollte, befahl der weinenden Künstlerin sich bei dem Kampfrichter zu entschuldigen und möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen<sup>262</sup>. Dieser Vorfall schien nicht der erste und letzte gewesen zu sein.

Auch die ausländischen Tageszeitungen registrierten Riefenstahls besessene Jagd nach den besten Bildern. So stolzierte sie arrogant durchs Stadion und geriet oftmals in Clinch mit den Wochenschauoperatoren, da diese angeblich ihre Arbeit behinderten. In ihren Augen waren jene nur Handwerker die ihre primitive Arbeit verrichteten, während man selbst an der Herstellung eines Kunstwerks arbeite, und folglich prädestiniert dazu sei, die besten Kamerapositionen für den eignen Zweck in Anspruch zu nehmen<sup>263</sup>.

Ein weiteres Malheur ereignete sich ausgerechnet mit dem Superstar der Olympischen Spiele Jesse Owens. In einem seiner fulminanten Vorläufe, wo er die 100 m in einer Weltrekordzeit von 10,2 Sekunden lief, diese jedoch wegen Rückenwind rückwirkend annulliert wurde, fiel der Sprinter beim Auslaufen beinahe in eine der sechs Kameragruppen hinein. Dank eines blitzschnellen Reflexes des US-Amerikaners, konnte dieser einen womöglich folgeschweren Sturz verhindern. Daraufhin wurden die Gruben vom IOC als zu gefährlich klassifiziert und bedeckt. Erst durch verzweifeltes Ansuchen der filmischen Schöpferin, wurden die Gruben für Sportevents wieder geöffnet.

---

<sup>262</sup> Vgl.: Leni Riefenstahl: Memoiren; Köln; 2000; S.269f

<sup>263</sup> Vgl.: Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.255

## **Analyse „Fest der Völker“ und „Fest der Schönheit“**

### **Einleitung**

„Beim Schneiden des Films habe ich streng darauf geachtet, [...] dass die olympische Idee der Verbrüderung, des Zusammenkommens der Menschen deutlich wird [...]. Das Nationale habe ich gänzlich unter den Tisch fallen lassen“<sup>264</sup>.

### **Olympische Idee der Verbrüderung?**

Diese Meinung vertritt Riefenstahl zu ihrer Produktion. Nun stellt sich mir persönlich die Frage, warum sie ausgerechnet die vermutlich emotionalste und selbstloseste Szene der Olympischen Spiele nicht in ihrem Film aufnahm?

Ich spreche das Weitsprungfinale zwischen Jesse Owens und Carl Ludwig „Lutz“ Long an. Lutz Long der aussichtsreichste deutsche Sportler im Weitsprung und „Paradeartist“ duellierte sich im Finale mit Jesse Owens der als Favorit galt.

Doch schon in den Qualifikationssprüngen kam es laut den späteren Erzählungen von Jesse Owens, die sich jedoch von den zeitgenössischen Beschreibungen unterschieden und deshalb von Geschichtsaufgeklärten falsifiziert bzw. angezweifelt werden, zu einer durchaus sportlichen Geste des deutschen Athleten. Jesse Owens hatte 3 Versuche sich für den Finaldurchgang zu qualifizieren. Aufgabe war es, die Marke von 7,15 Meter zu überspringen. Von Owens der in seinen Vorbereitungstrainings diese Qualifikationsdistanz bei weitem übersprungen hatte, erwartete das Publikum keinerlei Probleme. Der damalige Augenzeuge und Journalist der New York Times Arthur Dailey beschrieb die Situation in den Qualifikationssprüngen wie folgt:

„Owens strolled over to the runway and, still in his pullover, raced to the pit and ran right through, a customary warm – up gesture. But the red flag was raised in a token greatly to the Buckeye Bullet’s astonishment. That counted as one of his three jumps“<sup>265</sup>.

---

<sup>264</sup> Leni Riefenstahl in: Adalbert Reif: Eine besessene Filmschaffende; SHZ - Gespräch mit Leni Riefenstahl; in: Schweizerische Handels – Zeitung; Nr. 38 vom 22.09.1988; S.69; zit. aus: Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.7

Owens war überrascht, da ein Übungslauf durch die Sprunggrube in den Vereinigten Staaten durchaus erlaubt war, aber in Deutschland nicht. Somit bereitete sich der grazile Leichtathlet auf seinen zweiten Sprung vor und Arthur Dailey berichtete erneut:

„On his second try, which he made in earnest, Jesse hit the takeoff Board cleanly and sailed through the air. Again the red flag was raised...<sup>266</sup>“

Bei seinem zweiten Anlauf übertrat Owens erneut die Absprunglinie. Nun hatte der vermutlich stärkste Springer im Feld nur noch eine Möglichkeit sich zu qualifizieren, ansonsten müsste er sich die Finalsprünge von der Tribüne aus ansehen. Nun folgte eine „herzzerreißende Szene“ die nicht eindeutig bestätigt ist, aber womöglich einen Wahrheitsgehalt in sich trägt. So geht das Gerücht um:

„With one jump remaining, Luz Long, a tall, blue-eyed, blond German long jumper who was his stiffest competition, introduced himself. He suggested that Owens make a mark several inches before the takeoff board and jump from there to play it safe. Owens took the advice, and qualified“<sup>267</sup>.

Obwohl so viele Augen Amerikanischer Fans auf ihren Superstar gerichtet waren, konnte niemand eine Konversation zwischen den beiden Athleten ausmachen, geschweige, dass Lutz Long sein Handtuch als Markierung vor dem Absprungbalken platziert hätte. Grantland Rice ein bekannter US – amerikanischer Sportjournalist verfolgte die Situation durch seinen Feldstecher und beschrieb sie folgendermaßen:

„I was searching some tell – tale sign of emotion [...]. Calmly, he [Owens (Anm. d. Verf.)] walked the sprint path to the take - off board, then retraced his steps. Studying the situation a moment,

---

<sup>265</sup> New York Times vom 05.08.1936; siehe auch: Chicago Defender vom 08.08.1936; Kieran; Olympic Games; S.246f; zit. aus: William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988; S.96

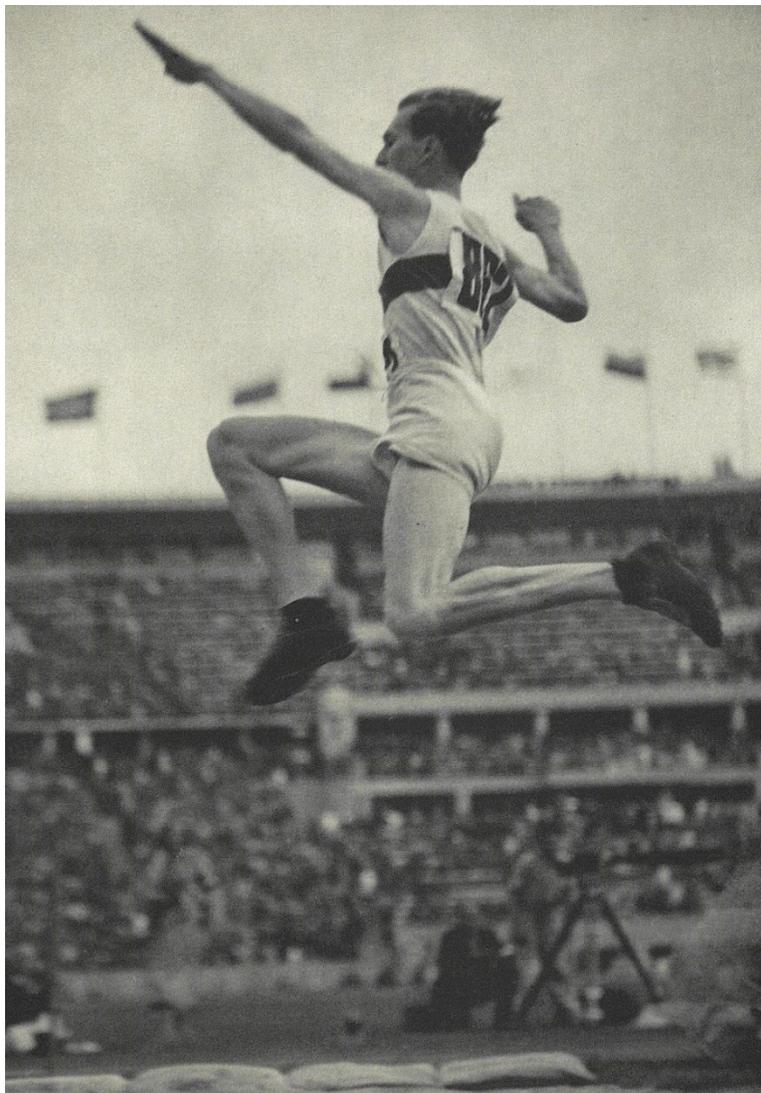
<sup>266</sup> New York Times vom 05.08.1936; siehe auch: Chicago Defender vom 08.08.1936; Kieran; Olympic Games; S.246f; zit. aus: William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988; S. 96

<sup>267</sup> <http://espn.go.com/sportscentury/features/00016393.html> - Larry Schwartz; Owens pierced a Myth - Stand 23.09.2009

the American athlete anteloped down that runway and took off at least a foot behind the required mark – but qualified!<sup>268</sup>«

Selbst Lutz Long konnte sich an solch eine Konversation zwischen den beiden Sportler nicht erinnern.

Nichts desto trotz sahen sich die beiden Kontrahenten im Weitsprungfinale wieder, wo der US- Amerikaner seinen Sprung aus der Qualifikation auf 7,87 m ausbauen konnte. Mit seinem letzten Versuch egalisierte der absprungstarke Deutsche die bisherige Bestweite von Jesse Owens.



**Abbildung 3 Lutz Long bei seinem weitesten Versuch**

Noch bevor der vierfache Medaillengewinner zu seinem letzten Sprung antrat, ging er zu seinem deutschen Kontrahenten umarmte ihn, gratulierte ihm zu dieser

---

<sup>268</sup> Guy Walters: Berlin Games; How Hitler Stole the Olympic Dream; London; 2006; S.218

bemerkenswerten Leistung. Der deutsche Athlet erinnert sich und schreibt über diesen Moment:

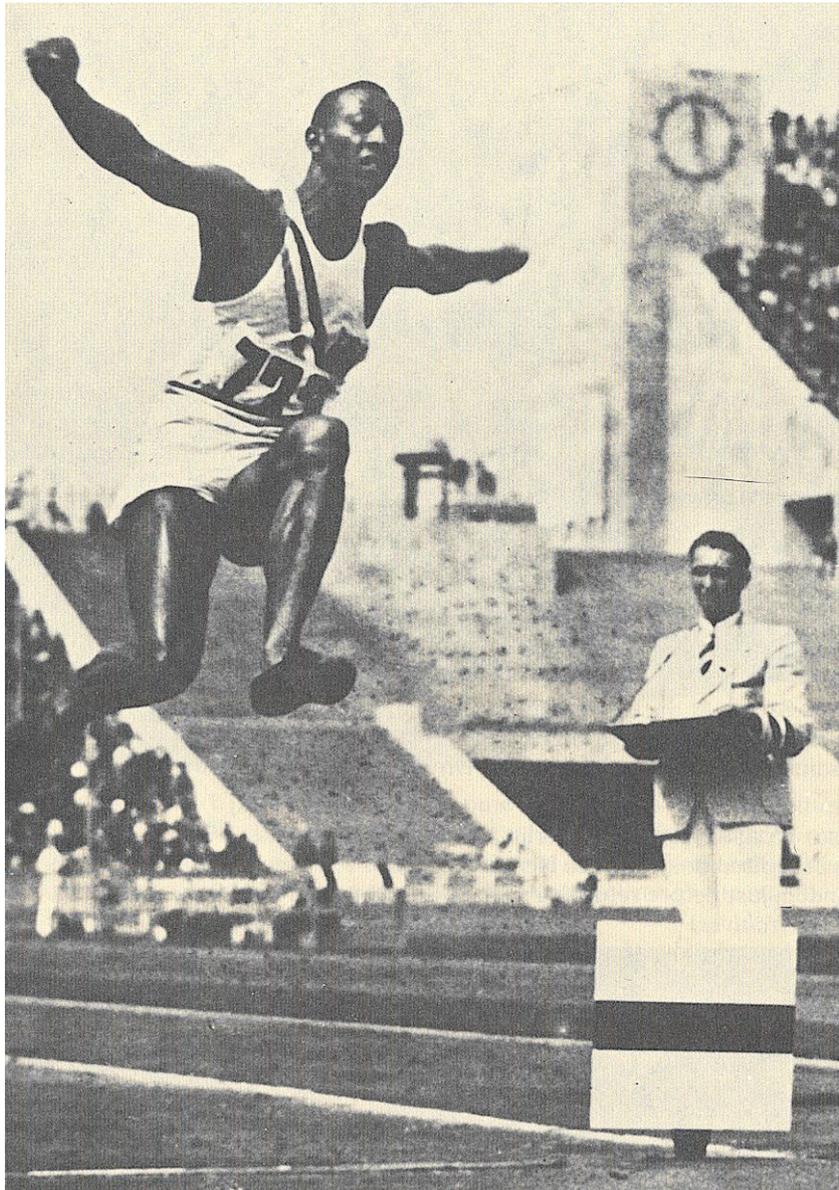
„I was so glad. So glad, [...] how Owens comes up, congratulates me, sporting and chivalrously.<sup>269</sup>“

Der darauf folgende letzte Versuch des Schwarzafrikaners sollte in die Annalen der Sportgeschichte eingehen. Jesse Owens beschleunigte mit Riesenschritten und katapultierte sich beim Absprungbalken in die Lüfte. Nach einer schier unendlichen Flugzeit landete er schlussendlich bei 8,06 oder wie auch in andern Berichten zu lesen ist bei 8,13 m und stellte damit einen Weltrekord auf, der lange seines gleichen suchte. Die Fans im Stadion feuerte ihn noch während er in der Luft war lautstark an und man hätte meinen können, dass er mit diesem Sprung nicht nur das Stadion verlässt, sondern über die Grenzen hinaus das rassistische Deutschland<sup>270</sup>.

---

<sup>269</sup> Guy Walters: Berlin Games; How Hitler Stole the Olympic Dream; London; 2006; S.218

<sup>270</sup> Vgl.: William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988; S.114ff



**Abbildung 4 Jesse Owens bei seinem Weltrekordsprung**

Doch nun zu der eigentlichen Szene, die Riefenstahl trotz ihres anfänglichen Zitats nicht in ihrem Kamerakasten festhielt. Denn obwohl Lutz Long, Hitlers Ideal des germanischen Ausnahmeathleten, von einem „negriden Naturmenschen“ geschlagen wurde, zeigte sich dieser als nobler und fairer Sportsmann und beglückwünschte Jesse Owens zu seinem Triumph.

Die rassenübergreifende Verbrüderung machte vor Ideologien keinen Halt und selbst Hitler war in diesem Moment machtlos, als er mit ansehen musste, wie die beiden großartigen Rivalen unter umjubelnden Zurufen das Stadion Hand in Hand verließen. William Baker schildert diesen Moment des „Sportsmanship“ in der Biographie über Jesse Owens wie folgt:

„Jesse's record – breaking victory came as no surprise. Lutz Long's response, however, was most unexpected: Long rushed up to congratulate him. [...] As Jesse told it, Long took his hand, held it high, and shouted to the huge crowd, "Jesse Owens! Jesse Owens!" and the entire stadium reverberated with a chant that sounded like "Jaz-ee-oo-h-wenz" The scene makes good Hollywood drama, but is best left to that. According to all firsthand accounts, the two men merely walked arm – in – arm off the field toward the dressing room"<sup>271</sup>.

Jesse Owens erinnerte sich Jahre später an die angesprochene Situation und resümiert:

„It took a lot of courage for him to befriend me in front of Hitler. [...] You can melt down all the medals and cups I have and they wouldn't be a plating on the 24-karat friendship I felt for Lutz Long at that moment. Hitler must have gone crazy watching us embrace. The sad part of the story is I never saw Long again"<sup>272</sup>.

Wenn man als achtsamer Zuseher den ersten Teil des Olympiafilms „Fest der Völker“, in dem die vorher beschriebene Szenerie stattfindet aufmerksam verfolgt, dann kann man zwar den finalen Sprung Jesse Owens und seine anschließenden Jubelgestiken verfolgen, jedoch bleibt die angesprochene Kameradschaft dem Zuseher verwehrt. Jedoch genau dies war im engeren Sinne die Aufgabe Leni Riefenstahls, laut ihres eigenen Zitats. Eine vermutlich bessere Gelegenheit der Verbrüderung im Sinne des olympischen Geistes und des Zusammenkommens von Menschen und Sportlern, wie sie es vorweg nannte, hätte es meines Erachtens nicht gegeben. Ich kann mir auch nur sehr schwer vorstellen, dass sie diesen Moment nicht auf Band festgehalten hat. Dazu war mit ungefähr 400.000<sup>273</sup> Metern Film zu viel Material vorhanden. Selbst die erste Sichtung des gesammelten Materials erstreckte sich über zwei Monate hinweg und dauerte dabei bis zu 12 Stunden

---

<sup>271</sup> William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988; S.97f

<sup>272</sup> <http://espn.go.com/sportscentury/features/00016393.html> - Larry Schwartz: Owens pierced a Myth; Stand 23.09.2009

<sup>273</sup> Leni Riefenstahl; Memoiren; Köln; 2000

täglich. Die Schneidearbeiten nahmen dabei den zeitlich anspruchsvollsten Teil der Produktion ein.

Selbst eine Montage des Weitsprungfinales wäre keine Erklärung für meinen Vorwurf. Obwohl der Olympiafilm höchste Priorität hatte, durften in erster Linie die Sportler bei Ausübung ihrer Disziplinen und Wettkämpfe auf keinen Fall behindert werden. Es durfte nur jeweils der erste Versuch bei Wurfwettkämpfen und Sprungdisziplinen fotografiert werden, so die Bedingungen des IOCs<sup>274</sup>.

### ***Nationale unter Tisch fallen lassen?***

Letztere Andeutung ist ebenfalls mit Vorsicht zu genießen. Denn ist es überhaupt möglich jeglichen nationalen Aspekt unter den Tisch fallen zu lassen? Ich behaupte das Gegenteil. Schließlich ist die Olympiade ein Aufeinandertreffen der Nationen und auch wenn es „nur“ sportliche Konkurrenzen sind, steht doch der nationale Charakter stark im Vordergrund. Die zeitgenössischen Tageszeitungen waren gespickt mit Anspielungen sportlicher Wettkämpfe zwischen den besten Vertretern eines jeden Landes. Weiters versuchte Riefenstahl kunstvoll die Stimmung des Stadions einzufangen und die begeisterten Fans auf die Leinwand zu bringen. Dabei zeigte sie kreischende Frauen die ihre Idole anfeuerten und Männer die in Fanchöre verfielen. Doch trotz der formvollendeten Inszenierung fanatischer Euphorie kristallisiert sich ein nationaler Charakter heraus. Meiner Auffassung nach ist es ein schmaler Grat zwischen Patriotismus und Nationalismus, der filmisch kaum interdisziplinär dargestellt werden kann. Insofern lehnt sich Riefenstahl weit aus dem Fenster zu behaupten, sie hätte das Nationale aus dem Film zur Gänze getilgt.

Obwohl Leni Riefenstahl vermutlich uneingeschränkt für die Regie und die kunstgerechte Note des Films verantwortlich war, bezweifle ich, dass Dr. Goebbels nicht doch seine Finger im Spiel hatte oder zumindest auf ein propagandistisches Stillmittel pochte. Schließlich wurde der Film zur Gänze vom Propagandaministerium finanziert. Dennoch scheint sich Jürgen Trimborn in seiner kritischen Biographie sicher zu sein, dass Leni Riefenstahl so wie bei „Triumph des Willens“ absolute künstlerische Freiheit genoss und dementsprechend keinerlei inhaltliche Einflussnahme auf das Projekt zu befürchten hatte. Insofern wäre die Künstlerin

---

<sup>274</sup> Vgl.: Matthias Klinger: Olympische Spiele 1936 oder Herr Hitler hält Hof; Wien; 1997; S.91

selbst für jegliche rassistische und faschistischen Tendenzen verantwortlich und müsse demzufolge nach zur Rechenschaft gezogen werden.

Obwohl die Sportler im Mittelpunkt des Geschehens stehen sollten, stahl ihnen der „Führer“ des Öfteren die Show. Bei entscheidenden Wettbewerben kam stets ein Schwenk auf Hitler und zeigt ihn in energischer Pose und mit fiebernder Begeisterung. Meiner Auffassung nach ein konkret verfolgtes Stillmittel um den unantastbaren Diktator menschlicher erscheinen zu lassen. Man sah Hitler und seine Gefolgschaft in ihrer Ehrenlounge vor und zurück wanken voller Nervosität und Euphorie für ihren deutschen Vertreter Lutz Long. Selbst die Anfangseinstellung beim Weitsprungwettbewerb beginnt mit einer Halbtotale des Hakenkreuzes, die in einen langsamen Schwenk zu Hitler endet. Als jedoch Owens als Goldmedaillengewinner feststand war der Despot sichtlich empört und angeekelt und verließ rasch das Stadion. Doch bis auf eine Ausnahme, beim 4x100 Meter Staffelfinale der Frauen, wo Deutschland zu den Mitfavoriten zählte jedoch die Medaillenhoffnungen vorzeitig begraben wurden, da eine Unachtsamkeit einer Läuferin, zu einem Fall des Stockes führte, wurde Hitler nie mit negativen Emotionen assoziiert. Seine Enttäuschung war ihm vermutlich nach diesem mit fiebernden Weitsprungfinale ins Gesicht geschrieben, dennoch wurde er nicht mit einer Niederlage in Verbindung gebracht.

In einem späteren Gespräch mit Grantland Rice meinte Jesse Owens zu seinem Sieg, dass er gesehen habe wie Hitler ebenfalls die Welle zu ihm gemacht habe;

„Anyway, he did wave in my direction as he left the field and I sort of felt he was waving at me“<sup>275</sup>,

als er das Stadion frühzeitig verlassen habe.

## ***Prolog***

Wie Riefenstahl in ihren Memoiren erwähnt verfolgte sie konkret ein visionäres Konzept, dass sie sich in ihren Gedanken gebastelt hatte. Der Prolog verkörpert den feinsinnigen Einstieg in einen körperhaften aber dennoch bedenklichen Dokumentarfilm der entlang eines schmalen Grats zwischen kunstvoller Ästhetik und

---

<sup>275</sup> Jeremy Schaap: Triumph; The untold Story of Jesse Owens and Hitler's Olympics; New York; 2007; S.210

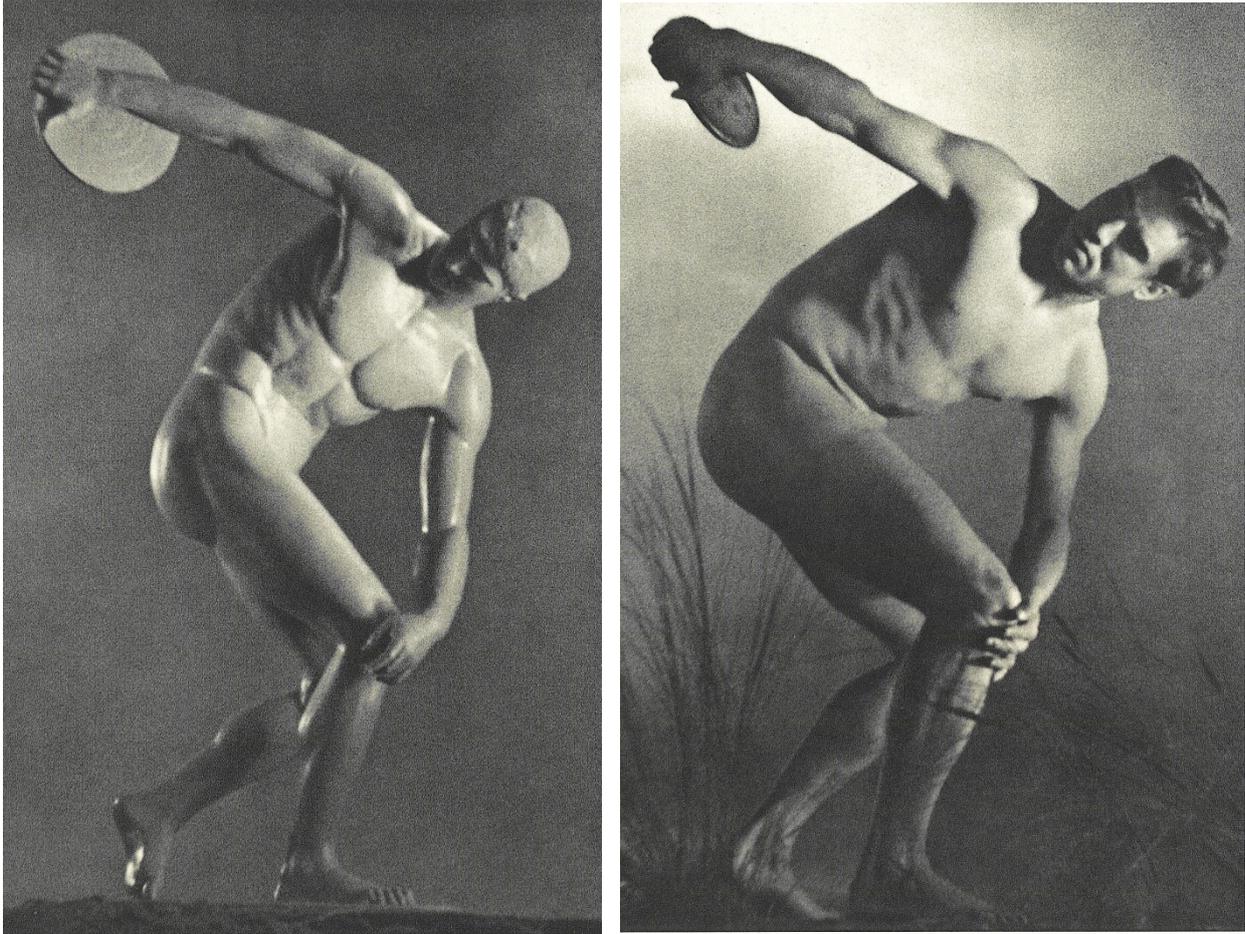
nationalsozialistische Mythenbildung verläuft. Das Vorspiel des olympischen Festes ist demzufolge durch einen dramaturgischen Rückblick in die antikische Mythologie geprägt.

Um einen künstlerisch, gefühlvollen Einstieg in den Film zu gewährleisten, arbeitet die Regisseurin im ersten Teil des Films mit spärlichen Lichtquellen. Die langsame gleichmäßige Aufnahmefahrt gibt Schritt für Schritt mehr Einsicht in die filmische Umgebung. Langsam streift die Kamera über den Boden und es werden Umriss von Säulen und Ruinen erkennbar. Spätestens bei diesem Anblick wird dem Rezipienten klar, dass er sich im antiken Griechenland befindet. Nebelschwaden „streicheln“ sanft Jahrhundert alte Denkmäler und verursachen dadurch eine mystische Atmosphäre. „Auffällig ist, dass die Regisseurin innerhalb dieser Sequenz ausschließlich mit sehr sanften Überblendungen arbeitet und nie hart schneidet, um den von ihr gewünschten geschmeidigen Effekt zu erzielen“<sup>276</sup>. Im weiteren Verlauf werden Tempelanlagen mit davorstehenden griechischen Statuen erkennbar. Diese anmutigen Skulpturen symbolisieren griechische Gottheiten, die eine geschmeidige Ästhetik ausstrahlen. Mit diesem Einstieg beabsichtigt Leni Riefenstahl einen Brückenschlag zum Entstehungsort der olympischen Spiele zu machen.

Die nächste Szene inszeniert gefühlvoll den Übergang von griechischer Mythologie zu germanischer Mythenbildung. Während die Kamera die Marmorstatue eines Diskuswerfers fokussiert findet gleichzeitig eine langsame Überblendung statt. Die starre leblose Figur transformiert und wird zu einem Menschen aus Fleisch und Blut. Erwin Huber ein deutscher Zehnkämpfer entspringt fließend der Skulptur des Diskuswerfers von Myron und beendet somit die „Zeitreise“ von der Vergangenheit in die Gegenwart.

---

<sup>276</sup> Paul Griesebener: Die Inszenierung des Realen oder die Dramaturgie der Propagandafilme der Leni Riefenstahl; Wien; 1993; S.102



**Abbildung 5 + 6 Statue erwacht zum Leben**

Der Diskuswerfer befindet sich in stetiger Bewegung, in einem sich abgeschlossenen unbeeindruckt von allem anderen und sich vom wolkigen Hintergrund abhebenden System und übt dabei die olympischen Disziplinen aus. Dabei werden die von ihm weggehenden Wurfgeschosse zu einer Verlängerung seines Körpers und drücken dabei eine untrügliche Dynamik aus. Die Kamera ist nah am Geschehen und zeigt den Athlet, wie er leichtfüßig ohne den Hauch einer körperlichen Anstrengung seine Gepflogenheiten ausübt. An dieser Stelle arbeitet die Regisseurin sehr intensiv mit Zeitlupen und Überblendungen und lässt so eine Bewegung in die nächste fließen<sup>277</sup>. Bis dato liefen die Bilder gemächlich ab. Ab nun erfährt der Film mehr Tempo, indem die Regisseurin die Schnittfolge erhöht und die Bilder zum Laufen bringt. Der germanische Propagandist verkörpert somit das Endprodukt einer Reihe mythologischer Gottheiten und ist folge dessen, das Bindeglied zwischen dem antiken Griechenland und dem gegenwärtigen dritten Reich.

<sup>277</sup> Vgl.: Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.36

„Die Nationalsozialisten hofften durch kopierenden Rückgriff auf edle Ebenmaßen der griechischen Antike die ideologische Umschmelzung der Skulpturen zu germanischen Kämpfernaturen zu sanktionieren, die für eine braune Anthropologie benötigt wurden“<sup>278</sup>.

Im darauf folgenden Take sieht man anfangs aufgrund der Nahaufnahmen nur einzelne Körperteile, bis sich aus dem Gewirr menschlicher Extremitäten, tanzende Frauen mit nackten Oberkörpern formieren. Schlagartig wechselt die musikalische Begleitung von schweren dramatischen Klängen zu ruhiger sanfter Untermalung. Nacktheit verbindet den Körper mit Natur und steht als Metapher für beste Qualität und Reinheit, zudem erreicht sie den Status eines „kultisch – mystifizierten Erlösungssymbols“<sup>279</sup>. Diese Verbundenheit zur Natur neidete man unter anderem den Schwarzen an, die in Einklang und Symbiose mit ihrer Umgebung lebten und denen man Primitivität nachsagte. In der dieser Szene vertraut Leni Riefenstahl erneut auf ein geschicktes Licht- Schattenspiel. Die Frauen die an Priesterinnen erinnern und einen Gegenpol zur männlichen Kraftentfaltung offenbaren, symbolisieren den „arischen Volkskörper“, ordnen sich den männlichen Körpern unter und sind im nationalsozialistischen Weltbild die komplementäre Ergänzung zum arischen „göttlichen“ Athleten<sup>280</sup>. In einem fließenden Übergang erfolgt nun der Einstieg in die Olympische Feuerszene und weiterführend die filmische Darbietung des Fackellaufes.

## Fackellauf

Riefenstahl die ihr Konzept schon im Vorfeld fein säuberlich durchdacht hatte, wollte die XI. Olympischen Spiele der Neuzeit als ein Produkt der klassischen griechischen Austragungen inszenieren. Aus diesem Grund reiste sie mit ihrem Kamerateam nach Griechenland, weil sie der Meinung war, dort die perfekten Bedingungen für ihre Verfilmung vorzufinden. Eines ihrer Hauptaugenmerke war der Fackellauf, von dem sich die Regisseurin sehr viel versprach und dem sie sehr viel Aufmerksamkeit schenkte. Diese globalisierende Interpretation der Feuerübertragung von Olympia

---

<sup>278</sup> Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.31

<sup>279</sup> Vgl.: Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.40ff

<sup>280</sup> Vgl.: Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.97

nach Berlin wurde Carl Diem zugeschrieben, stammt aber vermutlich vom Ministerialrat Haegert aus dem Propagandaministerium<sup>281</sup>. An dem Tag der Fackelentzündung war Leni Riefenstahl mit ihrer Kameracrew vor Ort um Filmmaterial zu gewinnen. Doch entsprach weder der griechische Fackelläufer ihrem Schönheitsideal noch ließen die versammelten Menschmassen vernünftige und ästhetische Bilder zu. So blieb der ehrgeizigen Künstlerin nichts weiter über, als die Anfangsszene ihres Films nachzustellen und Olympia in ihren Gedanken neu zu definieren.

Aus diesem Grund fragte sie den attraktiven 19-jährigen Fackelläufer, Sohn einer russischen Immigrantenfamilie, ob er den nicht bereit wäre, ihr als Schauspieler für einen bedeutenden Film zu gastieren. Dieser fühlte sich selbstverständlich sehr geschmeichelt und willigte ein. Nun konnte Riefenstahl fernab jeglichem Trubels, ihrer eigenen Phantasie von Olympia freien Lauf lassen.

Deutschland sollte nicht nur der Austragungsort der XI. Olympischen Spiele der Neuzeit, sondern auch der einzig legitime Nachfolger dieser langen griechischen Tradition sein. Die sakralen Stätten der alten Griechen sollen sich in den Sportanlagen des neuen umgekrempelten modernen Deutschlands wieder finden. Mit der Erfindung des Fackellaufs schuf die Propagandamaschinerie Deutschlands einen Link zu den alten griechischen Mythen, der ihnen das Gefühl eines Überirdischen Daseins vermittelt. Klaus Wolbert vermutet dahinter eine gewisse Nobilitätsstrategie, die es der nationalsozialistischen Skulptur erlaubt eine bestimmte Dignität zu gewinnen. Die, wie Wolbert schreibt;

„offenkundig ausgewiesene Verwandtschaft, oder eigentliche Identität mit den olympischen Göttern“ soll die Staatsplastik des „Dritten Reiches“ „dem irdischen wesensmäßig entrücken“<sup>282</sup>.

## **Ablauf**

Die Einstellung startet mit einer Überblendung. Wie der Phoenix aus der Asche

---

<sup>281</sup> Vgl.: Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.100

<sup>282</sup> Klaus Wolbert: Die Nackten und die Toten des „Dritten Reichs“; Folgen einer politischen Geschichte des Körpers in der Plastik des deutschen Faschismus; Gießen; 1982; S.58; zit. aus: Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.38

entsteigt der attraktive gelockte Jüngling den vorangegangenen Flammen und präsentiert stolz das Olympische Feuer in seiner rechten Hand. Dabei sind seine langsam öffnenden Augen stetig auf die Fackel gerichtet, die wiederum seinen Oberkörper und sein Gesicht in helles Licht taucht und einen goldenen Teint erzeugt. „Die Symbole Fackel und Licht visualisieren im Nationalsozialismus Wiedergeburt und Erwachen“<sup>283</sup>, womöglich verdeutlichen sie die „Renaissance 2.0“, die Wiedergeburt der griechischen Antike in ihrer Vollkommenheit.



**Abbildung 6 Bildausschnitt aus dem Fackellauf des Olympiafilms**

Im Anschluss setzt sich der Läufer mit dem Feuer in der rechten Hand in Bewegung und läuft entlang eines antiken Ruinenfelds. An einer signifikanten Stelle am Meer entgegnet ihm ein zweiter Mann, der die Fackel an sich nimmt. Die Wellen brechen im Hintergrund und schaffen dadurch eine dramatische und spannungsgeladene Kulisse. Die Übergabepplätze sind wohl durchdacht. Durch wunderbare Landschaftsaufnahmen und das durch den Sonnenuntergang in rot getauchte

---

<sup>283</sup> Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.97

glitzernde Meer im Hintergrund, entsteht ein ausdrucksstarker, imposanter Eindruck. In der anschließenden Szene erfolgt ein Zoom auf die europäische Landkarte. Eine Überblendung zeigt abwechselnd die Namen der durchlaufenen Länder und die Fackelläufer. Anschließend werden die Namen und Sehenswürdigkeiten der durchlaufenen Hauptstädte auf die Leinwand projiziert. Dadurch wird dem Publikum der Eindruck vermittelt, dass die Fackel von Olympia durch all jene Kapitole getragen wird.

Während der gesamten „Laufszene“ herrscht ein unglaubliches Tempo. Die Bildüberschneidungen folgen extrem rasch aufeinander und steigern in weiterer Folge die Dramaturgie dieser Sequenz. Weiters lässt es den Schluss vermuten, dass der Fackellauf ein baldiges Ende findet.

Durch diese Inszenierung wird dem Zuseher der internationale Charakter dieser Spiele vor Augen geführt und es erfüllt ihn womöglich ein Gefühl von Stolz, dass ein Sportereignis jener Größenordnung, in seinem Heimatland ausgetragen wird.

In Berlin angekommen hört man zum ersten Mal die Olympiaglocke, die zeitgleich mit dem olympischen Stadion überblendet wird. Das Glockenleuten symbolisiert das Ende einer langen Reise. Die nächste Einstellung gehört dem Führer selbst, der unter Jubel des Publikums, die Hand zum Gruß erhebt und die Huldigungen entgegen nimmt.

## **Einzug der Nationen**

In der nächsten Einstellung sieht man wie die einzelnen Ländervertreter, traditionell angeführt von den Griechen, ins Stadion einmarschieren und sich vor dem Publikum präsentieren. Hierbei wechselt die Kamera ständig zwischen den einziehenden Nationen und den begeisterten Besuchern, die ihren rechten ausgestreckten Arm empor erheben. Neben dem einziehenden deutschen Team lösen die französischen Vertreter eine lautstarke Begeisterung aus, die jedoch auf einem Missverständnis beruht. Da der olympische Gruß dem „Nazigruß“ sehr ähnelte, glaubte das deutsche Besucher, dass die französischen Sportler dem Führer ihre Ehre erweisen.

In der nächsten Einstellung ist anfangs die Totale des Stadions von der Vogelperspektive aus zusehen, bevor Hitler an das Rednerpult in seiner Ehrenlounge tritt und mit folgenden Worten;

„Ich verkünde die Spiele von Berlin zur Feier der XI. Olympiade  
neuer Zeitrechnung als eröffnet.“<sup>284</sup>

die olympischen Spiele eröffnet.

Nun betritt der letzte Fackelläufer personifiziert durch Fritz Schilgen, ein athletisch groß gewachsener nordischer Typ die Leinwand, durchquert das Brandenburger Tor und betritt somit die Austragungsstätte Berlin. Der Läufer zieht in das Rondeau des Stadions ein, läuft an der Ehrenlounge vorbei, die Stiegen hoch bis zum stilisierten Dreifuß und hält inne. Die 100.000 Zuschauer verfallen in Schweigen und erwarten sehnsüchtig den lang erwarteten Moment. Unter enthusiastischen Beifall entzündet der Läufer das Feuer und eröffnet somit die XI. Olympischen Sommerspiele 1936 in Berlin.

### ***Kunst oder Propaganda?***

Außer Frage steht, dass es Leni Riefenstahl wie keiner anderen Person zuvor gelungen ist, die Simplizität des Sportes in solch einer Ästhetik und Faszination auszurichten. Hitler hatte die Jugend der Welt nach Berlin geladen, und Riefenstahl schuf daraus die Schönheit der Welt, in ihrer Reinheit und Harmonie zwischen Bewegung, Kraft und Anmut. Durch ihre neuartigen Schneidetechniken und Kameraführungen, spielt sie buchstäblich mit den Körpern und definiert dadurch ihr „optisches Evangelium der Schönheit“<sup>285</sup> für sie neu.

Die Froschperspektive der Kameraeinstellung überhöht den Athleten und lässt den Zuseher im Kino zu ihm Aufsehen. Obwohl der Beobachter dem Geschehen nahe bei wirkt, vermittelt es meiner Meinung nach den Anschein, der Sportler sei eine unerreichbare plastische Skulptur. „Der Zehnkämpfer wird demzufolge das physische Ideal für den Zuschauer und die Zuschauerin“<sup>286</sup>.

„Als ideologische Kurtisane Hitlers hat Leni Riefenstahl mit ihrem Talent zur politischen Prostitution wesentlich dazu beigetragen, dass der Film als Ganzes im

---

<sup>284</sup> Olympia: Produzent & Regie: Leni Riefenstahl; Deutschland; 1938; 22:30 min

<sup>285</sup> Thomas Alkemeyer: Körper, Kult und Politik. Von der Muskelreligion Pierre de Coubertins zur Inszenierung der Macht der Olympischen Spiele 136; Frankfurt am Main; 1996; S. 483; zit. aus: Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000; S.94

<sup>286</sup> Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998; S.40

Dritten Reich zur Dirne der Macht verkam“<sup>287</sup>. Mit derart scharfen Kritiken musste sich die einstige Regisseurin des Diktators, rumschlagen. Leni Riefenstahl wies jegliche Propagandaabsichten von sich und betonte mehrmals, dass ihr rein die Schönheit der Menschen am Herzen liege. Besonders die Highlights des Films wie der 100 Meter Lauf, der Zehnkampf und der Marathon beschäftigen sich mit Schwarzen und Japanern, die definitiv nicht dem arischen Schönheitsideal entsprechen. Insofern sprechen diese Aufnahmen und Einstellungen für Riefenstahl, wenn sie damit das Ziel der Vollkommenheit menschlicher Grazie und Anmut verfolgen wollte. Trotz aller heftiger Kritik bin ich der Meinung, dass man den Film auch durchaus patriotischer inszenieren hätte können.

Linksorientierte Kritiker stempeln sie als Mitläuferin und Trägerin des nationalsozialistischen Gedankenguts ab, während rechtsorientierte Stimmen ihr eine unpolitische Rolle zusagen und ihren Sinn für Schönheit und Kunst bejubeln. Zu urteilen, inwieweit faschistische und ästhetische Impulse diesen Film dominieren, bleibt jedem selbst überlassen, jedoch dürfe man nicht außer Acht lassen, dass Leni Riefenstahl selbst die Bühne für die Olympischen Spiele baute und das Spektakel auf einer stilistischen Ebene festhielt. Im Endeffekt konnte sie nur Geschehnisse mit ihrer Kamera einfangen, die auch tatsächlich stattfanden. Andererseits weiß man über die bewusste Inszenierung und Verfälschung der Medienberichterstattung Bescheid und Riefenstahl suchte vermutlich akribisch nach ihrer perfekten Schönheit. Insofern blieb es der Künstlerin überlassen eine subjektive Gewichtung der Erlebnisse vorzunehmen und diese in Bild und Ton zu fassen.

Meiner Auffassung nach, war Leni Riefenstahl eine notorische Perfektionistin, die absolut nichts dem Zufall überließ. Anhand der Vorbereitungsarbeiten, für den Film Olympia, lässt sich erkennen, wie ernst es Riefenstahl mit der Umsetzung war. Sie arbeitete Tag und Nacht, schulte ihr Kamerapersonal persönlich ein und verfolgte das sportliche Geschehen auf Schritt und Tritt. Gleichfalls war sie sehr energisch und impulsiv. In ihren Memoiren ist des Öfteren zu lesen, dass sie im Clinch mit den IOC Verantwortlichen und Sportdirektoren innerhalb der Sportanlagen stand. Anhand dieses Charakterprofils bin ich der Ansicht, dass sie Hitler und den aufkommenden Nationalsozialismus als Chance und Sprungbrett für Weltruhm sah. Eine weitere negative Eigenschaft Riefenstahls war, die mangelnde Kritikfähigkeit. Bemängelungen bzgl. ihrer Arbeiten konnte sie nur selten etwas Gutes abgewinnen.

---

<sup>287</sup> Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.107

Ob nun Riefenstahl ebenfalls eine faschistische Ideologie vertrat oder rein an dem „Zugpferd“ Hitler interessiert war, traue ich mir im Rahmen dieser Arbeit nicht zu sagen.

Hingegen beschreibt sie Hitler in ihren Memoiren als eine beeindruckende Person von der sie sich infiziert fühlte. Angesichts einiger Tatsachen, ist eine ideologische Gleichgesinnung Hitlers und Riefenstahls nicht abwegig. In einem 1976 publizierten Interview des Spiegels mit Harry Sokal, äußerte sich jener über Riefenstahls Wutaussprüche bzgl. jüdischer Kritik an ihrem damals veröffentlichten Film „Das blaue Licht“, wie folgt:

„Riefenstahl gab den jüdischen Kritikern die Schuld, ihre Karriere zu ruinieren. Sie sagte, dass sie Ausländer seien, die ihre Kunst nicht verstünden, und das Hitler ihnen, würde er an die Macht kommen, so etwas nicht mehr erlauben würde.<sup>288</sup>“

Selbstverständlich antwortete Leni Riefenstahl in einem Leserbrief auf die Anschuldigungen und meinte, dass Harry Sokal ihre Aussagen im Kern falsch verstanden habe.

Laut ihrer Memoiren suchte sie zuerst den Kontakt zu Hitler, indem sie ihm einen Brief schrieb. In diesem Schriftstück bewunderte sie die enthusiastische Redeweise des „Führers“, die selbst sie in seinen Bann zog. Weiters äußerste sie den Wunsch einer Audienz, da sie Hitler gern persönlich kennenlernen würde.

Ob nun Riefenstahl der Person Hitler tatsächlich etwas abgewinnen konnte oder ob sie einfach nur Medienpräsent sein wollte und deswegen so oft wie es nur ging, den Kontakt zu Hitler in der Öffentlichkeit suchte, sei dahingestellt. Zeitgenössischen Beobachtern erschien es allerdings, als ob sie die Olympiade als ein Geschehen betrachtete, das ausschließlich für ihren Film veranstaltet wurde, als eine Bühne, um sich selbst zu präsentieren und ihre ausgeprägten Starallüren auszuleben. So war die hysterische Künstlerin stets von zwei Fotografen umringt, die sie bei ihrer Arbeit dokumentieren sollten. Riefenstahl genoss es sichtlich im Mittelpunkt zu stehen.

Paul Griesebner versucht in seiner Diplomarbeit, anhand unterschiedlicher Definitionen, eine Differenzierung zwischen Dokumentar- und Propagandafilm Ding festzumachen. In seiner Arbeit kommt er zu folgendem Entschluss: Grundsätzlich ist

---

<sup>288</sup> Harry Sokal: „Über Nacht Antisemitin geworden?“; In: Der Spiegel; Nr. 46; 08.11.1976; zit. aus: Jürgen Trimborn: Riefestahl; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002; S.125

zu sagen, dass sich der Dokumentarfilm vom Propagandafilm durch die Motivation bzw. Absicht des Filmemachers unterscheidet. Will er/sie mit dem Film eine gewisse Tendenz, eine These, eine Ideologie usw. veranschaulichen bzw. dem Rezipienten näher bringen, so betreibt er/sie Propaganda, also Werbung für dieses sein/ihr Anliegen – es handelt sich nicht mehr um den Versuch der Dokumentation des Realen, sondern um den Versuch einer Manipulation des Sehers. Weiteres zieht er den Schluss, dass Kunst nicht selbstzweckdienlich sein sollte, sondern als Sender einer erzieherischen Botschaft aufwarten sollte. Im Klartext bedeutet das, dass Kunst keine egoistische Disziplin verkörpert, sondern in der Gemeinschaft eine pädagogische Aufgabe zu erfüllen hat, nämlich die Aufgabe des Erziehens und der Aufklärung. Zusätzlich kritisiert Griesebner Riefenstahls Oberflächlichkeit und Ästhetizismus. Einer Regisseurin, die unfähig oder nicht daran interessiert ist, die Innenseite des von ihr bearbeiteten Themas nach außen zu kehren und kritisch zu beleuchten, muss die Fähigkeit abgesprochen werden, einen „ausgewogenen“ oder der Wahrheit entsprechenden Dokumentarfilm drehen zu können.<sup>289</sup>

Hinsichtlich des künstlerischen Aspekts ihres Films, ist deutlich erkennbar, dass sie auf der Suche ästhetischer Körper war. Insofern machte sie keinen Unterschied ob es sich nun um einen europäischen, im engeren Sinne einen nordischen, einen Asiatischen oder einen Schwarzen handelte. Als Regisseurin sah sie den Körper und seine Bewegung als Gesamtkunstwerk und wollte diese Bilder für die Nachwelt festhalten.

Besonders in den Laufbewerben gab Riefenstahl den Befehl, intensiv Jesse Owens zu filmen, da er einen beinahe vollkommenen Laufstil hatte. Der Sprinter verdankte seine Bestzeiten vor allem seinem perfekten proportionierten Körperbau wie es Guy Walters in seinem Buch ausdrückt.

„The secret behind Owens’ speed lay in the fact that his body was perfectly proportioned – there was not one single flaw in its constituency. [...] Owens’ entire form was sculpture – perfect, possessing a harmony that enabled his body to work so brilliantly.“<sup>290</sup>

---

<sup>289</sup> Vgl.: Paul Griesebener: Die Inszenierung des Realen oder die Dramaturgie der Propagandafilme der Leni Riefenstahl; Wien; 1993; S.27ff

<sup>290</sup> Guy Walters: Berlin Games; How Hitler Stole the Olympic Dream; London; 2006; S.199

Anhand dieser Wertschätzung bestehe die Möglichkeit, Riefenstahl die Ehre zu erweisen und den Film als ein dokumentarisches Meisterwerk seiner Zeit anzuerkennen.

Zweifelsohne bestimmte Ästhetik und Grazie ihr Schaffen und Jesse Owens war ihr Protagonist. Zu diesem Exkurs erteile ich der verstorbenen Künstlerin selbst das allerletzte Wort. In einem Brief an Gordon Hitches, den damaligen Chefredakteur der New Yorker Zeitschrift Film Comment, entnazifizierte sie sich selber:

„Nicht einen Augenblick habe ich mich bei der Gestaltung des Films von nationalen Empfindungen leiten lassen, sondern ich habe das in den Film eingeschnitten, was mir für die Idee des Films am wirkungsvollsten und schönsten erschien. Die Schönheit war es vor allem, die mich fasziniert hat. Dies mag auch der Grund sein, warum ich die farbigen Athleten und auch die Japaner so in den Vordergrund stellte. Ihre Gesichter, ihr Ausdruck, ihre Bewegungen waren für mich faszinierender als bei anderen Athleten. Ich habe nichts anderes gewollt, als mit dem Film ein zeitloses Dokument einer großen Idee zu schaffen, einen Hymnus auf die Schönheit. [...]“<sup>291</sup>

## **Jesse Owens**

Bevor ich mich dem Mann der Spiele und seinen vier Goldmedaillen widme, möchte ich noch einiges über die Person Jesse Owens preisgeben.

James Cleaveland „Jesse“ Owens kam am 12. September 1918 als Sohn einer Arbeiterfamilie in Alabama zur Welt. Als Afroamerikaner war er zu dieser Zeit in den Südstaaten Amerikas zahlreichen rassistischen Attacken ausgesetzt. Schon früh in der Schule erkannte man sein Talent und seine Begeisterung für Leichtathletik. Unvergesslich wird jedoch der 25. Mai 1935 bleiben, an dem das Ausnahmetalent bei den „Westconference Championships“ vier Weltrekorde in nur 100 Minuten aufstellte. Diese grandiose Leistung machte ihn auch selbstverständlich zum großen Favoriten der Olympischen Spiele im darauffolgenden Jahr.

---

<sup>291</sup> Leni Riefenstahl an Gordon Hitches; New York; datiert vom 02.07.1967 aus München 12; Tengstr. 20; zit. aus: Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.130

Und Experten sollten Recht behalten. Mit seinen vier Goldmedaillen im 100 Meter und 200 Meter Lauf, sowie im Weitsprung und im 4x100 Meter Staffellauf der Männer avancierte er zum Superstar und Publikumsliebbling der Spiele.

Doch nicht alle vertraten diese Meinung. Den Drahtziehern des nationalsozialistischen Regimes war Owens und seine schwarzen Kollegen ein Dorn im Auge, da die Leichtathletikbewerbe am meisten Prestige mit sich brachten und dort wie gewohnt die Schwarzafrikaner dominierten und Medaillen für die USA holten. Da Deutschland im Vorfeld mit einer Medaillenflut der US- Amerikaner rechnete, führte man Kunstbewerbe ein, die das Edelmetallkonto des Gastgebers auffüllen sollten. Weiters überlegte man, den Medaillenspiegel so zu manipulieren, dass Siege schwarzer Athleten annulliert bzw. nicht angerechnet wurden.

„Jesse Owens, der die „Rassentheorie“ der Nationalsozialisten ad absurdum führte, sah sich Zeit seines Lebens selbst als Opfer rassischer Diskriminierung“<sup>292</sup>. Seiner Autobiographie zufolge, war er meiste Zeit seines Lebens erbittert über die Missstände, die den Schwarzen in den Vereinigten Staaten wiederfuhren. Aus einer Anekdote seines Buches „Schwarze Gedanken“, die das Training vor der Olympiade 1936 beschreibt, wird klar wie sehr der schwarze Sportler unter Rassendiskriminierung und Apartheid (Draw the colour line) zu leiden hatte. So fasste Owens es mit seinen Worten zusammen:

„Wir hatten viele Rennen für unser Team gewonnen [schwarzafrikanische Athleten (Anm. d. Verf.) ]. Im vorigen Frühling hatte ich selbstvier Weltrekorde aufgestellt. Wir waren gut genug mit den weißen Athleten Seite an Seite zu kämpfen, aber oft waren wir nicht gut genug, um nachher mit ihnen gemeinsam zu duschen oder gemeinsam mit ihnen zum nächsten Wettkampf zu fahren.“<sup>293</sup>

Jesse Owens erinnert sich weiter, während seine weißen Teamkollegen zum Frühstück marschierten, mussten sie im Wagen warten. Doch sie waren es gewöhnt. Insofern war es für den schnellsten Mann der Welt nichts neues sich in einem Land zu bewegen, in dem er sämtliche Einschränkungen und Verbote zu befolgen hatte.

---

<sup>292</sup> Roland Unger: Die Olympischen Spiele 1936 in Berlin; Wien; 2002; S.73

<sup>293</sup> Jesse Owens u. Paul Neimark; Schwarze Gedanken, Ein Leben als schwarzer und as weißer Mann; Dortmund; 1972; S.17f

„Die Erfolge des Leichtathleten erschütterten in einer Zeit des aufstrebenden Faschismus in Europa und der andauernden Rassendiskriminierung in den USA Theorien von weißer Überlegenheit und wurden als Siege über Faschismus und Rassismus gefeiert“<sup>294</sup>. Demnach genoss der Athlet sichtlich die ausländisch völkische Anerkennung der Deutschen, da diese ihm in seinem Heimatland oftmals verwehrt blieb. Auch wenn die von Faschismus getränkte Ideologie des Dritten Reichs andere Töne ausspuckte, so war Jesse Owens trotz allem der Publikumsliebling und Zuschauermagnet der Olympischen Spiele 1936 in Berlin.

### **100 Meter Lauf oder der schnellste Mann der Welt**

Als die 100 m Läufe der Herren auf dem Programm standen, verkündete der Sprecher in Riefenstahls Film,

„Amerikas schnellster Läufer, Jesse Owens, ist am Start“<sup>295</sup>.

Damit wollte man sofort die Aufmerksamkeit des Rezipienten auf sich ziehen. Die Kamera schwenkt zwischen den Läufern hin und her und zeigt ihre hochkonzentrierten Gesichter und ihre angespannten Körper. Der Startschuss erfolgt und Jesse Owens kann den Vorlauf mit einer Weltrekordzeit von 10,2 Sekunden für sich entscheiden. Im späteren Verlauf der Spiele wurde ihm vom IOC dieser Rekord jedoch wieder aberkannt, weil der Rückenwind zum Zeitpunkt des Durchgangs zu stark war, berichtete die Neue Freie Presse zwei Tage nach der Entscheidung<sup>296</sup>. „Im Film zeigt die Regisseurin ein Bild der Windaufnahme und der Sprecher sagt: „Wegen Rückenwind nicht anerkannt“.<sup>297</sup>

In der nächsten Einstellung findet sich der Zuseher direkt im Finale der Männer wieder, wo die Kamera lange Zeit auf den Superstar der Spiele Jesse Owens verweilt. Man sieht ihn beim Binden seiner Schuhe und wie er sich langsam in die Startposition begibt.

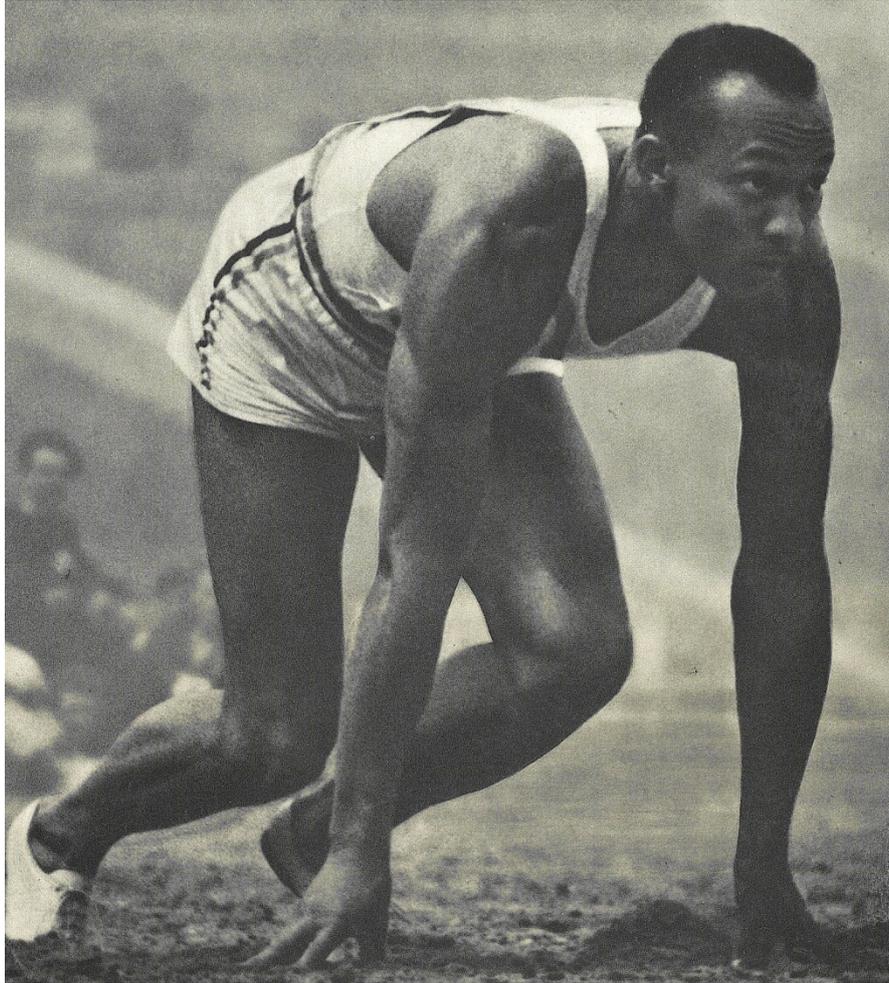
---

<sup>294</sup> Hans Hielscher: Braune Bomber; Spiegel 9; Hamburg; 2003

<sup>295</sup> Olympia: Produzent & Regie: Leni Riefenstahl; Deutschland; 1938; 33:42 min

<sup>296</sup> Vgl.: Neue Freie Presse; 04. 08. 1936; S.5

<sup>297</sup> Paul Griesebener: Die Inszenierung des Realen oder die Dramaturgie der Propagandafilme der Leni Riefenstahl; Wien; 1993; S.109



**Abbildung 7 Hochkonzentriert Sekunden vor dem Start**

Die Kamera wechselt permanent zwischen Owens und seinem deutschen Rivalen Borkmeier. Plötzlich ertönt der Startschuss und Jesse Owens läuft in einer Weltrekordzeit von 10,3 Sekunden durchs Ziel und sichert sich somit seine erste von vier Goldmedaillen. In einer Nahaufnahme sieht man den glücklichen Sieger bevor die Anzeigetafel ins Bild geblendet wird.

### **Weitsprung der Herren**

Wie schon im Kapitel „Olympische Idee der Verbrüderung“ detailliert beschrieben, gehörte das Finale Sprungduell zwischen Lutz Long und Jesse Owens zu den dramatischen Highlights der Spiele.

„Erneut arbeitet Leni Riefenstahl mit dem Wechselspiel Masse – Objekt und einer aufpeitschenden Geräuschkulisse“<sup>298</sup>. Die Sprungversuche vom deutschen Vertreter

---

<sup>298</sup> Paul Griesebener: Die Inszenierung des Realen oder die Dramaturgie der Propagandafilme der Leni Riefenstahl; Wien; 1993; S.111

sind stets mit Nahaufnahmen des „Führers“ gekoppelt, als ob dieser ihm die Kraft zum Sieg verleihe.

Auch eine Wiener Tageszeitung widmete Owens einen Bericht über seinen Erfolg beim Weitsprungfinale. Detailliert beschreibt sie den Sprungablauf des Sportlers und stellt Vergleiche mit Verwandten aus der Tierwelt an.

„[...] Er steht sekundenlang vor dem Anlauf, geduckt wie ein Panther, ganz still, und schätzt mit seinen Augen den Weg ab, den er bis zum Absprung zurückzulegen hat. Dann aber fegt er mit einem Satz los, und man glaubt förmlich die wilde Energie eines Raubtieres zu sehen, wenn in einem ungeheuren kraftvollen Absprung die Muskeln den Riesenkörper über fast 8 Meter hinwegschnellen. Mit jedem Sprung wird der Neger besser, und atemlos erwartet das Publikum seine weiteren Versuche. Immer näher rückt er der 8 – Meter – Grenze, und endlich bricht ein jubelnder Schrei aus den Kehlen 100.000 Menschen, als man sieht, wie Owens den markierten Punkt überspringt, der den alten Weltrekord bezeichnet. [...] Jesse Owens wird umarmt, und alles gratuliert ihm. Er ist wahrscheinlich der augenblicklich populärste Bürger der Vereinigten Staaten.[...]“<sup>299</sup>

Um der Dramatik vollen Ausdruck zu verleihen, werden die beiden Finalsprünge der Kontrahenten in Zeitlupe und unter Ausschaltung der Geräuschkulisse gezeigt. Ein besonderes Augenmerk ist auf den letzten Sprung Owens zu legen. Während dieser sich minutiös vorbereitet und das letzte Mal zur Absprunglinie sprintet, wird nochmals das Gesicht seines Gegners in Großaufnahme gezeigt. Der US- Amerikaner torpediert mit seinem Finalsprung die Weite des Deutschen und holt sich somit seine zweite Goldmedaille.

#### **4x 100m Staffel der Herren**

Jesse Owens und Metcalf, wurden erst kurzfristig für die US - Männerstaffel nominiert. Ursprünglich hätten Stoller und Glickmann starten sollen, doch der Trainer Robertson entschied sich kurzerhand anders, was ein Risiko barg, da zwar Owens

---

<sup>299</sup> Neues Wiener Tagesblatt; 05. 08. 1936; S.7

und Metcalf die schnellsten ihres Teams waren, aber mit der Technik eines Staffellaufes nicht vertraut waren<sup>300</sup>.

Im Film wird dieser Sequenz nur begrenzte Aufmerksamkeit geschenkt. Jedoch sticht sie durch ihren mitreißenden Kommentator heraus, der die Läufer förmlich nach vorne peitscht. Die vermittelte Dynamik in dieser Szene ist atemberaubend. Bereits nach knapp 40 Sekunden war das Spektakel schon wieder vorbei und die Athleten der USA standen als Sieger und Weltrekordhalter fest. Die Reaktionen des Publikums waren gewaltig.

### **Hand – shake Mythos**

Eine Legende die zweifelsohne zu den bekanntesten Geschehnissen bzw. nicht Geschehnisse der Olympischen Spiele 1936 in Berlin zählt ist der „Hand Shake“ Mythos. Dieser besagt, dass Hitler sich angeblich geweigert hätte dem vierfachen Olympiasieger und US - Amerikaner Jesse Owens die Hand zu schütteln, da er nicht gewillt gewesen sei, ihm den nötigen Respekt und Anerkennung zu zollen.

Hitler der keineswegs erfreut war, dass deutsche Athleten sich mit Herausforderern „minderwertiger Rassen“ duellieren mussten, war prinzipiell kein Verfechter der Wettkämpfe. Obwohl das deutsche Olympiateam mit Abstand die meisten Medaillen verbuchte, war ihm der Ausnahmeathlet Owens doch ein Dorn im Auge. Albert Speer erinnert sich in seinen Memoiren wie „überaus ärgerlich Hitler auf die Siegesserie des farbigen amerikanischen Wunderläufers reagierte“:

„Neger seien eine Spezies, „deren Vorfahren aus dem Dschungel stammten, seien primitiv – athletisch gebaut als die zivilisierten Weißen, [...] sie seien eine nicht zu vergleichende Konkurrenz, und folglich müsse man sie von den zukünftigen Spielen und sportlichen Wettbewerben ausschließen.“<sup>301</sup>“

Mit dieser Argumentation wollte man die Leistungen der schwarzen Sportler mindern und ihre Dominanz in den Leichtathletikbewerben rechtfertigen. So wäre ein Wettkampf zwischen Deutschen und Afrikanern nicht aussagekräftig, da schließlich

---

<sup>300</sup> Vgl.: Sven Goldmann; Jesse Owens: Das verlorene Gold; Der Tagesspiegel; 09. 08. 2009

<sup>301</sup> Albert Speer; Erinnerungen; a. a. O.; S.86; zit. aus: Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993; S.129

jeder Mensch wisse, „dass Pferde der menschlichen Physis zwar überlegen sind, dennoch nicht im Stande die Intelligenz eines Menschen aufzubringen“. Etwa diese Richtung verfolgten die zum Teil absurden Logiken nationalsozialistischer Anhänger. Hitler der auf den Sieg der zweiten Goldmedaille Owens, angeblich mit Empörung und Verachtung reagierte soll in dem Moment in seiner Ehrenloge gesagt haben:

„Die Amerikaner sollen sich schämen, dass sie sich ihre Medaillen von Neger n gewinnen lassen. Ich werde diesem Neger nicht die Hand geben.“<sup>302</sup>

Anhand dieser Zitate lässt sich begreifbar machen, welche Abneigung und welcher Zorn gegenüber der nicht arischen Herrenrasse, in diesem Menschen inne wohnten. Owens pulverisierte mit seiner herausragenden Leistung und seinen Rekorden die manifestierte „arische Überlegenheit“. Dennoch war Owens ein ehrenvoller Sportler, der nicht wollte, dass politische Machtspiele auf seinem Rücken ausgetragen wurden.

Wie die Nazis über Amerikas farbige Bevölkerung generell dachten, dazu hatte sich der „Völkische Beobachter“ schon kurz nach den Olympischen Spielen von 1932 in Los Angeles, wo erstmals afroamerikanische Athleten wie die Sprinter Eddie Tolan und Ralph Metcalf nach Jahren der Ausgrenzung Medaillen gewannen, in einem programmatischen Artikel mit der Überschrift „Neger haben auf der Olympiade nicht zu suchen“ geäußert. Nachdem sich der anonyme Autor darüber empört hatte, dass „Neger ausgesandt worden sind, um für Amerika Goldmedaillen zu erringen“, und er die weißen Amerikaner gelobt hatte, weil die Farbigen nach wie vor die Bürgersteige verlassen mussten, wenn ein Weißer kam, verlangte er: „Die nächsten olympischen Spiele finden im Jahre 1936 in Berlin statt. Hoffentlich wissen die verantwortlichen Männer, was ihre Pflicht ist. Die Schwarzen müssen ausgeschlossen werden. Wir erwarten es“<sup>303</sup>.

Aufgrund der rassistischen Haltung Deutschlands gegenüber Schwarzen Athleten fühlten sich US- amerikanische Zeitungen aufgefordert, dies in ihren Beiträgen zu publizieren. Dabei griffen sie oft auf sarkastische Meldungen zurück, wie ein Auszug des sozialistischen Blattes „New Masses“ zeigt.

---

<sup>302</sup> Baldur von Schirach: Ich glaubte an Hitler; Hamburg; 1967; S.217

<sup>303</sup> Völkischer Beobachter; 19. 08. 1932; zit. aus: Volker Kluge: Max Schmeling; Eine Biographie in 15 Runden; Berlin; 2004; S.230f

„Was Jesse Owens braucht ist ein anständiges Konzentrationslager. Er hat sich bewusst über den Führer lustig gemacht. Jeder weiß doch, dass ein Arier von niemanden besiegt werden kann – und schon gar nicht von einem Neger.“<sup>304</sup>

Trotz der guten Stimmung aufgrund der nahezu perfekten Organisation konnte sich die „L.A. Times“ einige Seitenhiebe gegenüber der nationalsozialistischen Rassentheorie nicht verkneifen.

„Brown Skin, not Brown Shirt Dominates Olympics“<sup>305</sup>,

betitelte die „L.A. Times“ einen ihrer Artikel.

Obwohl Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten sowie Reichsjugendführer Balduin von Schirach, Hitler empfahlen sich in Namen des Sports und aus Propagandazwecken mit Jesse Owens ablichten zu lassen, schlug dieser ihren Vorschlag aus und meinte,

„there is no way I'm going to be photographed with Owens“<sup>306</sup>.

Insofern stellt sich der „Hand – shake“ Mythos als falsch heraus. Folgendermaßen hat sich die Geschichte tatsächlich zugetragen.

Bereits am zweiten Tag der Spiele gewannen neben der deutschen Speerwerferin Tilly Fleischer auch drei weitere deutsche Kugelstoßer eine Medaille. Stolz lud der „Führer“ die Gewinner und Gewinnerinnen in seine Ehrenloge ein, um ihnen zu ihren Auszeichnungen zu gratulieren. Dieser Propagandatrick verletzte jedoch die olympischen Gepflogenheiten, da der Staatschef lediglich ein Ehrengast sei und nicht die Befugnis hätte, offiziell Athleten zu ihren Leistungen zu gratulieren. Aus diesem Grund untersagte der IOC – Präsident Henri Baillet – Latour, Hitler diese Geste und nahm ihm somit die Entscheidung ab, dem Sensationssieger der Spiele, seine Verehrung darzubieten. Von diesem Zeitpunkt an, empfing der „Führer“ seine

---

<sup>304</sup> New Masses; 18.08.1936; S.4; zit. aus: Arnd Krüger: Die Olympischen Spiele 1936 und die Weltmeinung; Ihre außenpolitische Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der USA; Berlin; 1972; S.210

<sup>305</sup> L.A. Times; 08.08.1936; 13:1; zit. aus: Arnd Krüger: Die Olympischen Spiele 1936 und die Weltmeinung; Ihre außenpolitische Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der USA; Berlin; 1972; S.210

<sup>306</sup> Guy Walters: Berlin Games; How Hitler Stole the Olympic Dream; London; 2006; S.201

deutschen Olympioniken nur noch im Hinterzimmer der Ehrenlounge, um ihnen zu ihren Medaillen zu gratulieren.

## **Absteigender Ast versus „unbesiegbarer“ Newcomer**

Abseits des Riesenspektakels rund um die Olympischen Spiele 1936, fand ein weiteres Aufeinandertreffen der „befeindeten“ Ideologien statt. Beide waren Sportsmänner die ihres gleichen suchten, dennoch waren sie Gefangene der Politik ihres Vaterlandes. Die Rede ist von Max Schmeling dem Ex – Weltmeister im Schwergewicht und Vertreter der aufstrebenden Boxnation Deutschland und dem jungen schwarzen unbesiegbaren Newcomer aus Chicago Joe Louis. Sie waren Sportsmänner, wurden jedoch von ihren Nationen und deren Politik instrumentalisiert und heldenhaft gefeiert, während einer von ihnen im Anschluss kläglich im Stich gelassen wurde. Der prestigereiche Boxkampf war vielleicht schon als vorgezogener Krieg zwischen Faschismus und Demokratie zu verstehen. Die Brisanz des Kampfes lag darin, dass Schmeling die arische Rassentheorie des Herrenvolkes bestätigen sollte, während auf Louis die Hoffnungen der schwarzen US – Bevölkerung ruhten. Louis der von seinen Rassenkollegen umjubelt war und von Weißen anfangs abgelehnt wurde, war ein Pionier des Civil Right Movements in den USA<sup>307</sup>, während sein Gegenüber Schmeling als Propagandamittel Hitlerdeutschlands missbraucht wurde. Es war weit mehr als ein sportliches Kräftemessen. Das Duell war von politischen und gesellschaftlichen Ambitionen durchzogen.

„Eine Faustregel im Boxsport lautet, je mehr und je größere Konflikte die Boxer im Ring verkörpern, desto besser verkauft sich der Kampf. Boxduelle leben somit immer von der Identifikation durch die Zuschauer“<sup>308</sup>. Dies war vermutlich auch der Grund dafür, warum der „Kampf des Jahrhunderts“<sup>309</sup> ein so hallendes Medienereignis auslöste. Kaum zuvor wurde ein „herkömmlicher“ Ausscheidungskampf dementsprechend massenhaft besucht wie jener.

Vorab möchte ich jedoch einen Einblick in das soziale, gesellschaftliche und politische Umfeld der beiden Protagonisten ermöglichen, die einerseits als sportliche

---

<sup>307</sup> <http://www.boxinginsider.com/history/joe-louis-as-civil-rights-pioneer/> - Tom Donelson; Joe Louis as Civil Rights Pioneer; Stand 16.02.2010

<sup>308</sup> David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.238

<sup>309</sup> Kampf des Jahrhunderts: Produzent & Regie: Barak Goodman; USA; 2004

Kontrahenten, andererseits als loyale Vertreter ihrer politischen Gesinnung im Ring gegenüber standen.

## **Max Schmeling**

Max Adolph Otto Siegfried Schmeling wurde als Sohn eines Hamburger Steuermanns am 28. September 1905 in Klein Luckow geboren. Nach neun Monaten beschlossen die Eltern Schmelings Max (sen.) und Amanda nach Hamburg zu ziehen, da dort der Vater seiner Arbeit bei der Hamburg – Amerikanischen Packetfahrt Aktien Gesellschaft<sup>310</sup> besser nachgehen konnte. Im jungen Alter von 14 Jahren begann der zukünftige Schwergewichtsweltmeister eine kaufmännische Ausbildung. Sein Interesse am Boxsport wurde erstmals 1921 geweckt. Inspiriert von einem Box film suchte der ambitionierte Junge in Düsseldorf eine Boxschule auf und ließ sich unterrichten.

Da sich das damalige „Boxmekka“ in New York befand, war Schmeling schon in jungen Jahren ein oftmaliger Besucher des Big Apple. Bei seinen Reisen lief ihm auch der jüdische Manager Joe Jacobs über den Weg. Durch die Kontakte seines Impresarios befand sich Schmeling bald in elitären jüdischen Kreisen.

Seinen ersten großen Titel errang Schmeling 1927 als er in der Dortmunder Westfallenhalle seinen Kontrahenten Fernand Delarge durch ein technisches k.o. auf die Bretter schickte und somit den Europameistertitel sein eigen nennen konnte. Zu diesem Titel gesellte sich noch am 12. Juni 1930 der Weltmeistertitel hinzu, den er gegen Jack Sharkey austrug. Aufgrund eines unerlaubten Tiefschlages ging Schmeling frühzeitig zu Boden. Doch dieser Fauxpas blieb nicht ohne Folgen. Sein Gegenüber wurde disqualifiziert und Schmeling anschließend als „Tiefschlagmeister“ mit geringer Anerkennung gefeiert. In Folge konnte er durch ein technisches K.O. von Young Stribling seinen Titel verteidigen, bis es 13 Monate nach dem Titelkampf zu einer Revanche mit dem US – Amerikaners Sharkey kam, der sich umstritten nach Punkten den Titel zurück eroberte.

Sein Privatleben teilte er ab 1933 mit seiner deutsch – tschechischen Ehefrau und Schauspielerin Anny Ondra. Die beiden führten ein skandalloses Eheleben und galten deshalb auch als Deutschlands Traumpaar. Schmeling der aufgrund seiner zahlreichen New York Reisen und seines fairen Boxstills stets als erfreuter Gast in

---

<sup>310</sup> Volker Kluge: Max Schmeling; Eine Biographie in 15 Runden; Berlin; 2004; S.15

den Staaten galt, wurde von den Nazis als Korrespondent und Botschafter der Olympischen Spiele 1936 eingesetzt. Aufgrund der offensichtlichen Ausschließungstendenzen jüdischer Athleten drohten die USA mit Boykottbewegungen, falls Hitlerdeutschland seine politische Marschrichtung nicht noch mal überdenke. Aus Angst um den Austragungsort Berlin, engagierte Hitler Schmeling als Repräsentant und Diplomat in dieser brenzlichen Angelegenheit. Sein internationaler Einfluss war schlussendlich mitverantwortlich dafür, dass die Olympischen Spiele in Berlin doch noch ausgetragen werden konnten. Weil Schmeling schon zur damaligen Zeit genau wusste welcher rechtspolitische Wind in Deutschland wehte und welche Ziele die Nationalsozialisten langfristig verfolgten und sie bereits den Bau von Konzentrationslagern in Auftrag gegeben hatten, schämte sich der Boxstar nachträglich für seinen enthusiastischen Einsatz und bezeichnete jenen als grenzenlose Naivität<sup>311</sup>.

## ***Joe Louis***

Joseph Louis Barrow wurde als sechstes von sieben Kindern in sehr ärmlichen Verhältnissen in einer Farmerhütte in La Fayette in Alabama geboren. 2 Jahre nach seiner Geburt wurde Joes Vater in eine Psychiatrische Heilanstalt eingeliefert, woraufhin seine Mutter erfuhr, dass er verstorben sei. In Wirklichkeit lebte er als „invisible man“ noch 20 Jahre in dieser Anstalt<sup>312</sup>. Somit war Lillie Barrow gezwungen ihre sieben Kinder alleine aufzuziehen. Sie heiratete jedoch relativ rasch wieder und als Joe 12 Jahre war, zogen sie in das Schwarze Ghetto Detroit, da sein neuer Stiefvater in den Henry Ford Werken einen Job fand.

Louis der aufgrund seines Sprachfehlers, für „gehandicapt“ gehalten wurde, hatte es sehr schwer in der Schule Fuß zu fassen. Da in den Ghettos der 20er Jahre Boxen als populärer Sport galt und dementsprechend auch für die Unterschicht zugänglich war, entschied sich Louis aufgrund seines schon in Jugendzeiten rasch gereiften Körpers für eine Boxkarriere. So wie viele seiner schwarzen Landsmänner erhoffte er sich dadurch eine rasche finanzielle Absicherung und eines Tages ein berühmter Berufsboxer zu werden.

---

<sup>311</sup> Vgl.: David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.236

<sup>312</sup> Vgl.: Chris Mead: Champion Joe Louis; Black Hero in White America; London; 1986; S.7

Aus diesem Grund brach er die Schule ab um sich voll und ganz auf seine Leidenschaft zu konzentrieren. Zu seinem Glück wurde der „schwarzhäutige“ John Roxborough auf ihn aufmerksam und nahm ihn unter Vertrag. Joe Louis der über eine extrem harte Schlagkraft verfügte, konnte sich beachtlich schnell einen Namen in diesem Gewerbe erboxen. Bereits im Jahre 1936 konnte er sich schon als Sieger über zahlreiche bekannte Boxerlegenden, wie Ex – Weltmeister Primo Carnaera und Max Baer zählen.

### **„Jack Johnson Syndrom“**

Doch war es enorm schwer sich als schwarzer Boxer im „weißen Amerika“ der 1930er Jahre zu profilieren, da die „weiße Boxwelt“ noch immer stark unter dem „*Jack Johnson Syndrom*“ litt. Jack Johnson war der achte Schwergewichtsweltmeister der Geschichte, jedoch der erste Schwarze. Er bediente alle Klischees der Weißen hinsichtlich der schwarzen Rasse und genoss dies in vollen Zügen. Er verspottete seine weißen Gegner im Ring. Bei Sparringkämpfen stopfte er seine Trainingshosen aus um auf seine unglaublichen großen primären Geschlechtsorgane aufmerksam zu machen. Weiters lebte er in Saus und Braus und umgab sich leidenschaftlich gern mit hübschen, weißen, jungen Frauen. Seine „provokante“ Art schürte den Rassenkonflikt in den Vereinigten Staaten und trug dazu bei, dass die Colour Line verschärft wurde<sup>313</sup>.

Aufgrund des Misstrauens der weißen Boxgesellschaft, musste Roxborough seinen Schützling so weiß wie möglich machen. Dies hieß für Louis, dass er bei Interviews möglichst neutrale Statements abgeben musste. Weiters durfte er sich nicht in der breiten Öffentlichkeit mit weißen Frauen zeigen. Er musste somit in eine Rolle schlüpfen, die das weiße Pendant zu Jack Johnson verkörperte. Die einzige Möglichkeit diese Maske abzulegen bestand für den Schwergewichtsboxer darin, den Ring zu betreten, wo er ungestört sein „wahres Ich“ ausleben konnte und seine Gegner überlegen schlug. So erinnert sich der ehemalige Schwergewichtsweltmeister Max Baer an den Kampf mit Joe Louis und meinte dazu scherzhaft:

---

<sup>313</sup> Vgl.: David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.248f

„Er hat mich 18-mal getroffen als ich bereits am Fallen war. [...] Ich hätte es vielleicht nochmal geschafft aufzustehen, aber wenn ich schon hingerichtet werde, müssen die Zuschauer mehr als 25 Dollar bezahlen, um dabei zu sein.“<sup>314</sup>

### ***Vorbereitungen außerhalb des Rings – „I have seen something“***

Nachdem es um Schmeling nach seinem verlorenen Titelkampf ruhig geworden ist, wollte dieser noch mal allen beweisen, dass er noch nicht zum alten Eisen des Boxsports zu zählen ist. Nachdem der alteingesessene Profiboxer dem amerikanischen Steve Hamas in Hamburg eine Boxlehrstunde vom allerfeinsten erteilte, rechnete man sich erneut Chancen auf den Weltmeistertitel aus. Vor allem weil der bis dato regierende Weltmeister Max Baer kurz nach diesem Kampf am 14. Juni 1935 vom als „Niete“ angesehenen Amerikaner James Braddock entthront wurde. In dieser Absetzung sah Schmeling seine Chance den „They will never come back“ Bann zu brechen und sich als erneuter Weltmeister feiern zu lassen. Vor ihm hat es noch kein Ex –Schwergewichtsweltmeister geschafft, erneut den Gürtel an sich zu reißen, „nachdem er schon weg vom Fenster war“. Doch der Weg zum lang ersehnten Schwergewichtstitel führte zwangsweise am neu aufkommenden Naturtalent Joe Louis vorbei, der vor dem Kampf als haushoher Favorit deklariert wurde.

So wurde auf Wunsch der beiden Manager der „Kampf des Jahrhunderts“ auf den 19. Juni 1936 datiert. Im Falle eines Sieges für die Nazis ein perfektes Datum, da kurz vor den Olympischen Spielen in Berlin nochmals die Dominanz der weißen Herrenrasse unter Beweis gestellt werden konnte. Doch Hitler warf dem Kampf gegen den „Braunen Bomber“<sup>315</sup> große Skepsis entgegen. Bei ihrem Treffen in München dankte der „Führer“ Schmeling für seine Intervention bei Brundage und sah gleichzeitig aber Deutschlands Ruf bei einer Niederlage gefährdet. Generell rechnete man Schmeling in Deutschland anhand der 10:1 Wettquoten wenig Chancen auf einen Sieg aus. Trotz alledem gab sich der Profiboxer optimistisch.

---

<sup>314</sup> David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.233

<sup>315</sup> David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.248

In der Zwischenzeit begann man den Boxsport im dritten Reich aus der Anthropologischen Perspektive zu betrachten und stellte sich die Frage, „Wie schlägt man einen reinen Neger“? In einer Ausgabe des Fachmagazins „Boxsport“ beschäftigte man sich mit dem Boxphänomen Joe Louis und wie dieser „braune Bomber“ eigentlich zu schlagen sei. Schwachstellen erkannte das Fachblatt in den Gesichtsregionen des „Mischlings“ sowie in seinen Weichteilen, da sie weit mehr Angriffsfläche boten, als bei weißen Menschen es der Fall sei<sup>316</sup>. Anhand solcher pseudowissenschaftlichen Analysen versucht man das Ergebnis des Kampfes zu prognostizieren.

Außerdem war der jüdische Manager Schmelings Joe Jacobs, dem nationalsozialistischen Parteiapparat ein Thorn im Auge und deshalb legte man dem deutschen Profiboxer nahe, er solle sich von ihm trennen. Dieser konnte jedoch Hitler in einem Gespräch davon überzeugen, dass Jacobs seinem Job alle Ehren machte und er deswegen nicht auf ihn verzichten könne. Demzufolge wurde die Angelegenheit unter den Tisch gekehrt und Jacobs blieb „wohl oder übel“ der offizielle Manager des deutschen Boxers.

Nachdem Austragungsort und Datum für den Ausscheidungskampf feststanden konnte sich Schmeling endlich auf seinen Kontrahenten einstellen und mit dem Training beginnen. Max der für seine akribisch analytische Nachforschung seiner Gegner bekannt war und damit der Tugend deutscher Gründlichkeit allen Ehre machte, überlies nichts dem Zufall und konnte bei seinem schier „unbesiegbaren“ Gegner einen Schwachpunkt erkennen. Nach Fragen der Journalisten, wie er seine Chancen einschätze und was sein Erfolgsrezept gegenüber dem „braunen Bomber“ sei, antwortete er nur:

„I have seen something, but I won't tell“<sup>317</sup>.

In den detaillierten Filmanalyse vergangener Kämpfe von Joe Louis musste er neidlos anerkennen, dass sich der US – amerikanische Boxer in einer nahezu perfekten Physis befand. Seine Technik war zwar noch nicht 100 prozentig ausgereift, diese Schwäche kompensierte er jedoch mit seiner knallharten Schlagkraft und seiner Geschwindigkeit. „Aber jeder Mensch hat eine Schwäche.

---

<sup>316</sup> Vgl.: Volker Kluge: Max Schmeling; Eine Biographie in 15 Runden; Berlin; 2004; S.232f

<sup>317</sup> Kampf des Jahrhunderts; USA 2004; Produzent & Regie: Barak Goodman; 47. min.

Louis' Schwäche war nur klitzeklein: Wenn er die linke Gerade ein paar Mal hintereinander schlug, dann führte er sie anschließend nicht mehr sauber zum Kinn zurück, sondern ließ die Hand ein wenig hängen und zog sie dann erst von Bauch- auf Kinnhöhe hoch. So war er für einen kurzen Moment ungedeckt – Wahrscheinlich war die Deckung nicht mehr notwendig gewesen, es kam meistens keine Gegenwehr. Genau hier sah Schmeling die Lücke für seinen berühmten Konterschlag. In dieser Millisekunde wollte er seine harte Rechte platzieren<sup>318</sup>.

Schmeling der sein Trainingslager weit entfernt vor den Toren New Yorks aufschlug um die Journalisten längerfristig an ihn zu binden, da die Distanz für Tagesbesuche zu weit war, war fest entschlossen diesen Kampf zu gewinnen.

Joe Louis der sich hingegen sehr siegessicher zeigte, war mehr am Golfplatz als im Ring anzutreffen. Die Zeit am Green nutzte er zum Relaxen, obwohl ihm seine Trainer davon abmahnten, da beim Golf Muskeln trainiert werden, die ein Boxer kaum in Anspruch nimmt. Sportjournalisten meinten, er sei zur Zeit des Kampfes nicht in Höchstform gewesen. Andere Berichterstatter wie Bill Corum vom New York Journal versahen Louis mit den gängigen Klischees Schwarzer und rechneten ihm keine guten Chancen aus. So schrieb er einige Woche vor dem Zusammentreffen:

„There isn't an ounce of killer in him. Not the slightest zest for fighting. He's a big, superbly built Negro youth who was born to listen to jazz music, eat a lot of fried chicken, play ball with the gang on the corner, and never do a lick of heavy work he could escape. The chances are he came by all those inclinations quite naturally”<sup>319</sup>.

Weiters kursierten zahlreiche Karikaturen von Joe Louis in den Tagesmedien, die ihn entweder mit wulstigen Lippen und einem breiten zufriedenen Grinsen zeigten, oder sich über seine Essgewohnheiten lustig machten. Eine andere weit gröbere Betrachtungsweise war jene, die ihn als „jungle – killer“ abstempelte. Ein Überbleibsel einer Denkart aus der Kolonialzeit, meines Erachtens. Manche Journalisten beschrieben den schwarzen Boxer als grausames, emotionsloses Tier, obwohl sie sich kaum ein Bild gemacht hatten. In einem vom New York Times

---

<sup>318</sup> David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.235

<sup>319</sup> Chris Mead: Champion Joe Louis; Black Hero in White America; London; 1986; S. 119

Magazine verfassten Artikel wurden die grausamen Stereotypen des „Schwarzen Bomber“ eine Woche vor dem Entscheidungskampf nochmals zusammengefasst:

„A physician who has observed the Louis routine compares the bomber to a primordial organism; says in temperament, he is like a one-celled beastie of the mire-and-steaming-ooze period... Fighting, he displays boxing intelligence tantamount to stalking instinct of the panther...He becomes sheer animal“<sup>320</sup>

Trotz dieser an den Haaren herbeigezogenen Kritiken stand Joe Louis für die Medienwelt und die Zuschauer als klarer Favorit fest. Doch es sollte anders kommen als erwartet.

### ***Der Kampf***

Am Morgen des 18. Juni 1936 war es endlich soweit. Die beiden Boxrivalen standen sich beim offiziellen Wiegen gegenüber. Schmeling wollte einen selbstsicheren aber freundlichen und höflichen Eindruck machen. Generell war seine offensichtliche Freundlichkeit dem Gegner gegenüber sein Markenzeichen.

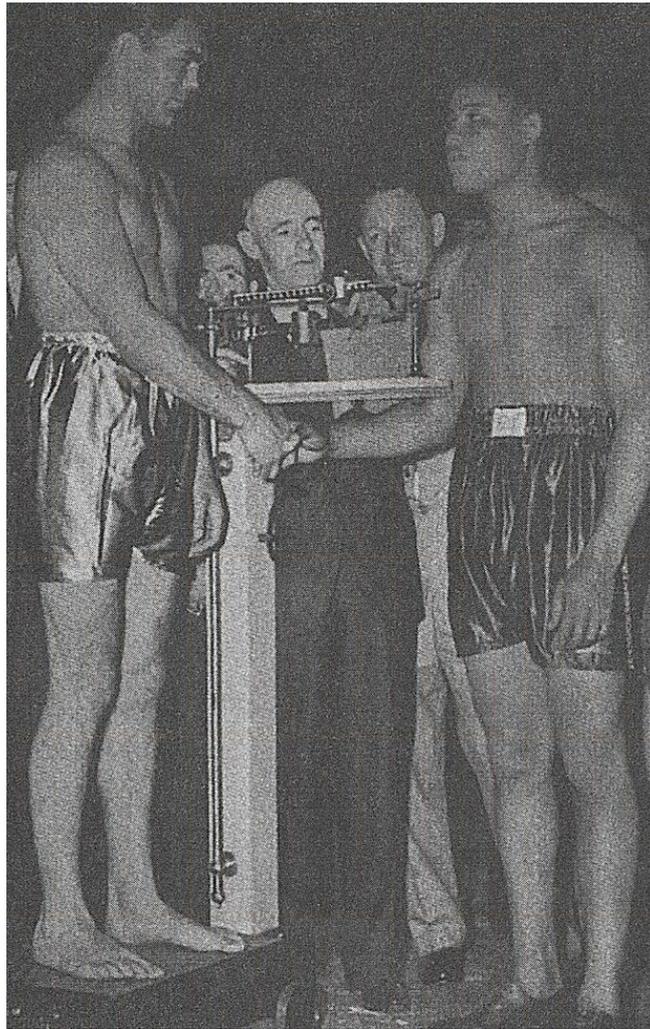
„Hallo Joe, how do you do?“, sagte ich. Und mit den gleichen Worten begrüßte er mich. Er brachte rund zweieinhalb Kilo mehr als ich auf die Waage. Als wir auseinander gingen, sagte ich: „Alles Gute für heute Abend Joe!“ Gemeinsam stellten wir uns den Fotografen.“<sup>321</sup>

Mit diesen Worten schilderte Max Schmeling das Zusammentreffen mit Joe Louis. In diesem Moment wurde auch ein symptomatisches Foto für den Kampf geschossen.

---

<sup>320</sup> Chris Mead: *Champion Joe Louis; Black Hero in White America*; London; 1986; S.88

<sup>321</sup> Max Schmeling: *Erinnerungen*; Berlin; 1995; S.336



**Abbildung 8 Beim traditionellen Wiegen vor dem Kampf**

Es zeigte Schmeling und Louis wie sie sich einander die Hand schüttelten, während der Deutsche sich noch auf der Waage befand und dabei um ein paar Zentimeter größer als der Amerikaner war und dabei lächelnd und selbstbewusst auf ihn herabsah, als ob er wüsste was Stunden später geschehen würde.

Aufgrund eines starken Unwetters in New York musste der Kampf auf den folgenden Tag verschoben werden.

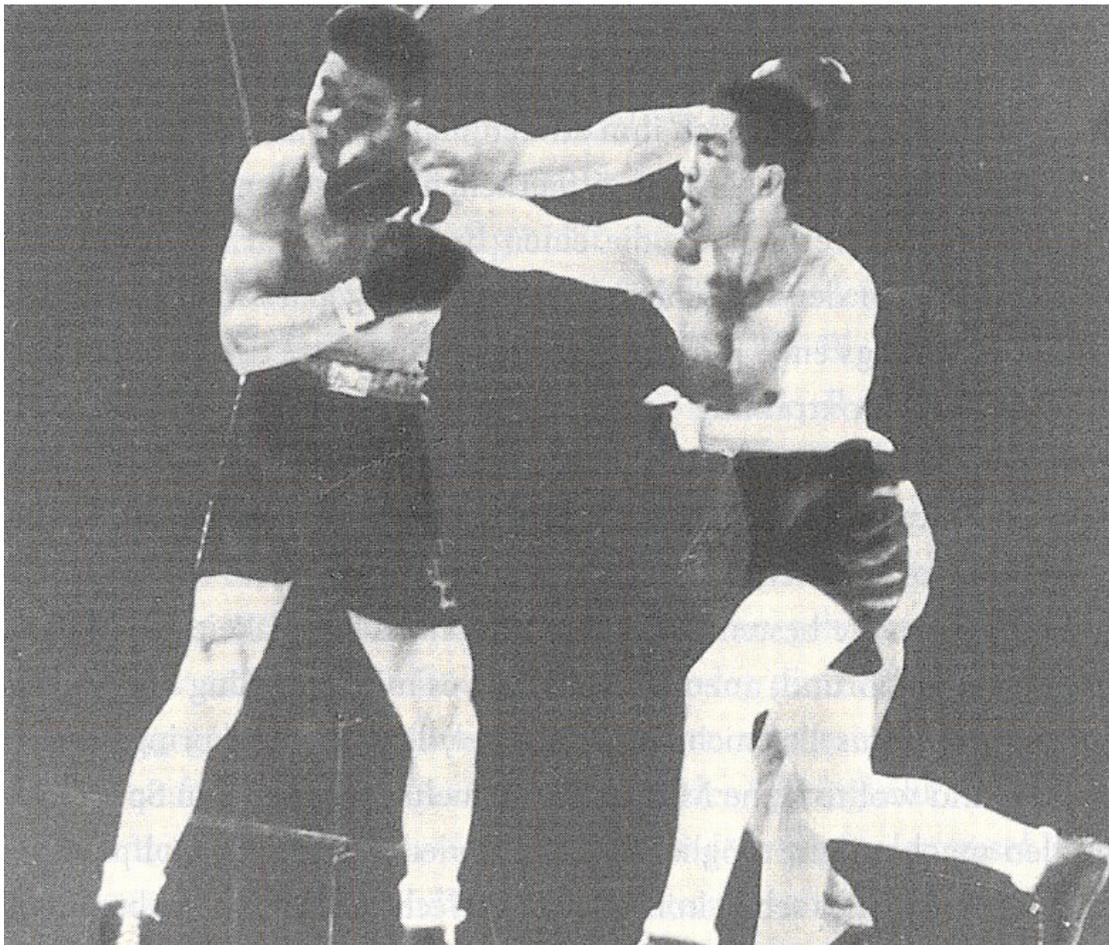
### **Arno Hellmis „die braune Stimme aus New York“<sup>322</sup>**

Am Abend des 19. Juni 1936 um 21:00 Uhr traten die beiden Boxlegenden im Ring des Yankee Stadiums gegenüber. Beinahe die gesamte deutsche Bevölkerung fieberte dem Kampf an ihren Radiogeräten sitzend mit. Wer nicht im Besitz eines

---

<sup>322</sup>[http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf\\_auf\\_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf_auf_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1) – SpiegelOnline Ralf Klee; Stand 27. 10. 2009

solchen war, versuchte sich Plätze in Lokalen zu ergattern um diesem Jahrhundertereignis live beizuwohnen. Zeitgleich war Anny Ondra bei der Familie Goebbels zu Besuch eingeladen um gemeinsam mit ihrem „Helden“ mit zu fiebern. Für Deutschland moderierte der Rundfunksprecher Arno Hellmis das Geschehen durch sein Flaschenmikrofon. Aufgrund der atmosphärischen Störungen ist die Aufnahme der Rundfunk Reportage stark verrauscht, doch die wenigen verständlichen Passagen, sind von der nationalsozialistischen Rassenhassideologie geprägt. Arno Hellmis der hauptsächlich für das NS – Zentralorgan „Völkischer Beobachter“ aktiv war, machte sich durch seine reißerische Moderation bei Boxkämpfen in Deutschland einen Namen. Gleich zu Beginn des Kampfes geht der Moderator eine sehr patriotische Rolle ein, hält sich jedoch angesichts der anfänglichen Dominanz Louis noch etwas bedeckt. Doch als der Deutsche immer besser in den Kampf findet und seine Taktik vermehrt umsetzen kann, verfällt Hellmis in eine euphorischen nationalistische Moderation<sup>323</sup>.



**Abbildung 9 Schmeling bei Durchführung seiner Strategie**

<sup>323</sup>Vgl.:[http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf\\_auf\\_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf_auf_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1) – SpiegelOnline Ralf Klee; Stand 27. 10. 2009

Aus Schmeling wird „Max“ und aus Louis wird „der Neger“<sup>324</sup>. Als in der dritten Runde erstmals „Schmelings satte Rechte in Louis‘ Gesicht landete“ ist es um Hellmis geschehen. Der deutsche Moderator fand sich inmitten des Geschehens wieder und es schien als ob er mit seinem deutschen Landsmann Seite an Seite mitkämpfte. Neben anfangs beleidigenden Floskeln schwappte die Begeisterung des Moderators über und es gesellten sich rassenideologische Kommentare hinzu:

„Es gibt keinen Menschen mehr in diesem Stadion, der noch einen Pfifferling für Louis Sieg geben würde. Denn der Neger ist noch immer nicht ganz klar, seine Augen sind etwas verglast. Instinktmäßig, mit dem ganzen boxerischen Instinkt seiner Rasse geht er zwar in den Nahkampf, wenn Schmeling angreift. Aber er macht so viele Fehler, dass Max immer wieder die Rechte durch bekommt.“<sup>325</sup>

Als sich der Kampf in der 12. Runde seiner dramatischen Schlussphase näherte und Max Schmeling Joe Louis mit einem K.o. Schlag auf die „Bretter schickte“, wurde folgender Kommentar aus deutscher Sicht zur „Legende“:

„Max fightet jetzt, wie er noch nie gefightet hat. Kämpft buchstäblich bis zum Umfallen. Schlägt dem Neger zur Zeit die Seele aus dem Leibe. Der Neger geht zurück. Wackelt. Kann nicht mehr. Da geht... Ooh... Er ist angeknockt. Schmeling hat ihn zu Boden geschlagen. Er kommt nicht mehr hoch. Er kann nicht mehr hoch. Er schüttelt den Kopf. Er weiß, es geht nicht mehr. Aus-aus-aus-aus-aus-aus.“<sup>326</sup>

Die Nazi Propaganda machte aus Schmelings Triumph einen deutschen Sieg. Gleichnamig kam kurz darauf ein Film (*Max Schmeling Sieg – Ein deutscher Sieg* von Jack Rieger 1936) in die Kinos, der Schmelings Erfolg propagandistisch ausschlichtete und die Überlegenheit der arischen Rasse in die Welt hinausposaunen sollte. Dazu wurden die von der R.K.O. hergestellten

---

<sup>324</sup> [http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf\\_auf\\_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf_auf_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1) – SpiegelOnline Ralf Klee; Stand 27. 10. 2009

<sup>325</sup> [http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf\\_auf\\_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf_auf_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1) – SpiegelOnline Ralf Klee; Stand 27. 10. 2009

<sup>326</sup> [http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf\\_auf\\_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf_auf_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1) – SpiegelOnline Ralf Klee; Stand 27. 10. 2009

amerikanischen Wochenschau – Aufnahmen des Kampfes von Schmeling selbst mit über den Atlantik gebracht, damit sie wenig später für den Syndikat – Film neu zusammengeschnitten und mit dem Kommentar des aus dem Yankee – Stadion berichtenden Reporters Arno Hellmis vermischt wurden. Differenz wird dabei vorwiegend durch Hellmis Kommentare hergestellt. Während Schmeling als Person mit nationaler Zugehörigkeit in Erscheinung tritt, ist von Louis ausschließlich als Verkörperung von Rasse – Eigenschaften – als „Neger“ oder „Halbneger“ – die Rede. Nach dem k.o. in der zwölften Runde höhnt Hellmis: „Aus dem gefürchteten Braunen Bomber ist ein armer zerschlagener kleiner Negerboy geworden“.<sup>327</sup>

### ***Die Wogen nach dem ersten Kampf***

Ziel der Nazis war es, Schmeling unpolitisch zu präsentieren, da sonst seine Glaubwürdigkeit darunter gelitten hätte, wenn er mit der NSDAP in Verbindung gebracht worden wäre. Doch auch Schmeling bekam den bitteren Nachgeschmack seines Ruhms in den Staaten zu spüren. Louis wurde wiederum von Roosevelt als Propagandafigur missbraucht und dieser lechzte nach Revanche. Schmelings versprochener Kampf mit dem amtierenden Schwergewichtsweltmeister Jim Braddock wurde anfangs verschoben und schlussendlich abgesagt. Mike Jacobs Louis Manager bot Braddock damals Geld an, um den Titelkampf zu verhindern und seinerseits sich mit Joe Louis zu messen, da man den Schwergewichtsgürtel auf keinen Fall an ein völkerverachtendes Deutschland verlieren wollte. So musste sich Schmeling um an den Titel heranzukommen, dem „Braunen Bomber“ ein zweites Mal stellen.

Beinahe exakt zwei Jahre nach dem ersten hartumkämpften Aufeinandertreffen der beiden Schwergewichtler kam es zur heißersehnten Revanche und den Titelkampf. Noch mehr als bei der Erstauflage kochten die Emotionen über. Die USA war zu diesem Zeitpunkt extrem Anti – Deutschland eingestellt und Schmeling auch als „Heil Hitler Hero“ und „Nazi Nudger“<sup>328</sup> bekannt, bekam dies schon bei seiner Ankunft am vollen Leib zu spüren. Primär ging es um die Auseinandersetzung zweier rivalisierenden Systeme und erst sekundär um den Boxkampf.

---

<sup>327</sup> Metzler: „Von fremder Rasse durchsetzt“. Stereotypen in Schwarz-Weiß“ In: Peter Zimmermann, Peter und Kay Hoffmann (ed.), Geschichte und Ästhetik des dokumentarischen Films in Deutschland. Bd. 3: 1933 – 1945; Stuttgart; 2005; S.424

<sup>328</sup> David Pfeifer: Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005;S.259

Angesichts des „Kampfes der Ideologien“ befasste sich die New York Times mit den Umständen der Schwarzen im eigenen Land und kam zu dem Entschluss:

„In Berlin gibt es die heitere Angewohnheit, immer dann, wenn die Amerikaner die Eigentümlichkeiten der Nazi – Rassenphilosophie kritisieren, das umzudrehen und nach der Behandlung der Neger in den Vereinigten Staaten zu fragen. Die Antwort ist einfach: Die Farbigen in den Vereinigten Staaten plagen sich mit Behinderungen, Diskriminierung und – hoffentlich nicht mehr allzu häufig – mit Ungerechtigkeit und Grausamkeiten herum. Aber nur sehr wenige anständige Amerikaner sind stolz darauf und noch weniger gebildete Amerikaner haben eine Philosophie daraus gemacht. Wenn wir den Negern in diesem Land bestimmte Möglichkeiten verweigern, dann tun wir das in der guten, alten, dickköpfigen, voreingenommenen, irrationalen menschlichen Weise.“<sup>329</sup>

Am Tag des Kampfes sah sich Schmeling einem Meer „verhasster Gesichter ausgeliefert“. Den Weg zum Ring beschrieb er als einen Spießrutenlauf:

„Aber ihre Stimmen vorm Lärm der aufgebrachten Menge erdrückt; es war ein Spießrutenlauf. Obwohl ich von fünfundzwanzig Polizisten flankiert wurde, trafen mich Zigarettenschachteln, Bananenschalen und Papierbecher, so dass ich mir das Handtuch über den Kopf zog, um einigermaßen heil in den Ring zu kommen.“<sup>330</sup>

### ***Der Titelkampf***

Als der Gong den Kampf einleitete stürmt Joe Louis sofort auf Schmeling zu und bearbeitet ihn mit seinen gefürchteten Schlagkombinationen. Schmeling der von Anfang an, sofort in die Defensive gedrängt wurde, konnte sich den Schlagreihen des US- Amerikaners kaum entziehen. Als Schmeling nach harten Attacken seines

---

<sup>329</sup> David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.259

<sup>330</sup> Max Schmeling: Erinnerungen; Berlin; 1995; S.427

Gegenübers bereits zum vermehrten Male zu Boden ging und sichtlich verwirrt wirkte, warf sein Trainer Max Machon das Handtuch in die Ringmitte.

„Schmelings Ecke warf das Handtuch, doch Arthur Donovan [Ringrichter (Anm. d. Verf.)] warf es zurück, wo es schlapp wie die Deutschen in den Seilen hing.<sup>331</sup>“

So schilderte ein US- Amerikanischer Reporter das Ende des Kampfes zwischen Nationalsozialismus und Demokratie. Aufgrund des Ringstürmens der Adjutanten musste der Referee den Kampf bereits nach 124 Sekunden abbrechen, der unter anderem als zweitkürzester Titelkampf in die Geschichte einging.



**Abbildung 10 Bereits nach 124 Sekunden ging Schmeling K.o. zu Boden**

Am Ende dieses Abends fielen sich Weiße und Schwarze in die Arme und feierten schon damals den Sieg über Hitler und seine „Nazischergeren“.

In den folgenden Monaten wurde es ruhig um Schmeling, Das Propagandaministerium unter der Leitung von Goebbels war um Schadensbegrenzung bemüht und versuchte durch in die Welt gesetzte Gerüchte,

---

<sup>331</sup> Kampf des Jahrhunderts; USA 2004; Produzent & Regie: Barak Goodman; 1:16:00 min.

die völkische Meinung Deutschlands und dem Rest der Welt zu beeinflussen. Jener der lang an den schmerzhaften Folgen des Kampfes zu leiden hatte erinnerte sich an diese Phase seines Lebens wie folgt:

„In Deutschland aber wurden, während ich, ans Bett gefesselt, auf der „Bremen“ der Heimat entgegenfuhr, Verleumdungen und Denunziationen verbreitet. Goebbels streute Gerüchte aus, wonach Louis mich nicht nur absichtlich mit einem Foul niedergeschlagen, sondern auch Blei – einlagen in seinen Bandagen getragen habe. Was sie in Wahrheit dachten, merkte ich schon bald: für Hitler wie für Goebbels existierte ich nach dieser Niederlage nicht mehr. Mit den Empfängen in der Reichskanzlei, den Ehrendolchen und den Jagdtrophäen war es nun vorbei. Für geraume Zeit verschwand mein Name aus der Presse.“<sup>332</sup>

Wie es das Schicksal wollte führte die Historie die beiden Ausnahmeathleten als Vertreter ihrer Rassen und Ideologien im Ring zweimal zusammen um sie anschließend als Freunde, getrennte Wege ziehen zu lassen. „Nach Kriegsende konnten Louis und Schmeling alle Vorurteile und Missverständnisse in persönlichen Gesprächen ausräumen und sogar Freunde werden“.<sup>333</sup> In der Nachkriegszeit begrüßte erstmals Schmeling seinen damaligen Kontrahenten in seinem Heimatland.

---

<sup>332</sup> Max Schmeling: Erinnerungen; Berlin; 1995; S.432

<sup>333</sup> <http://www.boxingpress.de/bp-historie-schmeling2.html> - Vor 64 Jahren – Louis vs. Schmeling II von Wolfgang Oswald; Stand: 29. 10. 2009



**Abbildung 11 Louis bei Schmeling zu Gast**

## Zusammenfassung

Das Bild des Schwarzafrikaners hat sich im Laufe der deutschen Geschichte gewandelt und ist heute noch mit Klischees durchzogen. Stereotypische Verhaltensmuster werden dabei aufgegriffen und durch pseudowissenschaftliche Thesen untermauert.

Erst mit der hierarchischen Klassifizierung der Gesellschaft wurden jene Mitglieder nicht mehr anhand ihrer konfessionellen Angehörigkeit gruppiert sondern es wurden physische Merkmale zur Differenzierung herangezogen. Insofern war die Aufklärung die „Giutine“ des „Schwarzen Mannes“. Als man sich nicht mehr vom Glauben, sondern von Wissen führen ließ, glaubte man in Form von physiognomischen Merkmalen fündig geworden zu sein. Mit Weißen an der Spitze wurden gesellschaftliche Rangordnungen vorgenommen.

Anfangs dominierte das Bild des edlen „Mohr“, der sowohl an Höfen europäischer Fürsten und Adelige zu finden war. Seine Unbekümmertheit und Simplität wurden als edle Tugenden abgestempelt bis es zu einem Perspektivenwechsel von Wertvorstellungen innerhalb der europäischen Gesellschaft kam.

Der nächste Schritt in Richtung Abwertung der schwarzen Rasse erfolgte mit der anthropologischen Betrachtung in Form der Evolutionstheorie. Besessen von der Erforschung des „Missing Links“ glaubte man, am „schwarzen Kontinent“ fündig geworden zu sein. Aufgrund der Gegenüberstellung Mensch und Tier wurde aus dem einst „edlen Mohr“ eine „grausame Bestie“.

Ein weiterer Sinneswandel vollzog sich, als es zum Wettlauf des Kolonialismus kam. Von Profit getrieben lockte es weiße Siedler auf den „schwarzen Kontinent“, mit der Absicht, auf Kosten der Eingeborenen schnell reich zu werden, Martina Johannsen, die schon Aufsätze zu diesem Thema verfasst hat vermutet, dass nicht so sehr mangelndes Wissen als vielmehr „wirtschaftliches Gewinnstreben und das Verlangen nach politischer Macht [...] auf einer mittelbaren Ebene oft die Ursachen gewesen [sind], um leichtfertig eine geringschätzige Vorstellung von unbekanntem Menschen zu entwerfen<sup>334</sup>. Diese Phase formte das Bild des naturverbundenen „Naturmenschen“. Schon bald entwickelte sich eine Dichotomie, „Kultur Mensch versus Natur Mensch“.

---

<sup>334</sup> Martina Johannsen: Schwarzweißheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen; In: Fansa, Mamoun (Hg.): Schwarzweißheiten; Vom Umgang mit fremden Menschen (Schriftenreihe des Museums für Natur und Mensch; Oldenburg, Heft 19), Oldenburg; 2001; S.15-39; zit. Aus: Olaf Krems: Der Blackout-Kontinent; Projektion und Reproduktion eurozentrischer Afrika- und Afrikanerbilder unter besonderer Berücksichtigung der Berichterstattung in deutschsprachigen Massenmedien; Münster; 2002; S.54

Von einem Überlegenheitsgefühl angetrieben, begannen Kolonisten Afrikaner zu unterjochen und sie finanziell auszubeuten. Dabei fühlte man sich als mächtige, geistig unerreichbare Rasse, ohne dabei auf andere Wertvorstellungen Rücksicht zu nehmen.

Selbst missionarischen Einrichtungen, die vermutlich edle Absichten hatten, trauten den Eingeborenen nicht allzu viel geistige Kompetenz zu. So bildete man sie zwar als Missionshelfer aus, gab ihnen aber nicht die Gelegenheit, selbst missionarische Dienste zu verrichten. Das Prinzip der Entwicklungshilfe „Hilfe zur Selbsthilfe“ wurde schon damals falsch verstanden.

Die Ausbeutung gipfelte schlussendlich in der Bekämpfung der Herero- und Namaaufstände, wo beinahe komplette Stämme auf barbarische Art und Weise ausgerottet wurden.

In einem Interview des Standards vom 29. Oktober 2009 äußert sich der renommierte US- Politologe und Holocaustforscher Daniel Goldhagen zur Rolle der Bevölkerung bei einem Genozid wie folgt:

„Für einen Genozid braucht man in der Bevölkerung die Überzeugung, dass eine Gruppe vernichtet gehört. Sonst findet man keine Täter die die Elimination vornehmen. Aber ohne politische Führung kommt es zu keiner systematischen Ermordung.“<sup>335</sup>

Seiner Meinung nach ist nicht nur der ethnische Hass der Background eines Genozids, sondern auch ein Kalkül politischer Entscheidungen eines Staates. Denn So plädierten nicht allein der deutsche Kaiser, der Generalstab sowie Teile der deutschen Reichsregierung für die schonungslose Niederwerfung der Afrikaner, sondern ein Großteil der deutschen Bevölkerung sprach sich im Jahre 1907 während der sogenannten „Hottentottenwahlen“ für einen militärischen Einsatz in Süd - Westafrika und Deutsch - Ostafrika aus.<sup>336</sup> Trotz der Aufklärungspolitik der Sozialdemokraten gegen die praktizierte Kolonialpolitik entschloss sich die öffentliche Meinung bei Neuwahlen abermals für einen militärischen Einsatz. Anhand dieser Auslegung, war der Völkermord an den Hereros und Namas sowohl

---

<sup>335</sup> Der Standard: 29. 10. 2009; S.5

<sup>336</sup> Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.303

Mehrheitsbestimmung als auch staatlicher Natur. Obwohl es zu verbotenen Eheschließungen zwischen männlichen Siedlern und weiblichen Eingeborenen kam, war genügend Hass und Abneigung gegenüber Andersfarbigen vorhanden, um ein solches Blutvergießen zu legitimieren.

Eine zusammenfassende Formulierung gelang Werner Jochmann, der schrieb, „dass es maßgeblich die Auswirkungen der Rassentheorien waren, die den Glauben an die Überlegenheit der Weißen prägten und ihre Handlungen in den Kolonien bestimmten, wurde an zahlreichen Beispielen dargelegt, und es besteht kein Zweifel, dass u.a. sozialdarwinistische Thesen, wie die vom Recht des Stärkeren und die Überzeugung von der Überlegenheit der Weißen, seit 1890 die Handlungen der Beamten, Offiziere und Siedler in den Kolonien beeinflusst haben. [...] Unter dem Einfluss des geistigen, wirtschaftlichen und technischen Überlegenheitsgefühl und des stolzes auf die eigene Nation verlor die „Idee der Menschheit und des gemeinsamen Ursprungs des Menschengeschlechts, wie die christliche-jüdische Tradition des Abendlandes sie lehrt, zum ersten Mal ihre zwingende Überzeugungskraft“. So konnten Auffassungen um sich greifen, denen zufolge die afrikanischen Stämme rückständig, unschöpferisch und deshalb zum Untergang bestimmt seien. Von diesem Gedanken bis zum Plan der Vernichtung jener Stämme, die sich dem vermeintlichen Fortschritt und der angeblich höheren europäischen Kultur in den Weg stellten, war nur noch ein verhältnismäßig kleiner Schritt“.<sup>337</sup>

Eine drastische Veränderung in der Betrachtungsweise Schwarzer stellte der erste Weltkrieg dar. In diesem totalen Krieg, wo auch schwarze Kolonialsoldaten auf den Schlachtfeldern Europas auftraten, verlor Deutschland seine gesamten Kolonialgebiete. Angesichts harter internationaler Kritik an Deutschlands Kolonialpolitik verteidigte man sich im Inland und schuf die „Kolonial Schuldlüge“. Eine „Rekolonialisierung“ der Schutzgebiete wurde angestrebt, jedoch nie erreicht. In dieser Zeit wurde das Bild des „treuen Eingeborenen“ projiziert, der sich nach Bildung, Erziehung und Selbstverwirklichung durch die deutsche Hand sehnte. Die „Bürde des weißen Mannes“ wurde uminterpretiert. Man sah sich in der sozialen Rolle des Wissensvermittlers, die dem „infantilen aber lernbegeisterten schwarzen Mann“ das fundamentale Wissen beibrachte. Angesichts des kurzen

---

<sup>337</sup> Werner Jochmann: Vorwort zu Bley; 1968; S.10f; zit. Aus: Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004; S.300f

„Kolonialabenteuers“ Deutschlands entwickelte man in den knapp 30 Jahren Kontinuitäten, die den Weg in das Dritte Reich ebneten sollten. Doch zuvor sollte sich das Bild des Schwarzafrikaners noch ein weiteres Mal ändern.

Während die Propagierung eines überseeischen Besitzes langsam wieder zurückging, sah man sich als Schwarzafrikaner Anfang der 1920er Jahre neuen Konflikten ausgesetzt, als sich eine Kampagne mit rassistischem Charakter entwickelte. „Die Schwarze Schmach“ richtete sich explizit gegen Kolonialsoldaten, die von den Alliierten bei der Rheinlandbesetzung eingesetzt wurden. Die anfängliche euphorische Kriegsbegeisterung beim deutschen Volk, wurde durch die Kriegsschuldzusage und den beim Versailler Friedensvertrag vereinbarten Reparationszahlungen zu Nichte gemacht. Stattdessen fand man sich in einer von weißen tonangebenden und durch schwarze Kolonialsoldaten ausgeübten Belagerungssituation wieder. Während man die Rolle des Kontrollorgans in den überseeischen Schutzgebieten problemlos mimte, war man mit einer, fremden, „unterprivilegierten, schwarzen Rasse“ vor der eigenen Haustür heillos überfordert. Diese Situation brüskierte das stolze deutsche Volk. Das sozialdarwinistische Bild des sexuell dominierenden „Negermenschen“ ließ sich „einwandfrei“ mit den „gewaltsamen unkeuschen, vergewaltigenden Übergriffen“ schwarzer Koloniesoldaten an weißen, schutzlosen, schwachen Frauen kombinieren. Neben dem rassistischen Aspekt wurde somit auch die geschlechtliche Komponente mit einbezogen, die den Aggressor des ersten Weltkriegs als Opfer erschienen ließ. Damit war das rassistische Fundament für den aufkommenden Nationalsozialismus in Deutschland gelegt.

Mit Sterilisierungsmaßnahmen wollte man Kinder der Kolonialsoldaten unfruchtbar machen; da es sich bei ihrer Zeugung ausschließlich um „Vergewaltigungen“ gehandelt habe; um den deutschen Volksapparat von „Fremdkörpern“ rein zu halten. Dieses Vorhaben scheiterte jedoch an der juristischen Umsetzung und am internationalen Presseecho, dass eine Legalisierung der Sterilisation mit sich gebracht hätte. Das Anwachsen des allgemeinen Rassismus kann nicht im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung über Nacht geschehen sein, sondern stellt vielmehr den Höhe-, jedoch nicht Endpunkt einer Entwicklung dar, die sich seit der Jahrhundertwende deutlich abgezeichnet hatte<sup>338</sup>.

---

<sup>338</sup> Vgl.: Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurt/Main; 2001; S.202

Angesichts dieser Tatsachen ist es umso überraschender, dass Jesse Owens in einer seiner Autobiographien Jahre später schrieb, dass er die olympischen Spiele in Berlin mit Freuden in seinem Gedächtnis behalten werde, da er im faschistischen Dritten Reich, herzlicher und wärmer empfangen und gefeiert wurde als in seinem demokratischen Heimatland. Die Aussage des Neuen Wiener Tagesblatt vom 05. August 1936, einen Tag nach dem packenden Weitsprungfinale;

„Er [Jesse Owens] ist wahrscheinlich der augenblicklich populärste Bürger der Vereinigten Staaten“,

konnte kaum mehr gefehlt sein. Jahrzehnte später berichtete Owens in einer seiner Autobiographie:

„Hitler didn't snub me — it was Franklin D. Roosevelt who snubbed me. The president didn't even send me a telegram.“

Selbstverständlich lässt sich Popularität nicht durch Danksagungen des Präsidenten messen bzw. definieren. Es zeigt jedoch deutlich, dass trotz seiner sportlichen Glanzleistungen Jesse Owens ein Schwarzer in einer von Weißen dominierten Vereinigten Staaten war. Speziell bedeutende Zeitungen des Südens wie die „Atlanta Constitution“ honorierten nur die Siege weißer Athleten und zeigten während der Spiele kein einziges Bild von Jesse Owens<sup>339</sup>. Jedoch dürfen diese Reaktionen nicht pauschalisiert werden, da insbesondere in den 20er und 30er Jahren ein Segregationsprozess in den USA stattfand. Aus diesem Grund muss man zwischen Nord- und Südstaaten differenzieren. Besonders Städte wie New York, Chicago und Detroit waren bzgl. „Rassendiskriminierung“ weitaus „fortschrittlicher“ und toleranter als Atlanta.

Schon dem Untertitel seines Buches „Schwarze Gedanken“ zufolge, führte er ein Leben, als schwarzer und weißer Mann, dass ihm oft harte Kritik beider Seiten einbrachte. Demnach wurde er von Weißen niemals akzeptiert und von militanten Farbigen als „stiefelleckender Onkel Tom“<sup>340</sup> beschimpft.

---

<sup>339</sup> Vgl.: Arnd Krüger: Die Olympischen Spiele 1936 und die Weltmeinung; Ihre außenpolitische Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der USA; Berlin; 1972; S.208

<sup>340</sup> Jesse Owens u. Paul Neimark; Schwarze Gedanken, Ein Leben als schwarzer und as weißer Mann; Dortmund; 1972; S.13

Angesichts der zeitgenössischen Berichte über Hitler und seine Führungsspitze treffen die in der Arbeit thematisierten Thesen definitiv zu. Die Nazis sahen in den Olympischen Spielen ein Sportereignis, welches sie instrumentalisieren konnten und mit dem sie ihr internationales Prestige aufwerten wollten. Weiters sahen sie die Chance der Bestätigung ihrer wissenschaftlich untragbaren Rassentheorien und wollten diese in die Welt hinausposaunen. Nicht umsonst kam es zu Verfälschungen des Medaillenspiegels (Miteinberechnung von Kunstbewerben), um die „Arische Dominanz“ zu demonstrieren.

| Schlussstand der Spiele |      |        |        |
|-------------------------|------|--------|--------|
| Nationen                | Gold | Silber | Bronze |
| Deutschland             | 33   | 26     | 30     |
| Vereinigte Staaten      | 24   | 20     | 12     |
| Ungarn                  | 10   | 1      | 5      |
| Italien                 | 8    | 9      | 6      |
| Finnland                | 7    | 6      | 6      |
| Frankreich              | 7    | 6      | 6      |
| Schweden                | 6    | 5      | 4      |
| Japan                   | 6    | 4      | 3      |
| Holland                 | 6    | 4      | 2      |
| Großbritannien          | 4    | 7      | 3      |
| Oesterreich             | 4    | 6      | 3      |
| Udchostawakei           | 3    | 5      | 2      |
| Argentinien             | 2    | 2      | 1      |
| Estland                 | 2    | 2      | 1      |
| Ägypten                 | 2    | 1      | 1      |
| Schweiz                 | 1    | 9      | 1      |
| Kanada                  | 1    | 3      | 1      |
| Norwegen                | 1    | 3      | 1      |
| Türkei                  | 1    | —      | —      |
| Indien                  | 1    | —      | —      |
| Neuseeland              | 1    | —      | —      |
| Polen                   | —    | 3      | 2      |
| Dänemark                | —    | 2      | 1      |
| Lettland                | —    | 1      | —      |
| Jugoslawien             | —    | 1      | —      |
| Südafrika               | —    | 1      | —      |
| Portugal                | —    | 1      | —      |
| Rumänien                | —    | 1      | —      |
| Mexiko                  | —    | —      | 3      |
| Belgien                 | —    | —      | 2      |
| Australien              | —    | —      | 1      |
| Philippinen             | —    | —      | 1      |

Abbildung 12 Medaillenspiegel aus "Tagespresse"

Inwiefern das Publikum von dieser Machenschaft informiert war, kann ich anhand dieser Arbeit nicht sagen. Jedoch gibt es immer wieder Abnehmer für solche verfälschte Statistiken (siehe Medaillenspiegel). Meiner Meinung nach, stand das Interesse an sportlichen Leistungen im Vordergrund und nicht ideologische Parolen. Andererseits ist der Gefühlszustand der Zuschauer irgendwo zwischen übersteigerten Patriotismus und chauvinistischen Nationalsozialismus anzusiedeln. Anhand Owens Aussagen, schien es sich jedoch um ein freundlich gesonnenes Publikum gehandelt zu haben.

# Quellenverzeichnis

## ***Primärliteraturverzeichnis***

- Wiener Tagesblatt
- Neue Freie Presse
- Tagespresse
- Der Standard

## ***Sekundärliteraturverzeichnis***

- William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988
- Urs Bitterli: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“; Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäischen-überseeischen Begegnung; München; 1991
- Friedrich Bohlen: Die XI. Olympischen Spiele Berlin 1936; Instrument der innen- und außenpolitischen Propaganda und Systemsicherung des faschistischen Regimes; Köln; 1979
- Medardus Brehl: Vernichtung der Herero; Diskurs der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2007
- Andreas Bühler: Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913; Frankfurt am Main, London; 2003
- Andreas Eckl: „S' ist ein übles Land hier“; Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkrieges; Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero – Krieg in Deutsch – Südwestafrika 1904 von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp; Köln; 2005
- Sven Goldmann: Jesse Owens: Das verlorene Gold; Der Tagesspiegel; Berlin; 2009
- Gerhard Gräber, Matthias Spindler: Revolverrepublik am Rhein; Die Pfalz und ihre Separatisten Band 1 November 1918 – November 1923; Pfalz; 1992

- Paul Griesebener: Die Inszenierung des Realen oder die Dramaturgie der Propagandafilme der Leni Riefenstahl; Wien; 1993
- Grosses Modernes Lexikon; Gütersloh; 1985
- Christa Hager: Die Wahrnehmung der „Anderen“: das Stereotyp der „Edlen Wilden“ am Beispiel der Maasai; Wien; 1998
- Alexander Herbst Geza: Olympische Spiele im Nationalsozialistischen Deutschland – „Berlin 1936“; Wien; 2000
- Hans Hielscher: Braune Bomber; Spiegel 9; Hamburg; 2003
- Hilmar Hoffmann; Mythos Olympia; Autonomie und Unterwerfung von Sport und Kultur; Berlin; 1993
- Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins; Innsbruck; 1957
- Matthias Klinger: Olympische Spiele 1936 oder Herr Hitler hält Hof; Wien; 1997
- Volker Kluge: Max Schmeling; Eine Biographie in 15 Runden; Berlin; 2004
- Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“; Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914 – 1930); Stuttgart; 2001
- Olaf Krems: Der Blackout-Kontinent; Projektion und Reproduktion eurozentrischer Afrika- und Afrikanerbilder unter besonderer Berücksichtigung der Berichterstattung in deutschsprachigen Massenmedien; Münster; 2002
- Arnd Krüger: Die Olympischen Spiele 1936 und die Weltmeinung; Ihre außenpolitische Bedeutung unter besonderer Berücksichtigung der USA; Berlin; 1972
- Gesine Krüger: Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein; Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907; Göttingen; 1999
- Gisela Lebzelter: Die „Schwarze Schmach“; Vorurteile – Propaganda – Mythos; In: Geschichte und Gesellschaft; Jg. 1985; Göttingen; 1985
- Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren; Hamburg; 1993
- Peter Martin: Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach“ als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes; In: Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945; Hg. Gerhard Höpp; Berlin; 1996
- Chris Mead: Champion Joe Louis; Black Hero in White America; London; 1986

- Henning Melber: Der Weißeheit letzter Schluss; Rassismus und kolonialer Blick; Frankfurt; 1992
- Metzler: "Von fremder Rasse durchsetzt". Stereotypen in Schwarz-Weiß" In: Peter Zimmermann, Peter und Kay Hoffmann (ed.), Geschichte und Ästhetik des dokumentarischen Films in Deutschland. Bd. 3: 1933 – 1945; Stuttgart; 2005
- Jesse Owens u. Paul Neimark; Schwarze Gedanken, Ein Leben als schwarzer und as weißer Mann; Dortmund; 1972
- David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main, New York; 2005
- Reiner Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979
- Leni Riefenstahl; Memoiren; Köln; 2000
- Amadou Booker Sadjji: Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884 – 1945, Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas; Berlin; 1985
- Jeremy Schaap: Triumph; The untold Story of Jesse Owens and Hitler's Olympics; New York; 2007
- Peter Scheulen: Die Eingeborenen Deutsch Südwestafrikas; Köln; 1998
- Baldur von Schirach: Ich glaubte an Hitler; Hamburg; 1967
- Matthias Schmitt: Die befreite Welt; Vom Kolonialsystem zur Partnerschaft; Baden – Baden; 1962
- Heinrich Schnee: Die deutschen Kolonien vor, in und nach dem Weltkrieg; Leipzig; 1935
- Alexander Schober: Der „Hererokrieg“ im Spiegel der zeitgenössischen Wiener Tagespresse, 1904 – 1907, Zum diskursiven Rahmen eines Kolonialkriegs; Wien; 2004
- Michael Schubert: Der schwarze Fremde; Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre; Osnabrück; 2001
- Johannes Seybold: Der Hererokrieg in Deutsch – Südwestafrika; Wien; 1991
- Gerd Sudholt: Die deutsche Eingeborenenpolitik in Südwestafrika; Hildesheim, New York; 1975

- Martin Süß: Rheinessen unter Französischer Besatzung; Vom Waffenstillstand im November 1918 bis zum Ende der Separatistenunruhen im Februar 1924; Stuttgart; 1988
- Fatima El-Tayeb: Schwarze Deutsche; Der Diskurs um >>Rasse<< und nationale Identität 1890 – 1933; Frankfurth/Main; 2001
- Sergej Tjulpanow: Das Kolonialsystem des Imperialismus und sein Zerfall; Moskau; 1958
- Jürgen Trimborn; Riefenstahl ; Eine deutsche Karriere; Berlin; 2002
- Roland Unger: Die Olympischen Spiele 1936 in Berlin; Wien; 2002
- Jürgen von Ungern-Sternberg und Wolfgang von Ungern-Sternberg: Der Aufruf „An die Kulturwelt!“; Stuttgart 1996
- Guy Walters: Berlin Games; How Hitler Stole the Olympic Dream; London; 2006
- Jörg Wassnik: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika; Der Herero-/ Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; München; 2004
- Iris Wigger: Die „Schwarze Schmach am Rhein“; Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse; Münster; 2007
- Daniel Wildmann: Begehrte Körper; Konstruktion und Inszenierung des „arischen“ Männerkörpers im „Dritten Reich“; Würzburg; 1998
- Jürgen Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika; Der erste deutsche Genozid In: Völkermord in Deutsch – Südwestafrika; Der Kolonialkrieg (1904 – 1908) in Namibia und seine Folgen; Berlin; 2003

### ***Internetverzeichnis***

- <http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Buecher/Herrenvolk/K8.htm> - Gottfried Mergner: "Unser Nationales Erbe" des deutschen Kolonialismus; Stand 27.02.2009
- [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44493](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44493) - Helmut Gembries: Französische Besetzung der Pfalz; Stand 25. 03. 2009
- [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44947](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44947) - Iris Wigger: Die Schwarze Schmach, Stand 26. 03. 2009

- <http://www.deutsches-filminstitut.de/zengut/df2tb849z.pdf> - Film - Ober – Prüfstelle; Berlin; 1921; Stand 26.03. 2009
- [http://www.projektosthofen-gedenkstaette.de/html/body\\_rheinlandbastarde.html](http://www.projektosthofen-gedenkstaette.de/html/body_rheinlandbastarde.html) - Förderverein Projekt Osthofen; Stand 02. 06. 2009
- <http://espn.go.com/sportscentury/features/00016393.html> - Larry Schwartz: Owens oierced a myth; Stand 23.09.2009
- [http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf\\_auf\\_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1](http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/531/jahrhundertkampf_auf_schallfolie.html?s=2&r=1&a=531&c=1) – Ralf Klee: Jahrhundertkampf auf Schallfolie; Stand 27. 10. 2009
- <http://www.boxingpress.de/bp-historie-schmeling2.html> - Wolfgang Oswald: Vor 64 Jahren – Louis vs. Schmeling II; Stand: 29. 10. 2009
- <http://www.retrobibliothek.de/retrobib/seite.html?id=109548>; Autorenkollektiv; Stand: 14.12.2009
- [http://www.europa.clio-online.de/site/lang\\_\\_de/ItemID\\_\\_154/mid\\_\\_11428/40208214/default.aspx](http://www.europa.clio-online.de/site/lang__de/ItemID__154/mid__11428/40208214/default.aspx) - Rüdiger von Bruch; Geistige Kriegspropaganda. Der Aufruf von Wissenschaftlern und Künstlern an die Kulturwelt; Stand: 15. 12.2009
- <http://www.boxinginsider.com/history/joe-louis-as-civil-rights-pioneer/> - Tom Donelson; Joe Louis as Civil Rights Pioneer; Stand 16.02.2010

## ***Filmverzeichnis***

- Kampf des Jahrhunderts: Produzent & Regie: Barak Goodman; USA; 2004
- Olympia: Produzent & Regie: Leni Riefenstahl; Deutschland; 1938

## ***Abbildungsverzeichnis***

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Abbildung 1 Karikatur Deutsche Frau als Opfer der Kolonialsoldaten: [Zeichnung "Die Schwarze Schmach!"](#) In: [Franzosen im Ruhrgebiet; 10 Zeichnungen von A.M. Cay.;](#) Berlin o.J.; 1923

Abbildung 2 französische Karikatur [In: Rainer Pommerin: „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“; Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918 – 1937; Düsseldorf; 1979; S.15](#)

Abbildung 3 Lutz Long bei seinem weitesten Versuch [In: Leni Riefenstahl: Schönheit im olympischen Kampf; Mit zahlreichen Aufnahmen von den olympischen Spielen 1936; München; 1988; S.101](#)

Abbildung 4 Jesse Owens bei seinem Weltrekordsprung [In: William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988; S.114ff](#)

Abbildung 5 + 6 Statue erwacht zum Leben [In: Leni Riefenstahl: Schönheit im olympischen Kampf; Mit zahlreichen Aufnahmen von den olympischen Spielen 1936; München; 1988; S.26+27](#)

Abbildung 6 Bildausschnitt aus dem Fackellauf des Olympiafilms [In: Leni Riefenstahl: Schönheit im olympischen Kampf; Mit zahlreichen Aufnahmen von den olympischen Spielen 1936; München; 1988; S.42](#)

Abbildung 7 Hochkonzentriert Sekunden vor dem Start [In: William Baker: Jesse Owens; An American Life; New York; 1988; S.120](#)

Abbildung 8 Beim traditionellen Wiegen vor dem Kampf [In: Max Schmeling: Erinnerungen; Berlin; 1995; S.395](#)

Abbildung 9 Schmeling bei Durchführung seiner Strategie [In: David Pfeifer: Max Schmeling; Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main, New York; 2005; S.255](#)

Abbildung 10 Bereits nach 124 Sekunden ging Schmeling K.o. zu Boden [In: Chris Mead: Champion Joe Louis; London; 1986; S. 156](#)

Abbildung 11 Louis bei Schmeling zu Gast [In: David Pfeiffer: Max Schmeling; Berufsboxer; Propagandafigur, Unternehmer: Die Geschichte eines deutschen Idols; Frankfurt/Main; 2005; S.349](#)

Abbildung 12 Medallenspiegel aus Tagespresse [vom 17.08.1936:   
http://www.eglofs.rv.schule-bw.de/4olymp.gif - Stand 27.02.2010](#)

# Anhang

## **Abstract**

Diese Arbeit beschäftigt sich mit dem Bild des Schwarzafrikaners im Laufe deutscher Kolonialgeschichte, über die Weimarer Republik und mündet im Kontext der Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Im Rahmen dieser Arbeit werden zwei Thesen thematisiert. Einerseits soll aufgezeigt werden, dass ein deutscher Rassismus nicht erst im Holocaust präsent war sondern dessen Wurzeln schon weitaus früher anzusiedeln sind und weiters die Imagologie des Schwarzafrikaners auf Stereotype und Klischees beruht, die in direkter Verbindung zu Umbrüchen und Veränderungen der deutschen Gesellschaft stehen.

Ursprung des Imagewechsels war der Zeitpunkt der Aufklärung, wo Menschen nicht mehr anhand ihrer Glaubensrichtung hierarchisiert, sondern physische Merkmale zur Differenzierung herangezogen wurden. Dies endete in gesellschaftlichen Rangordnungen, an denen der weiße Mensch an der Spitze stand und die naturbelassenen Eigenschaften des Schwarzen als noble Tugenden galten.

Mit dem Aufkommen der Evolutionstheorie, die sich speziell den anthropologischen Merkmalen zuwandte, glaubte man das gesuchten Missing Link (Bindeglied zwischen Mensch und Tier) gefunden zu haben. Insofern wurde der Schwarze auf dieselbe Stufe wie Tiere gestellt und aus dem „edlen Wilden“ wurde eine „animalische Bestie“. Diese Interpretation änderte sich in der Kolonialzeit nur minimal, da für die finanzielle und arbeitskräftepotentielle Ausbeutung eine Legitimierung gefunden werden musste. Diese manifestierte sich in den völlig absurd aufgestellten Rassentheorien. Getrieben vom Wunsch nach raschen finanziellen Wohlstand missbrauchten weiße Siedler ihre Vollmachten und knechteten die schwarzen Einheimischen. Daraus entstand eine Dichotomie zwischen „Kulturmensch“ und „Naturmensch“. Die afrikanische Antwort auf den weißen Größenwahn und deren praktizierte Ausbeutung gipfelte in den Herero- und Namaaufständen, die jedoch vom deutschen Militarismus unter grausamer Kriegsführung niedergeschlagen wurden und von kritischen Historikern, als Deutschlands erster Genozid angesehen wird.

Der erste Weltkrieg läutete abermals eine Wende ein. Als Kriegsaggressor wurde Deutschland verpflichtet Reparationszahlungen zu tätigen und verlor dazu noch den Anspruch auf ihre überseeischen Schutzgebiete. Überzeugt davon eine

ausgesprochen gute Koloniarbeit geleistet zu haben, stellte sich in Deutschland die „koloniale Schuldlüge“ ein. In dieser bezeichnete man sich als „würdige Kolonialherren“ die ihren „treuen Schützlinge“ Bildung vermittelten, in der deutschen Interpretation der „Bürde des weißen Mannes“.

Gedemütigt und frustriert von den Zuständen die der Versailler Friedensvertrag mit sich brachte, entwickelte sich im Weimarer Deutschland abermals eine rassistische Gesinnung gegenüber Schwarzafrikaner. Während der Rheinlandbesetzung durch alliierte Truppen, die unter anderem auch auf afrikanische Kolonialsoldaten zurückgriffen, entwickelte sich die so genannte „Schwarze Schmach“ Kampagne. In jener protestierte die deutsche Regierung gegen den Einsatz afrikanischer Truppen auf deutschem Gebiet. In diese Proteste flossen neben den Aspekten Rasse und Nation unter anderem auch das Geschlecht mit ein, da die deutsche Frau als „bevorzugtes“ Opfer schwarzer Kolonialsoldaten galt. Unterstützung erhielt Deutschland in diesem Vormarsch auch von ausländischen Akteuren, die sich einer weißen Solidarität verpflichtet fühlten.

Kurz nachdem es zum Abzug alliierter Truppen aus den besetzten Gebieten kam, stellte man bereits Überlegungen an, wie man den deutschen Volkskörper vor jener schwarzen Minderheit, die sich aus der Besatzung und der daraus resultierenden Liebschaften, etc. ergeben hat, schützen könne. Die Sterilisation sollte demzufolge eine akzeptable Methode sein, wobei es bei der Umsetzung jener, aufgrund der deutschen Rechtslage zu Problemen kam.

Die Olympiade 1936 in Berlin sollte der Welt demonstrieren, dass Deutschland ein liberaler Staat fernab jeglicher rassistischer Machenschaften ist. Eine propagandistische Inszenierung sollte das Ausland in die Irre führen. Besonders der afroamerikanische Superstar der Spiele Jesse Owens führte die nationalsozialistischen Rassentheorien ad absurdum, indem er in den Leichtathletikbewerben vier Goldmedaillen holte. Vom Publikum wurde er jedoch als Held der Spiele gefeiert.

Auch der ideologisch aufgeladene Boxkampf zwischen Max Schmeling und Joe Louis verkam zu einer Instrumentalisierung des Sports durch die Regierungen. Sportler wurden nicht anhand ihrer Leistungen beurteilt sondern anhand ihrer Ideologien und Hautfarben. Ein Mann für eine ganze Nation.

## ***Lebenslauf***

**Name:** HUBER Christian  
**Geburtsdatum:** 26.07.1983  
**Geburtsort:** Oberpullendorf  
**Familienstand:** ledig



---

### **Wissenschaftlicher Werdegang:**

|               |  |
|---------------|--|
| 26. März 2010 | Einreichung der Diplomarbeit   |
| Sept. 2009    | Beginn des Studium Umwelt- und Bioressourcenmanagement auf der Universität für Bodenkultur |
| 30. Juni 2006 | Beendigung des 1. Diplomabschnitts   |
| Sept. 2002    | Beginn des Lehramtstudiums Geschichte und Geografie auf der Hauptuniversität Wien          |
| 11. Juni 2001 | bestandene Matura  |
| Sept. 1996    | Umstieg in das Wirtschaftskundliche Realgymnasium  |
| Sept. 1993    | Einstieg in das Grg21 Franklinstraße 26 in 1210 Wien                                       |
| Sept. 1989    | Einstieg in die VS Bisamberg   |